Per. 70 (2.3

Digitized by Google

<36608256940018

<36608256940018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

193 G.m.S.

Digitized by Google

Digitized by Google

Berlinisches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von

G. N. Fischer und A. Riem.

Zweyter und dritter Band 1789.

Berlin, 1789.

In der Kön. Pr. Akadem. Kunst- und Buchhandlung.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Inhalt.

Zweyter Band.

Erstes Stück. Januar 1789.

1. Ueber politische Aufklärung. Seite 1
2. Ueber das Gebet. 11
3. Ein psychologischer Traum: geträumt im Wachen. (Fortsetzung.) 38
4. Ueber das Eigenthümliche der Preussischen Monarchie, von J. T. F. In der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt, am Tage der Feyer des Königlichen Geburtstags, den 24sten September 1788 vorgelesen. 54
5. Kurzgefaßte Geschichte des Königs Sebastians von Portugall. 79
6. Neue Erfindung. 92

Digitized by Google

Inhalt.

Zweytes Stück. Februar 1789.

1. Stoicismus. Eine philosophische Phantasie. 97

2. Zusätze und Erläuterungen zum einzigmöglichen Zweck Jesu. 118

3. Verdient der geistliche Stand mehrere Achtung, als ein andrer? Eine philosophische Untersuchung. 155

4. Akte, wegen Festsetzung der Religionsfreyheit, wie selbige in der Versammlung in Virginien zu Anfange des Jahres 1788 zu Stande gekommen ist. 173

5. Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen. 180

Drittes Stück. März 1789.

1. Das Bildniß. Nach dem Französischen 193

2. An meinen Freund von W. (Auf seinem Landgute im Winter 1782.) 195

3. An Ramler. 198

4. Versuch einer Untersuchung der Frage: Kann reiner Naturalismus Volksreligion werden? 201

Digitized by Google

Inhalt.

5. An Onesikritus, den Freund geheimer Weisheit. (Aus den Episteln an Theologen.) 241

6. Verdient der geistliche Stand mehrere Achtung, als ein Anderer. (Fortsetzung.) 244

7. Briefe über Carlsruhe. 257

Dritter Band.

Erstes Stück. April 1789.

1. Zwey lyrische Gedichte.

1) Dem Könige Friedrich. Seite 1

2) Dem Könige Friedrich Wilhelm. 10

2. Einige Gedanken über das Censur-Edikt vom 19ten Decbr. 1788. 19

3) Versuch einer Untersuchung der Frage: Kann reiner Naturalismus Volksreligion werden? (Beschluß.) 27

Zusätze des Herausgebers zu vorstehender Abhandlung. 61

4. Betrachtungen über die Kometen: Geschichte des in diesem Jahre zurückerwarteten Kometen: Beschreibung eines bequemen Instruments zur Aufsuchung dessel-

Digitized by Google

Inhalt.

ben: von Ernst Gottfried Fischer, Prorektor der Berlin. Schule im grauen Kloster. 77

Zweytes Stück. May 1789.

1. Erzählungen und Sprüche. (Aus einer bekannten, aber oft nicht verstandenen Quelle.)

1. Der Weizen und das Unkraut. Seite 97
2. Das Heimliche. 99
3. Das Flickwerk. 100
4. Das sichre Kennzeichen. ebdf.
5. Der Geist Christi. 101

2. Beytrag zur Reformationsgeschichte des J. 1540. 102

3. Ueber den Geist der Gesetzgebung und das Verhältniß zwischen dem Unterthan und Souverain. 119

4. Ueber einige ruhmvolle Eigenthümlichkeiten des Preußischen Staats, eine Abhandlung in der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt vorgelesen. (Fortsetzung.) 148

5. Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen. (Fortsetzung.)

Mittel, zu erfahren, welche Aecker schlecht oder gar nicht bebauet werden, um sich

Inhalt.

ansehnliche Verbesserungen zu verschaffen. 162

Von Häfen, Bächen, Kanälen und Wegen: von der Nothwendigkeit, sie in guten Stand zu setzen u. neue anzulegen. 170

Von den Manufakturen und Fabriken; von den Mitteln, ihnen aufzuhelfen und sie blühender zu machen, 189

Drittes Stück. Junius 1789.

1. Alonzo. (Eine philosophische Phantasie.) 193

2. Zusätze zur Abhandlung: Kann reiner Naturalismus Volksreligion werden? (Beschl.) 203

3. Etwas über die gegenwärtige Lage der vereinigten Staaten von Nordamerika. 266

4. Betrachtungen über die Cometen ꝛc. von Hrn. E. G. Fischer. 290

5. Des Hrn. Hof- und Stadtdiac. A. G. Preuschen zu Carlsruhe Antwortschreiben an den Hrn. D. Posselt daselbst, auf die von dem Geh. Legationsrath Hr. D. Oelrichs zu Berlin, gethanene Anfragen wegen der Preuschenschen typometrischen und sismometrischen Kunstarbeiten. 312

Inhalt.

6. Das Scharfsinnigste, was für eine geoffenbarte Religion gesagt werden kann. Aus dem Latein. des Bako von Verulam; nebst einem Anhange von der Vernunft, als dem obersten Princip, in letzter Instanz, aller Religion, von dem Uebers. 322

7. Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen. (Fortsetzung.)

1. Von den Manufakturen und Fabriken; von den Mitteln ihnen aufzuhelfen und sie blühender zu machen. 339

2. Von der Art und Weise, wie man ohne viele Kosten Häfen, Wege, Kanäle und Bäche anlegen und ausbessern kann, und den Vortheilen, welche hieraus für den Handel entspringen würden. 341

Berlinisches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von G. N. Fischer und A. Riem.

Zweyten Bandes erstes Stück.

Januar. 1789.

I.

Ueber politische Aufklärung.

Ein paar Hauptzweige der Aufklärung sind, wie jedem, der offene Augen hat, einleuchten muß, politische und religiöse Aufklärung.

Heut von der ersten: nächstens einmal von der andern.

Den Begriff von Aufklärung überhaupt vorausgesetzt, den ich oben gegeben habe (s. St. 1. S. 34.), ist politische Aufklärung nichts anders, als richtige Begriffe von den wesentlichen Bedürfnissen des gesellschaftlichen Menschen.

Hierzu gehören nun erstlich wieder: richtige allgemeine Begriffe von Menschen, Gesellschaft, Absicht und Zweck der Gesellschaft, möglichen Einrichtungen derselben, um diesen Zweck zu erreichen, von Gesetzen, Obrigkeiten und Unterthanen: und was mit dem allen zusammenhängt.

Zweytens aber auch eben so sehr richtige besondre Begriffe von den wirklich bestehenden Gesellschaften und Verfassungen, über die man urtheilen oder für die man thätig seyn will.

Jenes würd' ich die theoretische, dies die praktische politische Aufklärung nennen; damit es aber eben so ist, wie mit aller Theorie und Praxis, eine taugt ohne die andre nichts.

Wer

Wer jene nicht hat, weiß nicht, worauf es ankomt; wem's an dieser fehlt, weiß nicht, wie er das, worauf es ankommt, an den Mann bringen soll.

Hülfsmittel zur Erreichung jener allgemeinen Begriffe (und das allenfalls statt aller übrigen,) ist Friedrichs II. Abhandlung: Sur les formes de gouvernement et les devoirs des Souverains. (s. Oeuvres posthumes de Fréderic II. Tome VI.)

Zur Kenntniß der einzelnen Verfassungen zu gelangen, ist kein andrer Rath, als die Geschichte jedes Landes und Volks sorgfältig und in den besten Quellen zu studiren. Leider gibt es noch gar viele Deutsche, die Deutschland, und viele Preußen, die ihr Vaterland nicht kennen.

Wer muß, soll, kann und darf aber diese Aufklärung haben? — Wer muß? Der Regent und alle, die an der Regierung Theil nehmen; um theils das Gute, was da ist, nicht aus gedankenloser Gewohnheit, sondern

aus Ueberzeugung zu erhalten, theils zu rechter Zeit das übrige Schlechte mit Gutem, und das Gute mit immer Besserem zu vertauschen. — Wer soll? Billig jeder Bürger des Staats; damit er das Gute seines Landes schätzen und aus Ueberzeugung dafür dankbar seyn lerne; bey vorzunehmenden Verbesserungen aber nicht widerspenstig, sondern an seiner Stelle zum Plan des Ganzen mitzuwirken fähig sey. — Wer kann? Wer nicht zu dumm geblieben, oder vorsätzlich in Dummheit gelassen ist; denn menschliche Angelegenheiten können von Menschen begriffen werden. — Wer darf? Unter der besten Regierung, Alle; unter der schlechtesten, wo möglich, keiner: die wirklichen Fälle unter dem Mond liegen zwischen diesen beyden, bald jenem, bald diesem näher.

Werden aber durch allgemeine politische Aufklärung die Leute nicht zu klug, Raisonneurs, politische Kannengiesser, mißvergnügte widerspenstige Unterthanen, schlechte Bürger? —

Da kämen wir auf die allgemeine Frage: Ob es rathsam ist, die Leute zu klug zu machen? deren Beantwortung hier einzuweben zu weitläuftig wäre. Mir ist, so oft ich diese Frage bey mir aufgeworfen habe, immer zweyerley dabey aufs Herz gefallen. Erstlich, daß es die Phärisäer waren, die da meinten: "das Volk, das nichts vom Gesetz weiß, ist verflucht". Und zweytens, daß, so lange man nicht zugleich die fünf Sinne abschaffen will, die die Menschen gewöhnlich haben, das Verbieten des Zuklugwerdens nicht viel fruchten würde. Naturam expellas furca, tamen usque recurrit. Man mache die Leute klug, (oder wie ich's lieber nenne, verständig,) so fällt die befürchtete Zuklugheit oder Ueberklugheit von selbst weg. Denn diese Ueberklugheit entsteht nicht aus dem zu viel, sondern aus dem zu wenig wissen; aus einzelnen isolirten aufgeraften zusammenhangloſen Kenntnissen, die man daher natürlicher Weise weit häufiger am unrechten, als am rechten

Ort

Ort wieder anzubringen pflegt. So geht es mit allem Halbwerk, es sey von welcher Art es wolle.

Weder England, noch die weise und milde Regierung, unter der wir zu leben das Glück haben, glaubt, daß es schädlich sey, den Bürger des Staats über seine Pflichten und Rechte aufzuklären. Beweise davon? Wer sie in der Art, wie unser Gesetzbuch entworfen wird, und in den Verfügungen, die zu seiner künftigen Erklärung gemacht werden, nicht selbst findet, muß sehr zurück seyn.

Eine schlechte Regierung, die entweder selbst nicht weiß, was sie will, oder böse Absichten hat, hat Ursach, sich zu verbergen, und vor hellen Augen zu fürchten. Tyranney spielt gern geheimes Spiel. Venetianischer Despotismus läßt hinter dem Vorhang aufhängen. Hierarchische Plane fodern blinden Gehorsam, weil Leute mit gesunden Augen schwarz schwarz, und weiß weiß finden.

Aber wozu bedarf eine gute Regierung des Verbergens ihrer Grundsätze und Absichten? Gerade das Erste und Einzige, was sie vor allem wünschen muß, worauf Achtung, Liebe, Vertrauen, Anhänglichkeit für sie sich am sichersten und unveränderlichsten gründet, ist ja, daß sie für das, was sie ist, d. i. für gut erkennt wird. Gerade hierdurch kann sie mehr, als durch alle andre Mittel, an Festigkeit und Dauer gewinnen. Mauren können niedergerissen und Gewafnete untreu werden; aber Anhänglichkeit des Herzens, auf Ueberzeugung gegründet, steht mit dem letzten Blutstropfen für König und Vaterland.

Verschwiegenheit in Geschäften ist etwas anders, als Verbergung seiner Absichten und Grundsätze. Jene ist um des gegenwärtigen Augenblicks und um der Hinderer willen nothwendig.

Vieles rechnete man sonst unter Staatsgeheimnisse, was man jetzt nicht mehr darunter rechnet. Die Ursach ist theils, weil sich

solche

solche Geheimnisse nicht ewig verbergen lassen, nämlich nur so lange, bis die Kenntniß dieser Gegenstände für viele bey der Uebersicht menschlicher Angelegenheiten zum Bedürfniß wird; theils weil Fürsten und Staatsmänner seit Friedrichs Zeiten aus deutlichen Begriffen handeln, wo man sonst aus undeutlichen zu handeln pflegte. Wer undeutliche Begriffe hat, gibt sich nicht gern bloß, weil er den Widerspruch fürchtet; wer deutliche hat, fürchtet sich vor dem Widerspruch nicht, weil er ihn zugleich mit übersieht, und Antwort darauf in Bereitschaft hat.

Politik ohne Wahrheit ist List; aufgeklärte Politik Klugheit. List mag sich sträuben, so lang sie will, sie muß endlich der Klugheit unterliegen.

Der Staat, der über sich selbst, seine Lage, Kräfte, Hülfsquellen, Mängel, Verbesserungsmittel u. s. w. die deutlichsten Begriffe hat, — und man kann diese nicht von sich selbst haben, ohne sie zugleich von andern mit zu bekom-

kommen: — muß nothwendig das Vorwort im Fürstenrath, das Uebergewicht im Streit, und das größte Vertrauen zu Haus und bey Fremden haben, vor allen andern Staaten, wo verworrne Begriffe herrschen. Es ließe sich hiervon aus der Geschichte **Friedrichs** und den Preußischen Staatsschriften, wenn sie mit manchen andern in Vergleichung gestellt werden, die auffallend merkwürdigsten Beyspiele anführen. Ich wünschte, ein philosophischer Staatsmann schriebe ein Buch, etwa (wenn er keinen neuern Namen nehmen wollte,) unter dem Titel: **Alexander und Darius, oder von den Wirkungen deutlicher und verworrner Begriffe.**

Nichts beweist daher aus allen angeführten Gründen die Güte einer Regierung mehr, und daß sie ihren wahren Vortheil versteht, als wo sie politische Aufklärung, ich will nicht sagen duldet, sondern **wünscht, befördert, aufmuntert.** Keine bildet edlere Unterthanen, die lieber von ihrem Vaterland sprechen,

und

und herzlicher an allem, was dasselbe angeht, Antheil nehmen; die nicht als Lastthiere ihren Sack tragen, — Quid refert mea, cui serviam, clitellas dum porto meas! — sondern die als Menschen für Menschen leben, denken, handeln, und als vernünftige Wesen ihren Beytrag zum allgemeinen Besten entrichten. Denn er kennt sich als Glied der Kette, als Theil des großen Ganzen; er fühlt, eben in dieser Verbindung desto mehr, die Würde der Menschheit!

Fischer.

II.

Vom Gebet.

Wir leben jetzt in einer Zeit, wo sich der kalte Indifferentismus entfernt, und kritische Untersuchungen darauf ausgehen, wie in allen Wissenschaften, so auch in der Religion auf feste Principien zu kommen, und der Zweifelsucht ein Ende zu machen. Stehen nun einmal die Principien fest; so ist der glückliche Augenblick da, wo man nicht bloß, wie es der Charakter rapsodischer Untersuchungen mit sich bringt, damit beschäftigt ist, umzureissen und zu verröden, sondern wo man auch auf unumstößlichen Principien wieder aufbauen und die verlegene Seele zur Ruhe führen kann. Nach mancherley Fehden und Verirrungen scheint dieser erwünschte Zeitpunkt auch für die Religion zu kommen. Unglaube und Aberglaube haben sich nun lange genug in den Ha-

ren

ren gelegen; man muß einsehen, daß dieser Krieg am Ende nichts anders, als was aller Krieg bringt, Armuth und Verheerung. Die Gemüther, der blutigen Auftritte müde, sehnen sich nach Ruhe. Ein Vergleich, der nur durch willkührliches Ablassen und Zugeben zu stande käme, würde nur äußerlichen Frieden bewirken, und weil keine gründliche Genügung geleistet wäre, über kurz oder lang in neue Fehden ausbrechen. Es kommt also darauf an, die unwandelbaren Principien auszufinden, worauf unwiderredlich der Friede gestiftet werden, und immerdar, wie auf einem unzerstörbaren Grunde ruhen könne. Ein solches Princip der unfehlbaren Beruhigung muß nicht willkührlich und zufällig, sondern nothwendig und verpflichtend seyn; so daß ein Jeder die Unverletzlichkeit desselben anerkennt, und sich vor sich selbst schämen muß, sich an seiner Heiligkeit zu vergreifen.

Es ist meine Absicht hier nicht, mich über die ganze Religion auszulassen, sondern ich will nur einige Betrachtungen über die Lehre vom Ge-

bet anstellen. Ich erinnere aber hier, was bey allen Untersuchungen nie aus der Acht gelassen werden muß; daß man, wenn es um unwankende Wahrheit zu thun ist, ganz ohne alle Nebenrücksicht, ohne Besorgnisse und Seitenblicke zu Werke gehen müsse. Das Ziel der Untersuchung muß nie verrückt werden, selbst auch da nicht, wo wir Verwickelung und Inconvenienz zu ahnden glauben. Am Ende schließt sich alles an, und die erstlich anscheinenden Schwierigkeiten verschwinden von selbst.

So bald man von Principien ausgeht, hat man den schönen Vortheil, daß man sicher und ohne Widerrede aufbauen kann; und zugleich eine Anleitung, alles Fremde, Unnöthige und Ueberlästige zu entfernen. Wem es um ein reines Gebäude zu thun ist, muß sich's auch nicht verdrießen lassen, wenn er das Ueberflüßige und Unschickliche wegräumen sieht.

Die Lehre vom Gebet ist bey weitem noch nicht gereinigt, und es herrschen darüber, vorzüglich bey der gemeinen Menschenklasse, noch

viele

viele irrige Vorstellungen und schädliche Vorurtheile. Dergleichen Irrthümer verdienen um so mehr unsre Aufmerksamkeit, als sie sehr oft in Leben und Handlung eingreifen und großen Nachtheil bringen. Ich will versuchen, die Lehre des Gebets auf ihre höchsten Principien zurückzuführen, und in ein solches Licht zu stellen, daß durch eine feste Theorie allen praktischen Fehltritten leicht vorgebeugt werden kann.

Ob es überhaupt Vorurtheile gebe, die an sich unschädlich, und von keinem Einfluß auf's Praktische sind, ist eine Frage, worüber die Gemüther noch sehr getheilt sind. Die Sache scheint zwar so offen zu liegen, daß man glauben sollte, es würde Niemand Anstand nehmen, sich für die Hinwegräumung aller Vorurtheile zu erklären. Auch in allen übrigen Zweigen des menschlichen Wissens geht man so uneingeschränkt, und bekämpft ohne achtbaren Widerspruch und Gefahr das Vorurtheil, wo man es findet; allein in dem Gebiete, das man der Religion zuerkannt hat, verfährt man so bedenklich

und

und ſanft, daß man daraus ſchließen muß, es ſey hier mehr Hinderniß zu überwinden, mehr Widerſpruch zu erwarten, und mehr Gefahr zu befürchten. Wenn ein C* Wunderkraft lügt, und ein H* mit Univerſalrecepten prahlt; ſo rügt man ohne Scheu dort die Lüge und hier die Windbeuteley; ſtellt biedermännlich den Wunderkraftskrämer an die Schandſäule, und warnt die Welt vor Lug und Trug. Allein ſo offen nnd ohne Scheu will man Vorurtheile nicht behandelt haben, die zwar die Religion nicht heiligt; denn was hat dieſe himmliſche Wohnung der Wahrheit und des Geiſtes mit Irrthum und Vorurtheil zu thun? die man aber, man weiß nicht, aus was für Urſachen, einmal ſo feſt an die Religion geknüpft hat, daß man glaubt, ſie könnten nicht ohne Verwundung der Religion von ihr getrennt werden.

Irgendwo überlud ſich ein Kind ſo ſehr den Magen, daß es nicht im Stande war, die genoſſene Speiſe zu verdauen. Es entſtanden Verhärtungen und Anſchwellung, ſo daß das

Kind

Kind ohne schleunige Hülfe nicht zu retten war. Man rieth den Aeltern, Arzeney zu gebrauchen, allein vergebens. Sie erwiederten, daß sie schon die Veranstaltung getroffen hätten, eine öffentliche Fürbitte für das Kind thun zu lassen. Man wandte ihnen ein, daß außerdem doch noch Hülfe vonnöthen sey, und daß diese um einen geringen, vielleicht geringern Preis, als die Fürbitte, zu haben sey; allein vergebens. Die öffentliche Fürbitte zu Gott, hieß es, sey kräftiger, als alle Arzeney, und wenn Gott wolle; so könne er dem Kinde wohl helfen. Die Fürbitte geschah und das Kind starb.

Man sieht leicht, daß hier Glaube an Wunderkraft des Gebets, unverständige Anforderung an Gott, und Verzichtthuung auf eignen Gebrauch des Verstandes und der Naturkräfte zum Grunde liegt. Nun bedarf es nur, daß sich der Unmündige noch einigemal in seiner Hoffnung betrogen findet; so tritt bey ihm an die Stelle des Aberglaubens der Unglaube, der

Schwache

Schwache geht den Weg aller Schwachen und Superstition gebiehrt den Atheismus.

Es ergibt sich hieraus, wie heilsam es ist, jeden Glauben an's Licht zu ziehen, und ihn durch eine unpartheiische Kritik zu säubern und zu gründen. Der Ferneysche Philosoph fände hier Stoff zum Spott und zum Witz, und ein Hume würde den Gegenstand mit einer Wolke von Zweifeln überziehen. Mit beyden wäre aber dem redlichen Freund der Religion nicht geholfen. Nur nüchterne Untersuchung, die der Spott nicht verrückt, und der Zweifel nicht schreckt, kann hier reinigen und aufbauen.

An sich betrachtet ist das Gebet nicht allein eine unschuldige, sondern auch erbauliche Unterhaltung; es ist aber gewiß, daß alle unsre Bitten, in so fern sie unsre Glückseligkeit zum Gegenstande haben, nicht bestimmt und mit einer zuverläßigen Hoffnung geschehen müssen; weil wir, wo die Mittel und der Gang der Dinge außer unsrer Kraft und Erkenntniß liegen, nicht unfehlbar einsehen können, was zu unserm Be-

ſten gereicht. Es ſoll in ſolchen Fällen die Erhebung unſers Herzens zu Gott nichts weiter enthalten, als ein Vertrauen auf ſeine Weisheit und Ergebung in ſeinen Willen. Wo aber die Mittel in unſrer Macht und die Art der Hülfe in unſrer Einſicht ſtehen; da ſollen wir nicht bitten und beten, ſondern forſchen und handeln. Wir ſind verſtändige Weſen mit natürlichen Kräften begabt; wir ſollen deshalb unſern Verſtand bilden, und durch ihn über die Naturkräfte walten. Dieſe weiſe Einrichtung Gottes würde ganz ihres Zwecks verfehlen: wenn ſie in den Lauf der Dinge und in die uns mögliche Machthabung über die Natur widernatürliche Eingriffe thäte; ſie würde uns mit der einen Hand nehmen, was ſie uns mit der andern verliehen hat. Sie würde offenbar unſer edelſtes Kleinod, die Freyheit, das Vermögen, nach einer Vorſtellung von Regeln über die Natur zu wirken, zerſtören; ſie würde uns innerhalb der Sphäre der uns möglichen und gebotenen Wirkſamkeit ſelbſt irre machen, wenn ſie dem Laufe der Dinge,

dem

dem Gebrauche unsrer Kräfte und den Regeln unsers Verstandes zuwider wirkte.

Der Mensch erkenne sich in seiner vollkommnen Freyheit, in seiner Unabhängigkeit von der Natur, in seinem Vermögen, über die Natur zu herrschen. Er betrachte die Natur als einen Gegenstand seiner Behandlung. Er betrachte sich zwar einer Seits als ein Glied der Natur, aber ander Seits nicht durch die Natur beschränkt. Der Mensch soll in der Natur zwar nach Naturgesetzen wirken, aber doch selbst der Naturnothwendigkeit nicht unterworfen seyn; er soll sich nur der Naturgesetzmäßigkeit, als einer Bedingung der Möglichkeit seiner Kraftäußerung bedienen. Diesen erhabnen Gedanken, daß der Mensch dazu da ist, sich der Natur zu bemeistern, darf er nie verlieren und verlassen, und soll sich selbst hierin auch keine Grenzen sezzen. Weit hat es der Mensch schon gebracht, und man kann nicht wissen, was den Generationen künftiger Zeiten noch aufbehalten ist. Hingegen darf auch der Mensch auf weiter nichts

aus-

ausgehen, nichts wünschen und hoffen, als was dem Laufe der Dinge und den Gesetzen der Natur gemäß ist. Unsre Selbstthätigkeit schmiegt sich in die Form der Natur (Naturgesetzmäßigkeit), und disponirt über die Materie derselben (Gegenstände der Natur). Hier erblickt sich demnach der Mensch in einer doppelten Beziehung; in seiner Freyheit und seiner Natur, in seinem übersinnlichen Daseyn und seinem sinnlichen Zustande, schaltend über den Naturinhalt und sich schmiegend in die Naturgesetzmäßigkeit. Dies gibt uns den richtigen Aufschluß über das, was wir sollen, was wir können und wie wir es können.

Betrachten wir uns noch näher; so finden wir, daß die mit unsrer übersinnlichen Existenz verbundenen Kräfte in ungleichem Verhältnisse stehen. Vermöge Jener ist dem Sterblichen nichts zu hoch! Nach diesem aber fühlt er seine Schranken. Indem nun der Mensch selbstthätig mit dem Maaße seiner Naturkräfte wirkt; so erkennt er erstlich seine Größe, seine erhabne

Bestim-

Bestimmung und die Vortreflichkeit der Natur, und er kann nicht anders, er muß in lautes Lob und Verherrlichung Gottes ausbrechen. Zweytens stößt der Mensch auch auf seine Schranken, das ungleiche Verhältniß seiner Natur mit seiner Freyheit, seines Vermögens mit seinem Willen. Mängel und Wünsche, Hoffnungen und Besorgnisse umlagern gar oft seine Seele, und hier ist es, wo sich sein Herz in Vertrauen und Ergebung auf die Weisheit Gottes, auf dessen eben so gütige als gerechte Regierung, wo es sich in Gebet und Anbetung ergißt.

Lob und Danksagung, Vertrauen und Ergebung — dies sind die Elemente des Gebets und aller Herzenserhebung zu Gott.

Man hüte sich aber, diese Regungen des Geistes auf Empfindung zu gründen, und aus ihr ableiten zu wollen, Geschieht dies; so wird das Gebet auf einen fremden Boden verpflanzt, und sein ganzer Werth geht verloren. Die Sache ist wichtig: und verdient einer tiefern Erläuterung. Ich will versuchen, sie zu geben.

Ich habe gesagt, man müsse das Gebet nicht aus der Empfindung ableiten, weil sein Grund nie pathologisch seyn dürfe. Dies mögte Manchem übersein und spitzfindig vorkommen: allein es ist doch wahr und richtig.

Wenn wir beten; so erheben wir unser Herz zu Gott; entweder wir loben und danken, oder vertrauen und ergeben uns. Beides ist nur möglich, wenn wir schon einen lautern Begriff von einem obersten und weisen Urheber und Herrn der Welt haben. Dieser Begriff aber entspringt an sich nicht aus der Natur und ihren Eindrücken, sondern wird nur durch die Natur und ihre Eindrücke angefacht, geregt und zum Bewußtseyn geführt. Das Ideal eines höchsten und ursprünglichen Guts, welches sich nach und nach in unsrer Seele hervorarbeitet, ist eine reine Geburt unsers Geistes. Die Natur mit aller ihrer Pracht dient uns zwar zum Princip des Erkenntnisses, aber nicht des Daseyns Gottes. Um zuerst die Idee der Gottheit in uns zu erwecken und anzufachen, ist zwar

die

die Natur mit ihren Eindrücken erforderlich; allein die Vervollständigung des Begriffs und die Ergänzung des Gegenstandes dieses Begriffs kann die Natur nie leisten; sondern dies ist und bleibt dem Geiste ganz allein überlassen. Die Natur mit ihren rhapsodischen Eindrücken muß erst an das Licht des Verstandes gezogen werden, dieser muß sie seinen Begriffen von Ordnung, Regelmäßigkeit ꝛc. angemessen finden, und alsdann erst setzt er ihr einen Herrn vor, der durch Willen und Verstand Urheber derselben ist. Jeder, der sich aufmerksam beobachtet, wird auch gewahr werden, daß, ob er gleich zuerst durch die Natur auf den Gedanken eines Urhebers geführt wird, er doch diesen Urheber der Natur voran setzt, und zwar so, daß er die Natur als Wirkung Gottes, und alles Erhabne in der Natur als ein Fragment und Bestätigung seines Ideals einer freywirkenden Ursache betrachtet. Christus leitet auch das Daseyn Gottes nie aus der Natur her, ob er uns gleich auf die Natureinrichtung verweist, damit wir sie an

das

das Ideal unsrer Vernunft halten, und dieses dadurch bestätigt finden sollen. Die Lehre Jesu von Gott steht längst fest, ehe er auf die Einrichtung der Natur, als eine Bestätigung derselben, verweist. Ich gehe nun weiter. Indem wir Gott in seinem Verhältnisse zur Welt erwägen, und ihn als den mächtigen und verständigen Urheber, weisen Regierer und Erhalter derselben denken; so sind es vorzüglich die Ideen von Weisheit und Herrlichkeit, worauf sich das Gebet gründet. Die Natureinrichtung liefert uns Stoff genug, wo wir Plan und Ordnung, Größe und Erhabenheit entdecken; allein dies sind doch alles nur Bruchstücke, die das Ideal der Weisheit und Herrlichkeit, so wie es unser Geist der Gottheit zuerkennt, bey weitem nicht erreichen. Wenn wir nun in der Erfahrung mit unserm Auge zu kurz reichen, oder wohl gar Mängel zu entdecken glauben, da kehren wir wieder zur Urkunde zurück, und halten uns an das

Ideal,

Ideal, so wie die Vernunft es vorstellt, und wenn die Natur nur hier und dort, nur irgendwann Bestätigung der Ideen von Weisheit und Herrlichkeit gibt, da ergänzt die Vernunft und postulirt ohne Einschränkung, absolute Weisheit und Herrlichkeit. Diese Ideen wirken nun zurück, und gebähren, wenn sie die Natur bestätigt, Lob und Dank, und wo sie die Natur vorenthält, Vertrauen und Ergebung. Es ergibt sich also, daß die Ideen, worauf das Gebet beruht, eigne Produkte des Geistes, und das Gebet selbst eine Wirkung jener Ideen der Vernunft ist.

Das Gebet ist also eine Frucht und Wirkung unsers freyen und selbstthätigen Geistes: sein Grund liegt im Uebersinnlichen, in den Ideen der Weisheit und Herrlichkeit Gottes; diese sind Elemente des Vernunftideals, und dieses bekommt Realität durch das moralische Gesetz.

Die Ideen also, welche in der Vernunft ihren Sitz haben, wirken durch dieselbe Vernunft, und ihre Frucht ist Lob und Vertrauen, Dank und Ergebung.

Das Gebet hat also eine erhabnere Quelle, als daß es je aus Empfindung allein fließen, und pathologisch seyn könnte. Pathologisch entspringen Neigungen und Begierden, die, ohne auf etwas weiteres Rücksicht zu nehmen, befriedigt seyn wollen. Bitten, die allein hierauf gerichtet wären, würden, wenn sie konsequent seyn sollten, alle Moralität außer Acht lassen; sie würden auf Erfüllung dringen, ohne daran zu gedenken, ob das Subjekt derselben würdig, oder das Begehrte selbst zuläßig sey. Dies verschwindet aber so gleich, wenn man erwägt, daß der Mensch außer den pathologischen Regungen noch ein moralisches Gesetz anerkenne. Hierdurch wird das untere (oder pathologische) Begehrungsvermögen der moralischen Forderung (dem obern Begehrungsvermögen) unterworfen, das sinnliche Verlangen wird unter die Einsicht

sicht des Verstandes gebracht, der Zucht der Vernunft übergeben, und an der Idee der Weisheit geprüft. Nun wirkt die Vernunft durch ihre Ideen, und erzeugt das Gebet.

Da nun das Gebet einen übersinnlichen Grund hat, und allein durch die Begriffe von Weisheit und Herrlichkeit, welche in dem Vernunftideal Konsistenz haben, gewirkt wird; so ergibt sich, daß man, um geziemend zu beten, eine lebendige Vorstellung von Gott und von seiner Weisheit und Herrlichkeit haben müsse. Wir müssen wissen, daß, wie Gott die übersinnliche Ursache der Natur und aller ihrer herrlichen Einrichtungen ist, er auch eben so nach den ewigen Gesetzen seiner Weisheit gleich gütig und gerecht über Alles obwalte.

Das Bewußtseyn unsrer Existenz als freyer Wesen, der Anblick der Natur, Schönheit, Regelmäßigkeit und Größe, der Lauf der Schicksale, ihre feinen Verwebungen, und die Spendungen so mannigfaltiger Gaben heischen Lob und Dank für ihren höchsten Urheber und Geber.

Das

Das ungleiche Verhältniß unſers natürlichen Zuſtandes zum moraliſchen Werth, wo die Glückſeligkeit ſehr oft der perſönlichen Würde nicht angemeſſen iſt, dennoch aber als zu derſelben nothwendig gehörig gedacht und zu erwarten geboten wird, das Geſetz der weiſen Regierung Gottes führt auf Vertrauen und Ergebung. Wir wiſſen es ganz gewiß, daß unſer Zuſtand zur ſittlichen Würdigkeit proportionirt werden müſſe, weil der ſittliche Werth den Maaßſtab der Ertheilung der Glückſeligkeit angibt. Da aber der Grad der Würdigkeit durch Gehorſam gegen das moraliſche Geſetz, aber nicht der Grad der Glückſeligkeit, welcher Jenem angemeſſen iſt, in unſrer Macht ſteht; ſo werden wir aufgefordert, den Grund dieſer Ausgleichung in die Machthabung Gottes zu ſetzen. Je mehr ſich auch die Idee der Weisheit Gottes in uns fixirt; deſto unwankender wird unſer Vertrauen, und uneingeſchränkter unſre Ergebung.

Aus der Dignität des Gebets, da es nämlich eine Frucht der machthabenden Vernunft iſt,

folgt,

folgt, daß es nie Verzichtthuung auf Freyheit und auf Wirkung aus Freyheit enthalte. Wir sind und müssen uns immer beim Gebete bewußt seyn, daß Lob und Vertrauen auf Gott nie unsre Wirksamkeit durch Freyheit und Herrschaft über die Natur ausschließe. Das Gebet setzt unsrer Wirksamkeit gleichsam die Krone auf, und entspringt aus einer kritischen Ermessung des Umfangs und der Grenzen unsrer Einsicht und unsrer Macht. Wo wir mehr sehen, als wir selbst vermögen, und mehr hoffen, als wir selbst erreichen können, da ergießt sich unser Herz in Lob und Dank, in Vertrauen und Ergebung.

Wir müssen deshalb das Gebet nie an die Stelle der uns möglichen Wirksamkeit treten lassen, aber auch seinen Zweck nie über die Grenze des Möglichen hinaus dehnen. Wir müssen da nicht bitten, wo Gott die Erreichung unsrer Absichten unsrer eignen Kraft zugeschrieben, und diese dazu angemessen hat; wir müssen aber auch nichts bitten, was den Gesetzen, die Gott gegeben

ben hat, so wohl im Reiche der Natur, als des Himmels, zuwider läuft.

Es ist also nöthig, daß der Mensch wohl ausmittle und wisse, was er kann und nicht kann, was er wünschen darf und nicht darf.

Was wir durch eigne Kräfte erhalten, durch Forschung und Einsicht, durch Anstrengung und eignen Fleiß erreichen können, da ist es thöricht, durch unverständliches Gebet Gott um Hülfe anzuflehen. Hier geziemt es sich, Gott zu gehorchen, und seinen Willen zu thun, nicht zu bitten und müßig zu stehen. Hier sind die kühnsten Unternehmungen, wenn sie den Gesetzen der Natur und der Freyheit gemäß begonnen werden, der Absicht Gottes weit angemessener, als unthätige Seufzer.

Alles, was zu unsrer Glückseligkeit abzielt, ist entweder unsrer freyen Disposition anvertraut, und hier sollen wir durch Steigen und Fallen klug werden; oder aber es übersteigt unsre Kräfte, ob es gleich nicht den Gesetzen der Natur und dem Rath der Weisheit Gottes zuwider-

läuft,

läuft, und da ergeben wir uns in den Willen Gottes. Im erstern Falle sollen wir nicht bitten, sondern handeln; im andern nicht vorschreiben, sondern vertrauen.

Man hüte sich demnach, dem höchsten Obwalter der Dinge durch Bitten vorschreiben zu wollen. Wo wir wissen oder wissen können, was zu thun sey, da sollen wir nicht bitten, sondern handeln; wohin aber unsre Einsicht und Kraft nicht reicht, da thun wir wohl, wenn wir uns mit der vollkommensten Resignation in die Führung Gottes ergeben. Zu den unbefugten Bitten gehören alle diejenigen, welche pathologisch entstehen, und womit wir, ohne sie an das moralische Gesetz zu halten, Gott gleichsam bestelligen; und die, wenn sie Gott befriedigte, unser eignes Elend bringen würden. Seine Wege sind nicht unsre Wege, und seine Gedanken sind nicht unsre Gedanken. Die mehresten Bitten der Menschen sind so beschaffen, daß sie Gott nicht erfüllen will, weil wir selbst Hand anlegen sollen. Wo Gott den Gang und die

Kräfte

Kräfte der Natur unsrer Selbstthätigkeit überlassen hat, da will er nicht in's Mittel treten. Ist es unsinnig, wenn Jemand in den Strohm springt, zu erwarten, Gott werde seinen Lauf hemmen; so ist eben so thörigt, zu hoffen, Gott werde eine Krankheit heilen, wo er Mittel der Heilung gespendet, und unsrer Benutzung vertraut hat. Man verlange und erwarte nichts über die Natnr, nichts gegen die Natur, nichts in der Natur, was durch Selbstanstrengung von uns erreicht werden kann und soll.

Nichts ist aber der Ordnung und Absicht Gottes mehr zuwider, als wenn der Mensch einen höhern Grad der Moralität und Frömmigkeit von Gott erbittet, als den er sich selbst erworben hat. Eines ist, und grade das Erhabenste und Edelste, ja was selbst die erste und höchste Absicht der ganzen Schöpfung ist, das Gott allein in die Macht seiner Geschöpfe gestellt hat, nämlich die sittliche Vervollkommnung vernünftiger Wesen. Hier ist es, wo

der

der Mensch nur grade so viel besitzt, als er sich selbst erwirbt; nur so viel besitzen kann und soll, als er sich selbst zu erwerben Kraft und Muth hat. Moralische Vollkommenheit, und durch fremde Macht verliehen — sind Dinge, die sich schnurgrade widersprechen. Geld und Gut, Naturanlagen und Talente, Witz und Urtheilskraft können da seyn, und fehlen, können erworben und verliehen seyn, und haben nur einen relativen Werth: allein ganz anders ist es mit der moralischen Größe des Menschen. Diese ist, so weit er sie besitzt, ganz sein Werk, und wenn sie ihm fehlt, ganz seine Schuld. Sein Werth in dieser Hinsicht ist nicht zufällig und relativ, sondern nothwendig und absolut. In allen Mängeln hat der Mensch Entschuldigung, nur nicht in dem Moralischen. Hier ist entweder eigner Werth oder Selbstverwerfung, Erhabenheit oder Erniedrigung. Der Mensch hat nur so viel moralischen Werth, als er Gehorsam gegen das Sittengesetz beweist, nur so viel

Frömmigkeit, als er dem Willen seines Gottes gehorcht; und zwar muß sein Gehorsam ein freywilliger seyn, wo der Grund der Beobachtung allein in der Achtung liegt, die er dem Gesetze erweist, das er sich selbst auferlegt. — Dies ist eine Höhe, worauf sich der Mensch erblickt, die ihm Achtung gegen sich selbst und gegen die Menschheit einflößt, und woran er nie gedenken kann, ohne seine Würde zu erkennen, und in lauten Dank gegen Gott auszubrechen.

Aus allem diesen ergibt sich nun, daß das Gebet auf der Grundbeschaffenheit des Menschen, auf seiner Freyheit, durch welche er Kausalität im Reiche der Natur hat, beruhe. Dies ist das einzige und wahre Princip, woraus die Theorie des Gebets abgeleitet und gerechtfertigt werden kann. Auf solche Art läßt sich eine konsequente Denkungsart erreichen und unfehlbar ausmitteln, wie man so wohl das Gemüth, wie es Christus will, zur Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit führe, als auch allen An-

laß

faß und Vorschub zu irrigen Meinungen und schädlichen Vorurtheilen aus dem Grunde hebe.

Die Gründe dieser Gebetstheorie liegen keinesweges so tief, daß sie sich nicht auch für Jedermann verständlich und wirksam machen lassen. Die Sache ist sehr leicht, und ich bin fest überzeugt, daß, wenn die Lehre des Gebets in ein solches Licht gestellt wird, sie außerordentlich dazu beytragen werde, die Religion zu säubern, zu fixiren, und dahin zu leiten, wo sie Jesus allein kräftig und wirksam haben wollte.

Man zeige also zuerst dem Menschen, was er ist, was er kann, und was er thun soll; damit er seine Würde vorzüglich als eines freyhandelnden Wesens erkenne, und sich selbst werthschätzen lerne, damit er seinen Wirkungskreis überschaue, die Kräfte der Natur, den Lauf der Dinge, sein Verhältniß zu denselben, und sein Vermögen als eines Wesens, das durch Verstand und Willen wirken soll, einsehe, damit er nie Verzicht thue auf Freyheit und Selbstthätigkeit, nicht müßig erflehe, was er geschäftig erreichen

reichen kann; nicht Hoffnungen fasse, die der Weisheit Gottes zumuthen, ihren Plan zu zerrütten, und die Gesetze und Ordnung der Dinge zu zerstören.

Man belehre den Menschen über den wichtigen Unterschied seiner Person und seines Zustandes, seines eigenthümlichen Werths und seines zufälligen Wohls. In Jenem hat er nichts zu wünschen, zu bitten und von einer fremden Macht zu erwarten. Alles, Alles beruht auf ihm selbst. Hier ist er so vollkommen, so edel, so groß, als er sich selbst macht. Er trägt den Willen Gottes in seiner Seele, dieser ist ihm heiliges Gebot, das Gehorsam verlangt, und den er sich selbst auferlegen soll. Je gehorsamer er gegen diesen Willen Gottes, und zwar je gehorsamer er aus alleiniger und selbsteigner Auferlegung ist; desto größer, erhabner und seliger ist er. Allein die Glückseligkeit, die ein Bedürfniß unsrer Natur, aber nicht unsers Geistes ist, regt Wünsche, veranlaßt Bitten und Hoffnungen; aber nur so weit, als wir selbst apodiktisch

ein-

einsehen, daß unsre Kräfte sie nicht erreichen, und unser Verstand sie nicht ausspäht. Wo es möglich ist, daß unsre Kräfte zulangen, und unsre Einsicht hinreicht, da geziemt es sich, zu handeln und zu forschen; wo aber unser Unvermögen sichtbar ist, da sollen wir zwar beten, aber nicht vorschreiben, nicht bestimmen, sondern vertrauen.

Vor allen Dingen aber suche man einzuschärfen, daß das Gebet nie durch das niedere Begehrungsvermögen erregt werden müsse; sondern daß es eine alleinige Frucht des Geistes sey, gewirkt durch die Ideen der Weisheit und Herrlichkeit Gottes. Dies ist der allerwichtigste Punkt und die einzigmögliche Rechtfertigung des Gebets; wo diese Dignität fehlt, da ist entweder unlauteres Geschwätz oder eigensüchtiger Wunsch.

T.

III.

Ein psychologischer Traum: geträumt im Wachen.

(Beschluß der im dritten Stücke des ersten Bandes abgebrochenen Abhandlung.)

Es gibt so manche Frage, welche die Philosophie betroffen macht. Sollte es einer Hypothese nicht zur Empfehlung gereichen, wenn sie viele dieser Fragen leicht und ungezwungen auflöset? Was ist die Bestimmung der Thiere? Wenn der Geist des Menschen unsterblich ist, was wird aus dem Geiste der Thiere nach ihrem Tode? Was wird aus dem Säugling, der an der Mutter Brust stirbt? wie stimmt es mit der Güte des Schöpfers, daß er dem Europäer so viele Vorzüge vor dem Hottentotten gab? wie mit seiner Güte, daß es dem rechtschaffenen Mann oft schlecht, und dem Böswicht wohl gehet?

gehet? u. dgl. m. Und schwinden nicht diese Schwierigkeiten bey unserer Hypothese alle von selbst hinweg? **Was ist die Bestimmung des Thieres?** — Eine Zeitlang mit einem Körper gerade von dieser Organisation verbunden zu seyn; mit den Vorstellungen, die das Auge, Ohr, und die übrigen Erdensinne verschaffen, gleichsam vertraut zu werden; und durch diese Organisation an innerer Vollkommenheit zu wachsen. Und erfüllt nicht das Thier diese seine Bestimmung? und ist sein Wachsthum an innerer Vollkommenheit, nicht gerade bey denen Thieren am merklichsten, wo er nothwendig am merklichsten seyn muß, bey denen nämlich, die schon auf einer der höhern Stufen stehen? — **Und was wird aus der Seele des Thieres nach seinem Tode?** Sie geht so gut, als die Seele des Menschen, zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit über. Und warum sollte sie dazu unfähig seyn? — **Was wird aus dem Säugling, der hinwegstirbt, ehe er lallen konnte?** Er war nur einen Augenblick lang an

einem

einem Orte, wo er Jahre lang hätte seyn können. Aber kann dies seinen Weg zur Vollkommenheit hemmen? Er geht in eine Welt über, deren Bewohner an Vollkommenheit nur wenig über uns sind. Dort wird er langsamer fortrücken, weil er weniger vorbereitet kommt. Wir werden ihn einholen, wenn wir eben dahin kommen. Er berührte nur ein kleines Glied einer endlosen Kette, bey welchem wir einige Jahre verweilen! Aber kann er darum die ganze Kette nicht so gut als wir verfolgen? — Warum gab der Schöpfer dem Europäer Vorzüge vor dem Indianer? Freund, der Vorzug ist nur scheinbar; der Indianer geht mit dir auf Einem Wege, er ist nur einen kleinen Schritt hinter dir; vielleicht trat er seine Reise ein Jahr später als du an. Was du hier vor ihm voraus hast, wird er in der nächsten Epoche seines Daseyns auch erhalten, und sey immer auf deiner Hut, daß er dich nicht alsdann überhole; denn was du voraus hast, ist vielleicht nicht so viel

minder, als du wähnest. Aber ist der Schöpfer darum minder gütig gegen ihn, weil er ihm das, was du jetzt schon hast, vielleicht einen Augenblick später giebt. Endlich, wie stimmt es mit der Güte des ewigen Vaters aller Wesen, daß es dem rechtschaffnen Mann oft übel, dem Bösewicht aber wohl gehet? Was heißt übelgehen? was heißt wohlgehen? Heißet übelgehen so viel, als einen Augenblick mit widrigen Empfindungen kämpfen, um dadurch zu höherer Glückseligkeit und Vollkommenheit zu reifen: so ist es wahr, daß es dem Rechtschaffenen oft übel geht. Aber wer wird ein solches Uebel nicht wünschenswürdig finden. Sage, was übt die Kräfte des Geistes mehr? Noth, oder Wohlleben und Bequemlichkeit? Was aber die Kräfte des Geistes übt, bringt uns unmittelbar unserer Bestimmung näher. Siehe, so nahe und unzertrennlich knüpfte die Weisheit des Ewigen Standthaftigkeit in Widerwärtig-

keiten, und ihren Lohn an einander? Und was heißt wohl gehen? Heißt es einen Augenblick schwelgen, um auf immer dafür zu büßen; so ist es wahr, daß es dem Böſewicht oft wohl gehet. Aber wer kann dieſes Wohlergehen wünſchenswerth finden. Der Böſewicht würdiget ſich ſelbſt herab; er zerſtöret ſelbſt die Harmonie ſeiner Natur, und die Schritte, die er auf dem Wege zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit rückwärts thut, kann ſelbſt die Hand des Allmächtigen nicht vernichten; um die Schritte, die er zurück that, bleibt er in alle Ewigkeit zurück geſetzt. So nahe knüpfte die Hand des Allweiſen das Laſter und ſeine Strafe an einander!

Ehe ich von meinen Leſern ſcheide, muß ich noch mit einigen derſelben, deren Beyfall mir nicht gleichgültig iſt, und von denen ich einige Einwendungen voraus zu ſehen glaube, beſonders reden. Vielleicht werden einige mei-

ner Leser sagen; Was du uns sagest, sind — Vernünfteleyen! schöne gleißende Worte! Aber wo bleibt die Offenbarung? wo bleibt das, was sie uns lehre? Auferstehung und Gericht? Himmel und Hölle? ewige Strafe der Sünder? u. s. w.

Freund, sey unbesorgt! für Alles habe ich gesorgt. Findet dein Herz Beruhigung und Trost im Leben und im Tode, in dem Glauben an eine Offenbarung; wohl Freund, ich will sie dir, ich will sie mir nicht rauben. Denn sage mir, was hindert dich mein Traum, zu glauben, daß Gott für gut gefunden habe, einem Theile des Menschengeschlechts eine nähere Anweisung zur Glückseligkeit zu geben? Befreyt dich nicht sogar meine Hypothese von der lästigen Frage, warum Gott nur einem so kleinen Theil des Menschengeschlechtes dieses besondere Licht ertheilt habe? Denn nur dieser Theil, werde ich sagen, der einen Schritt vorwärts war, war dieses Lichtes fähig; und

doch

doch ist der Schöpfer gegen den übrigen Theil dieses Menschengeschlechtes offenbar nicht minder gütig gesinnt, als gegen dich! Wohl, sagst du, mit einer Hand gibst du mir die Offenbarung, und raubest mir mit der andern alles, was sie mich lehret. Freund, du thust mir Unrecht! Laß uns so gleich von dem Punkte sprechen, der dir vielleicht am meisten Besorgniß erregt. Du fragtest mich oben: wo bleibt die Strafe der Sünder, wo die Hölle? So wisse denn, Freund, die Hölle ist nach meiner Vorstellung dem Sünder weit näher, als du, weit näher, als er selbst wähnt, und seine Strafe ist ohne Ende. Siehe, er trägt die Hölle in seinem eigenen Busen. Denn mit jedem niedrigen Gedanken, den er heget, mit jeder unedeln Leidenschaft, die er nähret, mit jeder sündlichen Handlung, die er ausübt, wüthet er gleichsam gegen sein eigenes Eingeweide, würdigt sich selbst herab unter die Stufe, auf die ihn der Schöpfer erhob, entzieht sich selbst das Gute, das ihm der Schöpfer gab,

bereit

bereitet sich selbst eine Strafe, die unvergänglich ist. Denn er tritt auf dem Wege zum Himmel muthwillig zurück; der bessere, frömmere Mensch eilet ihm zuvor, und jener wird den Verlust, den er sich selbst gemacht hat, ewig tragen müssen, weil das Geschehene selbst der Schöpfer nicht ungeschehen machen kann. Er kann wieder besser werden, kann in der Frömmigkeit und Vollkommenheit vorwärts gehen, aber der Schritt, den er rückwärts gethan hat, ist unvertilgbar; und in alle Ewigkeiten der Ewigkeiten kann Gott diesen Schritt nicht ungeschehen machen; um diesen Schritt bleibt er in alle Ewigkeit der Ewigkeiten zurück; denn er mag wieder vorwärts gehen, so weit du willst: so würde er doch immer um einen Schritt weiter seyn, hätte er diesen Rückschritt nicht gethan; seine Strafe ist unvertilgbar. Kanst du eine fürchterlichere Strafe für den Sünder erdenken? Drohe ihm nur mit einer andern Hölle, als die ist, welche ich dir geschildert habe; er wird noch immer die

gefährliche Ausflucht haben: ich kann mich bekehren, wäre es auch erst auf dem Todtenbette; ich kann das wieder gut machen, was ich verdorben habe. (Und weißt du nicht, wie viele Sünder sich so trösten, und in dieser Hoffnung immer tiefer sinken?) Ich sage dir aber, er kann das nicht wieder gut machen, was er verdorben hat; Gott selbst kann das nicht, und seine Strafe ist schlechterdings unausbleiblich und ewig. O wen diese Strafe nicht schreckt, Freund, den schreckt keine andere Hölle, wie fürchterlich sie auch sey.

Ob ich dir den Himmel genommen habe, Freund, das kannst du mich wohl schwerlich fragen. Siehe über dir die glänzenden Gestirne des Himmels; siehe, dort ist der Himmel, wo du mit jeder neuen Epoche deines Lebens dem Anschauen des Ewigen näher kommen wirst! Ich sage dir noch mehr! Lebe fromm und redlich, sey arbeitsam, habe Ehrfurcht vor Gott, und liebe deine Mitmenschen,

arbeite

arbeite unaufhörlich an deiner eigenen Verbesserung, und du bist schon hier im Himmel, so gut, als auf jeder andern Welt Gottes. Aber Weltgericht und Auferstehung? Das Gericht, dem keiner von allen Adamskindern entgehet, ist der Tod. Hier spricht ein Richter von strenger Gerechtigkeit, jedem sein Urtheil. Den, der fromm und recht gelebt hat, hebt er zu höherer Vollkommenheit empor, und verklärt wird er nach kurzem Todesschlummer in einer bessern Welt auferstehen. Aber der Sünder, der sich selbst muthwillig zurückgesetzt hat, zwar auch der wird auferstehen in einer andern Welt, aber er trägt die Strafen seiner Sünden, wie ich dir schon gesagt habe, unausbleiblich mit sich hinüber. Also sage mir, was nehme ich dir von alle dem, was dir die Offenbarung lehret? Und doch, Freund, scheinst du noch unzufrieden mit mir zu seyn; immer noch scheinst du zu glauben, ich habe dir etwas geraubt. Ich will offenherzig gegen dich seyn. Etwas habe ich dir allerdings genommen:

men; und was ist dies? Bloß die Art, wie du dir bisher die geheimnißvollen Ausdrücke und Bilder der Bibel erklärtest. Wäre es hier der Ort, wo ich weitläuftig seyn könnte; so würde ich mich über diesen Punkt weitläuftig mit dir unterhalten. Aber ich muß alles kurz zusammenfassen. Weißt du nicht, das Jesus, der göttliche Mann, den ich herzlich mit dir verehre, unabläßig seinen Jüngern einschärfte, er müsse nur durch Bilder mit ihnen reden, noch wären sie nicht reif, die Wahrheit zu ertragen. Und doch willst du alle seine Bilder buchstäblich verstehen, und achtest seines eigenen Fingerzeiges nicht. Findest du nicht, daß sich Gott überall in der ganzen heiligen Schrift zu der Schwäche der Menschen herabläßet, daß er ihm nicht Aufschlüsse über Physik, Astronomie, Chymie *), Psycho-

*) Was kann mehr Schwäche oder Verblendung des Verstandes verrathen, als daß es Leute gegeben hat, welche sich einbilden konnten, Gott habe in der heiligen Schrift Fingerzeige zur Erlernung der gefährlichsten aller

Psychologie ꝛc. geben wollte; denn es war seiner Weisheit gemäß, alle diese Kenntnisse dem von ihm selbst vorgezeichneten Laufe der Dinge zu überlassen, und nicht wie ein schlechter Künstler, an dem Werke, das er so gut gemacht hatte, hinterher noch nachzuhelfen, zu meistern und zu flicken; sondern daß er die Menschen, derer er sich in der Offenbarung zu Beförderung seiner heilsamen Absichten bediente, nahm, wie sie waren, und nur durch sie Frömmigkeit, Gottes- und Menschenliebe, und Fleiß in allem Guten zu befördern suchte. Er belehrte den Josua nicht, daß die Erde um die Sonne gehe; denn er wollte ihn nicht Astronomie lehren, und Josua würde diese Wahrheit eben so wenig, als die Jünger Jesu viele andere Wahrheiten, gefasset haben.

Darum

aller Künste — der Goldmacherey gegeben. Diejenigen, welche den Stein der Weisen suchen, fühlen indeß doch selbst diese Ungereimtheit; und um sie zu verschleyern, setzen sie die eben so große Absurdität hinzu: Der Stein der Weisen sey zugleich eine Universalmedicin!

Darum spricht Josua so, wie er nach seinen Kenntnissen sprechen mußte: "Sonne stehe stille." Und eben so war auch Jesus nicht zu den Menschen gesandt, um sie zu belehren, welche innere Verbindung zwischen den Weltkörpern statt finde, von denen man damals vor der Erfindung der Fernröhre und anderer bewunderungswürdiger Werkzeuge und Kenntnisse, die Gott den spätern Zeiten vorbehalten hatte, wenig wußte. Auch war die Absicht seiner Sendung nicht, Psychologie zu lehren, oder die Menschen genau zu unterrichten, was mit ihrer Seele vor oder nach diesem Leben eigentlich vorgehen werde. Siehest du nicht, daß er gerade von diesen Dingen immer nur in Bildern und Gleichnissen redet, und daß überall seine Absicht nur dahin ging, die Menschen besser und frömmer zu machen. Nur die große Wahrheit, die damals die menschliche Vernunft zu ahnden angefangen hatte: Der Geist des Menschen ist unsterblich! der Lohn der Frommen und die Strafe des Gottlosen ist ewig! Nur diese Wahrheit schärfte

Jesus bey jeder Gelegenheit ein; hüllete aber die eigentlichen Umstände dieser Sachen geflissentlich in Bilder und Gleichnisse ein. Und sagte nicht einer der vortreflichsten Schüler Christi selbst: "Kein Auge habe gesehen, kein Ohr gehöret, es sey in keines Menschen Herz gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben!" Kann deutlicher angedeutet werden, "daß alles, was Christus und seine Jünger von Weltgericht, Auferstehung, Himmel und Hölle sagten, nur bildlich zu verstehen sey? Uebrigens ließ er alle weltliche Wissenschaften und alle Gelehrsamkeit ihren natürlichen Gang gehen; verwarf sie aber nicht, schalt nirgends auf sie, sondern tadelte im Gegentheil die eingebildeten Pharisäer und Sadducäer, welche meinten, sie hätten die Wahrheit allein gepachtet, und dadurch die Fortschritte besserer Einsichten hinderten. Der stärkste und unwidersprechlichste Grund aber, daß Jesus den Fortgang menschlicher Weisheit gar nicht hemmen wollte, ist doch sicher der, daß die Erfahrung gelehrt hat, daß gerade seine

Lehre

Lehre das kräftigste Mittel zur Beförderung aller menschlichen Weisheit geworden ist. Denn wo ist ein Volk, das den Christen in menschlicher Weisheit gleich käme. Da er also selbst den Grund geleget hat, nicht nur zu unserm ewigen Heil, sondern selbst zu der Vervollkommnung aller menschlichen Weisheit; so war es wohl sicher nicht seine Absicht, daß die Menschen immer und ewig bey derjenigen Auslegung seiner Bilder und Gleichnisse stehen bleiben sollten, die sich seine Jünger und ihre Nachfolger bey ihren unvollkommneren Einsichten in die Natur machen mußten, oder die sich irgend ein Mensch davon machen mag. Schärfte er ihnen nicht oft genug ein, und widerholten dies nicht seine Jünger, daß man forschen solle. Also nicht stille stehen sollen wir in der Erkenntniß, sondern forschen, d. h. unsern Verstand brauchen, immer tiefer in die Kenntniß der Dinge eindringen, und uns mit Dankbarkeit gegen Gott der Vernunft bedienen, die er uns gegeben hat. Denke also auch selbst, und ohne Sorgen, über das nach, was ich dir

gesaget

gesaget habe, und scheint es dir vernunftmäßig; so forsche denn selbst in Christi und seiner Jünger Reden weiter nach; vergleiche ihre Bilder und Gleichnisse mit dem, was ich dir gesagt habe; und ich sage dir, du wirst in vielen derselben ein Licht finden, wo du bisher im Dunkeln warest, nirgends aber wirst du auf einen wahren Widerspruch stoßen.

Der Verfasser gegenwärtiger Abhandlung hat es nicht ohne Schüchternheit gewagt, seine Gedanken über einen so dunkeln Gegenstand, als die Geschichte des menschlichen Geistes jenseits der Gränzen dieses Lebens ist, oder, wenn man lieber will, seinen Traum dem Urtheil des Publikums vorzulegen. In einer Sache, die auf der einen Seite der Schöpfer absichtlich in undurchdringliches Dunkel hüllte, und die doch auf der andern Seite die Wißbegierde jedes denkenden Geistes unwiderstehlich reizt: sollte es wohl tadelnswürdig seyn, in einer solchen Sache, wenigstens Vermuthungen zu wagen? Will Jemand meine Gedanken eine Schwärmerey nennen; so werde ich nichts dagegen einwenden; nur bitte ich, zu bedenken, daß eigentlich nur diejenige Schwärmerey von schädlicher Art ist, welche nicht dafür angesehen seyn will.

Wenn übrigens die so sonderbare pythagorische Seelenwanderung, in den alteren, und selbst in neuern Zeiten, bey scharfsinnigen Männern Beyfall finden konnte; so schmeichelt sich der Verfasser, daß auch seine Hypothese, die, wie es ihm scheint, so wohl in das ganze System menschlicher Wahrheiten passet, keinem widerspricht, sehr erhebliche Schwierigkeiten auflöset, selbst in Erfahrungen einige Bestätigung zu finden scheinet, und endlich den hohen Begriff, den wir uns von der Schöpfung und dem Zusammenhang ihrer Theile machen müssen, nicht wenig erhöhet; daß, sage ich, eine solche Hypothese, wenigstens der Aufmerksamkeit nachdenkender Leser nicht ganz unwürdig sey.

E. G. F.

IV.

Ueber das Eigenthümliche der Preußischen Monarchie, von J. T. F. In der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt am Tage der Feyer des Königlichen Geburtstags, den 24. Sept. 1788, gelesen.

Die Geburtsfeste der Regenten sind die schönsten Lobreden auf sie, wenn ihnen wahre Freude und ungeheuchelter Beyfall das Gepräge der Wahrheit giebt; aber sie sind nichts, als entehrende Satyren, wenn Widerspruch der Gedanken und Gefühle die Feyer zur Lüge und zum Gaukelspiel macht. Welche Schaam muß euch durchdringen, ihr Fürsten! die ihr zugebt, daß man eure Geburtstage begeht, wenn ihr wißt oder wissen könnt, daß man sich weder eures Lebens noch eurer Herrschaft

freut,

freut, und daß gerade die Befreyung von einer Gewalt das wahre Fest seyn würde, das man zu begehen wünscht!

Glücklich sind die Fürsten, die, wie nun schon lange Preußens Regenten, ruhig und zuversichtlich auf vollen Beyfall, wahre Freude, ungeheucheltes Lob, innige Wünsche ihrer Beherrschten rechnen können! Glücklich ist das Volk, das so, wie Preußens Unterthanen, wenn es der Erinnerung an den Lebensanfang seiner Beherrscher Feste feyert, von Empfindungen der Freude, der Theilnehmung, der Zufriedenheit, der Hoffnung, des Stolzes — belebt und durchdrungen seyn kann! Das ist **Friedrich Wilhelms** Loos, so sehr, als eines seiner Mitherrscher, das ist das unsrige.

Es ist das unsrige im vollen Sinn, mit unwiderspreehlicher Wahrheit der Bejahung, vielleicht mehr, gewiß mehr, als irgend eines Volks der Erde! Der Unterthan des Preußischen Scepters bedarf nur einer etwas lebhaften Erinnerung an das, was er durch

seine

seine vortreflichen Fürsten geworden ist, und was er jetzt unter Friedrich Wilhem dem Wohlwollenden genießt und hofft, um mit allen Gefühlen und Bewegungen eines nicht erzwungenen, nicht vorgegebenen, eines ganz auf einleuchtende Wahrheit und klare Ueberzeugung gestützten, eben so warmen, als aufgeklärten Patriotismus erfüllt zu werden. Der Stoff zu dieser Ueberzeugung liegt ihm überall vor Augen, jede Richtung des Blicks findet ihn; die Veranlassungen kommen ihm von allen Seiten entgegen.

Wer auf der ganzen Erde, wenn er nur einige Kenntniß und nur etwas Unpartheilichkeit besitzt, um urtheilen und vergleichen zu dürfen, kann sich unterstehen, uns zu widersprechen, wenn wir behaupten und uns rühmen: daß wir einem Staat als Bürger angehören, der an Ruhm, an Macht, an Reichthum, an Vortreflichkeit der Verfassung, an Weisheit und Thätigkeit der Regierung — kurz an Achtungswürdigkeit und Vollkommenheit

heit jedem andern der Vorzeit und der lebenden Welt gleicht, fast alle übertrift? — Und wenn noch in die eine Wagschale gelegt würden: Größe und Zusammenhang des Gebiets, Art der Begrenzung, Ergiebigkeit des Bodens, Bevölkerung — überhaupt Begünstigungen und Kräfte der Natur und Lage — und in die andre der Gebrauch, die Nutzung und Bildung aller dieser Dinge; wenn man bey der Vergleichung hauptsächlich auf der einen Seite die Beschaffenheit des rohen Stoffs von Land und Landesbewohnern, aus dem Volk und Regierung jeden Staat bilden müssen, und auf der andern den Geist, die Kunst, die Weisheit und die Thätigkeit, die ihn bearbeitet haben, zum Augenmerk und Maaßstab nehmen, und zugleich Dauer und Art der Entstehung in Rechnung bringen wollte — welcher Staat unter allen großen Staaten, welche die Welt und Vorwelt sieht und gesehen hat, müßte nicht vor dem Anblick des unsrigen erröthen und verstummen? Die

Größten

Größten müssen sich, bey aller Macht und Größe, ihrer Ohnmacht und ihrer Kräfte schämen. Was sind sie gegen ihn im Licht jenes Verhältnisses betrachtet? Alle verdanken der Natur oder der Zeit oder dem Glück oder dem Allen, mehr als er. Allen bleiben, bey der nachstehenden Vergleichung, natürliche Vortheile, Vorzüge, Ueberlegenheiten übrig, die ihnen zum Vorwurf gereichen würden, wenn es einem Volk und Staat zum Vorwurf gemacht werden könnte, nicht diese ausgezeichnete Reihe vorzüglicher Regenten gehabt zu haben, die Preußenbrandenburg gehabt hat — vor allen nicht einen Friedrich gehabt zu haben, nicht durch einen Friedrich geschaffen, gebildet und belebt worden zu seyn. Sein Werk, erbaut auf vortrefliche Grundlagen für ihn vom Schicksal ausgesuchter Vorgänger, ist Preußens Staat, ein unvergängliches Denkmal seines Geistes und ein Abdruck desselben, so weit er in den gebildeten Stoff übergehen konnte. Er hat ihm die Kräfte und den Zu-

sammen-

sammenhang der Kräfte seines großen Geistes und alles Große und Außerordentliche seiner Persönlichkeit und seiner Bestimmung mitgetheilt; er hat ihn mit nie geseh'nen Vorzügen und Schönheiten beglückt: er hat ihm Grundvesten gegeben, so stark und unerschütterlich, als Grundvesten menschlicher, veränderlicher Dinge, und als Grundvesten von Monarchien seyn können; er hat endlich den Kräften und Triebrädern seines Werks einen Schwung mitgetheilt, der es, wenigstens auf lange Zeit, gegen Verderbung und Untergang sichern kann. Daher sind es nicht bloß gewöhnliche Vorzüge, gewöhnliche Macht, Größe und Vollkommenheit, durch welche Preußens Staat glänzt; es ist Menge außerordentlicher Dinge, ganz neuer Erscheinungen in ungewöhnlicher Gestalt und Harmonie, die ihn unter allen großen Reichen der Welt auszeichnen und merkwürdig machen.

Es sey mir erlaubt, heute seinige dieser außerordentlichen Dinge zur Betrachtung aus-

zuhe-

zuheben; ich weiß, daß es nur ein Tropfen aus dem Ocean seyn wird, allein ich werde zufrieden seyn, wenn ich Sie nur veranlasse, sich an die Größe und Bewundernswürdigkeit des Ganzen lebhaft zu erinnern. Was könnte einer Preußischen Feyer würdiger seyn, als Erinnerung an das Außerordentliche, das Eigenthümliche, das uns und unsre Verfassung, unsre Geschichte und unsre Größe auszeichnet?

Also nicht das, was sich dem Auge jedes Beobachters sogleich darbietet — unser kriegerischer Ruhm; die Preußischen Thaten; die schnelle Entstehung und mächtige Ausbreitung unsrer Macht und Größe, trotz allen Hindernissen und Schwierigkeiten, welche die Einschränkung und Kleinheit des Gebiets, so wie die ungünstige Ausdehnung und Trennung der Grenzen desselben, ihrem Schöpfer entgegen setzten; die heldenmüthige Besiegung zahlloser Gefahren; Weisheit und Thätigkeit der Regierung; vortrefliche Staatseinrichtungen und

ähn-

ähnliche Dinge — allerdings wahre Merkwürdigkeiten, aber Merkwürdigkeiten, wie sie die Geschichte aller berühmten Staaten und Völker aufzuweisen hat — nicht diese Dinge im Allgemeinen, so wie sie in der Geschichte alt sind; nicht, was wir mit Römern und Griechen, mit Britten und Galliern und andern und andern großen Nationen gemein haben, sondern was uns von ihnen unterscheidet oder über sie erhebt — sey unser Augenmerk!

Das erste ist unser Ursprung, als einer der großen und herrschenden Nationen. Eine große Betrachtung! Hier liegen die ersten Keime der Eigenthümlichkeit des Nationalcharakters; hier ruhen die ersten und bleibenden Stützen seiner Würde und seines Werths; hier sind die ersten Quellen der Emporstrebung, der Richtung und Laufs — der Kräfte, des Geistes, der Thätigkeit und der Maximen der Nation. Es ist nicht gleichgültig, wie und durch welche Ursachen ein Volk anfing, groß und herrschend zu werden; die Art der Entstehung

ent-

entscheidet für die folgenden Zeiten, und begründet die Art, den Werth, die Richtung und die Dauer der Größe.

Weit ragen wir von dieser Seite über alle Staaten und Völker hervor.

O Friedrich Wilhelm! o ihr künftigen Beherrscher Preußens! erhaltet der Welt, erhaltet den Staaten der Erde ihr Muster, bleibt der Größe und Vollkommenheit getreu, in deren Besitz euch Friedrich gesetzt hat! — Edle Nation! bleibe, was du bist, werde, was du werden kannst! Behaupte deine ausgezeichnete Würde, deine Vorzüge, deine Tugenden, deinen Ruhm! Entwickle ganz deine großen Anlagen, kein Volk der Erde hatte sie vor dir!

Man wird in der Weltgeschichte kein großes Reich nachweisen können, das nicht in Ansehung seines Ursprungs seine Flecken, seine schwachen und unedlen oder unrühmlichen Seiten gehabt; oder seine Entstehung ungewöhnlicher Begünstigungen der Natur, der Zeit oder des Zufalls verdankt haben sollte. Einigen gab wilde

Kriegs-

Kriegslust, roher Eroberungsgeist und zwecklose Vergrößerungssucht, Andern Schwärmerey und finstrer Menschenhaß ihr Daseyn. Einige wurden mächtig durch eine glückliche, sehr geschützte oder getrennte Lage; Andre durch Ohnmacht oder Unthätigkeit ihrer Nachbarn und Feinde; andre durch beydes. Nur wenige, kaum irgend Einer, waren zu der Zeit, als sie zu Herrschaft vom ersten Rang gelangten, achtungswerth, gebildet und zu einer großen Rolle vorbereitet. Einige stiegen schnell durch glückliche Thaten empor; Andre langsam durch die Arbeiten, Kämpfe und das Glück vieler Jahrhunderte. Die meisten von denen Staaten, welche auf einmal groß wurden, sanken, weil ihnen wahre Kräfte fehlten, bald wieder in Ohnmacht und Dunkelheit zurück, oder wurden durch Unordnung und Trennungen geschwächt, getheilt, vernichtet; viele verloren gerade durch ihre Größe an Glück und Sicherheit; fast nicht ein einziger gelangte zu einer Festigkeit, zu innerer Ordnung und dauerhafter Verfassung; fast keines Daseyn

war unmittelbar für die Welt wohlthätig; am wenigsten wurde eine Muster. Diejenigen, die langsam stiegen, mußten insgesamt ihre Größe durch eine fürchterliche Reihe innerer Erschütterungen erkaufen; sie blieben immerfort mit einer Menge innerer Gebrechen behaftet; viele der tödtensten Staatsübel wütheten in ihnen am heftigsten, und gerade auf dem Gipfel ihrer Größe, sahen sie sich am wenigsten beglückt und gesichert. Die Größe der meisten bestand nur in Macht, ohne Verdienst, oder mit wenig Verdienst um Staat und Welt, war einseitig, eigensüchtig und fehlerhaft. Viele mußten der Urheber ihrer Größe sich schämen, und über die Folgen eines kurzen oder verderblichen Ruhms trauren.

Welch einen Anblick stellt uns dagegen Preussens Staat dar! Sein Ursprung ist in aller Absicht edel, ruhmvoll, unbefleckt, untadelhaft; seine Größe wohlthätig für ihn selbst und die Welt, und, bey aller Neuheit festgegründet. Die Geschichte seiner Entstehung liegt ganz vor

Augen.

Augen. Nicht Zufall: nicht ungewöhnliche Begünstigungen der Größe und Lage; nicht fortgesetzte Arbeiten vieler Jahrhunderte auf diesen Zweck gerichtet; nicht vernunftlose Wuth roher Wildheit und blinder Leidenschaft; nicht eine Verirrung des menschlichen Geistes — gaben ihm sein Daseyn. Er ist das schnellentstandene und doch ganz gereifte Werk tiefer Weisheit; erhabnen Heldenmuths; erleuchteter, planvoller, nie geseh'ner Thätigkeit. Zwar hat das Glück auch an seiner Entstehung mannigfaltigen Antheil — und wie kann ein großer Staat zur Wirklichkeit kommen, ohne von ihm wenigstens einigermaßen begünstigt zu werden? — Allein, wenn man in die eine Wagschale alles legt, was das Glück für ihn, und in die andre, was es auch gegen ihn, und was, im Kampfe mit dem Schicksal, weise und standhafte Thätigkeit für ihn gethan haben: so entsteht ein Gleichgewicht ohne Beyspiel, wonicht ein Uebergewicht der Thätigkeit über das Glück. Bey keines Entstehung waltete so Plan, Absicht, Thätigkeit,

Heldenmuth, Geisteskräfte, Standhaftigkeit vor. Bey keines Entstehung wurden die Rechte der Vernunft und Menschheit so wenig beeinträchtigt, so sehr geschont, so sehr geehrt, so sehr geschützt; nun sind sie durch ihn auch mehr befestigt und gesichert, als vielleicht durch irgend einen andern.

Ein großer, überschauender, nie ruhender Geist voll schöpferischer Kräfte, gebildet durch Leiden, mit Geschichte und Weisheit vertraut, in alle Geheimnisse der wahren Größe und der Kunst zu herrschen eingeweiht, durch eigenthümliche Neigung und Lage, wie durch Ereignisse, Gefahren und Feinde zur höchsten Thätigkeit gestimmt, war es hauptsächlich der ihm Erweiterung, neue Bildung und Befestigung, auf nie gesehene Thaten gestützt, sein Daseyn gab, ihn mächtig beschützte, und eine lange Lebensdauer hindurch pflegte und zur Reife brachte. Schnell stieg er, in einem Zeitraum von nicht vielen Jahren, zu einer furchtbaren Größe empor, und doch hat er, so

neu

neu er auch unter dem großen Ruhm der Welt noch jetzt ist eine so festgegründete Stärke, als je ein Staat gehabt hat, und darf mit vollem Recht eine lange Dauer seiner Größe hoffen. Es ist nicht bloß ein blendender, leerer, vorübergehender Schimmer, dem er sein Ansehn verdankt; wahre, vielfach mächtige, vielfach überlegne Kräfte in nie gesehner Eintracht sichern ihm seine Würde und Stärke. So jung er auch ist, so ist er doch von allem Glanz umstrahlt, hat alle Würde und das ganze Gewicht, dessen je irgend einer der Berühmtesten und Mächtigsten sich rühmen durfte. Preußen! — — welch ein geachteter, gefürchteter, bewunderter Name! — Wo er nur genannt wird, stehen augenblicklich Gedanken an wahre Größe, an Heldenmuth, an ungewöhnliche Vollkommenheit da, seine unzertrennlichen Begleiter! Ewige Verachtung dem Thron und dem Volk, die durch ihre Schuld die Würde dieses Namens fallen ließen, wenn er der ihrige wäre!

Das Reich, das nun dieser Name bezeichnet, erhält in Ansehung seines Ursprungs eine neue Würde durch die ausgezeichnete Rechtmäßigkeit des Besitzes, dessen sich Preußens Thron rühmen darf. Kühnlich dürfen wir die Beherrscher aller großen Reiche auffordern, größere Rechte oder vielmehr gleiche Rechte darzulegen. Sie mögen kommen; sie mögen uns alle ihre Besitzungen vorlegen, aber auch die Geschichte aller; sie mögen ihre Ansprüche beweisen; sie mögen uns die **Art und den Zweck** jeder Erwerbung und die **Folgen** ihrer Besitznehmungen schildern — und dann mögen sie es wagen, **Preußen unter die Augen zu treten!** Sie mögen beweisen, daß sie durch Eroberung **Völker beglückt** und die **Welt verbessert** haben; beweisen, daß sie dadurch mit Absicht und sichtbarem Erfolg dem **menschlichen Geschlecht neue Vortheile** verschaft; beweisen, daß sie weltbeglückende Revolutionen gestiftet und weltbeglückende Thaten gethan haben; sie mögen endlich, wenn

sie

sie es können, in Verfolg der Geschichte ihrer Größe, auch verspottete gerechte Ansprüche, ungewöhnliche Aufopferungen, und ungewöhnliche Verdienste vorlegen — dann wird es sich zeigen, ob sie es wagen dürfen, Preußen unter die Augen zu treten! Es läßt sich erweisen: alle Betrachtungen und Gründe gesammlet und vereinigt, auf welchen die Entscheidung beruht, gab es nie ein Reich, das sich einer größern Rechtmäßigkeit seiner Besitzungen und eines höhern Adels seiner Herrschaft rühmen dürfte. Ein schöner Zug im Gemählde der Preußischen Größe, ein Grund mehr neben so vielen andern für die Bürger dieses Staats zu gerechtem Stolz, und eine Aufforderung mehr für Thron und Volk, ihren Besitz der Nachkommenschaft ewig zu erhalten!

Auch die Nation, welche den Stamm dieser neuen Monarchie ausmacht, ist unsrer ganzen Aufmerksamkeit werth. Sie zeichnet sich offenbar durch vorzügliche Anlagen zur

Größe aus. Man könnte fragen ob irgend eine andre ein so vortrefliches Werkzeug für den unsterblichen Friedrich zu Ausführung seiner Absichten und Plane gewesen wäre, ob er über irgend eine andre so seinen Geist hätte ausgießen können als über Brandenburger und Preußen. Vielleicht hätte er bey jeder andren in ihrer Roheit oder Weichlichkeit, in ihrer Eitelkeit, in ihrem Stolz, in einem falschen Freyheitseifer, in irgend einer schon herrschend gewordnen Richtung des Geistes und Charakters unüberwindliche Hindernisse gefunden. Es ist merkwürdig daß es gerade Deutsche waren über welche zu herrschen ihn das Schiksal bestimmt hatte, ein Theil des unbesiegtesten unter allen Völkern der Erde; Deutsche, ein Volk, das mit so großen und glüklichen Anlagen als irgend ein andres hat oder gehabt haben mag, unverstimmte Empfänglichkeit und Bildsamkeit für alles Große verbindet, das noch frey von allen großen Nationalfehlern ist und doch große Na-

tional-

tionaltugenden oder große Anlagen dazu hat, das sich endlich eben so sehr durch Sinn für rechtmäßige Freyheit als für vernünftigen Gehorsam auszeichnet. Es ist eben so merkwürdig daß es unter den Deutschen gerade Protestanten waren, die Friedrich beherrschen sollte — Protestanten — sie die durch ihren Namen und durch ihre Schiksale vor allen berechtigt, verpflichtet, berufen, aufgefordert und gestimmt sind für alles was groß und edel ist, für alles, was menschliche Glükseligkeit und Freiheit angeht, vorzüglich thätig zu seyn, wider alle Angriffe und Anmaßungen der Finsterniß zu kämpfen und die Rechte der Vernunft und Menschheit zu beschützen und zu erweitern — ohnstreitig der edelste und aufgeklärteste Theil des menschlichen Geschlechts!

Wir haben nicht nöthig zu eingebildeten Vorzügen und leeren Anmaßungen unsre Zuflucht zu nehmen; wir sind noch frey von dem partheyischen Stolz mehrerer unsrer Nachbaren;

ren; wir laßen allen, die Werth haben und ihren Werth darlegen können, Gerechtigkeit widerfahren; wir können uns mit unbestrittenen und unwidersprechlichen Vorzügen begnügen, so wie wir unaufhörlich bemüht sind sie zu bevestigen und zu erweitern. Aber dürfen wir nicht kühnlich, schon seit langer Zeit, unter Deutschlands Nationen, auf einen vorzüglichen Rang gerechte Ansprüche machen? Dürfen wir nicht behaupten daß bey uns kriegerischer Geist, Aufklärung, Vernunft, Ordnung, vorzüglich ihren Sitz haben! Sprache, Sitten, Staatseinrichtungen, zeichnen sie sich nicht schon längst bey uns aus?

Und so ist denn auch dies merkwürdig, daß es unter den Deutschen und unter den Protestanten gerade die edelsten und besten waren die Friedrichs Scepter regieren und heben solte. Ich schließe hier diejenigen mit ein, die entweder beim Anfang seiner Regierung, bald mit uns verbunden wurden oder sich jetzt immer mehr mit uns verbinden. Schlesien, das

so würdig war, mit uns in Verbindung zu stehn, wurde bald einverleibt und freut sich nun seines Glüks. Das edle Sachsen verkannte anfangs durch ein unglükliches Verhängniß, das ihm nicht zum Vorwurf gereicht, seinen wahren Vortheil und seine wahre Bestimmung; aber immer mehr fühlt es die Macht wahrer Sympathie und knüpft immer mehr unauflösliche Bande mit uns. Die Unterthanen der vortreflichen Guelfen; die deutschen Unterthanen des brittischen Scepters; die Nachkommen der tapfern Katten; — mit einem Wort, der beste und edelste Theil der deutschen Nation schließen sich immer mehr an uns an und fühlen es wie sehr wir bestimmt sind, einander gegenseitig anzugehören.

Ausgezeichnete und merkwürdige Verhältniße, Verbindungen und Fügungen!

Die ersten Eindrükke sind immer die mächtigsten, würksamsten, bleibendsten; die Stimmung, die sie hervorbringen, wird die herrschende und dauert. Dis ist mehr für ein-

zelne

zelne Menschen und Lagen einzelner Menschen, aber es ist auch mehr für ganze Staaten und Völker. Und so ist es denn ein ausgezeichneter Vorzug des preußischen Staats, daß er vom Anfang seiner Gründung und durch die Art seiner Gründung eine glüklichere Stimmung erhalten hat als irgend ein andres von den großen Reichen der Welt. Seine Bürger gehören zu dem edelsten und besten Theil des menschlichen Geschlechts; sie waren mit großen Anlagen versehen als sie von dem merkwürdigsten aller Könige, den die Erde gesehen hat, zum Rang einer großen und herrschenden Nation erhoben wurden; sie gelangten zu diesem Glück durch eine Revolution, die ganz edel, rühmlich und tadelfrey ist; sie wurden durch Thaten, denen keine andere gleichen, vom Anfang zu hoher Sinnesart gestimmt; sie sahen endlich durch den schöpfrischen Geist, die Weisheit und Thätigkeit des Urhebers ihrer Größe, bald alle Vorzüge, die in den übrigen Reichen der Welt nur

einzeln und zerstreut angetroffen werden, bey sich vereinigt, so weit sie in einem Staat und so weit sie in ihrem Staat bey seiner Entstehung vereinigt werden konnten. Und so stehen sie auf einem Standpunkt, auf dem noch nie ein Volk stand, der in der Geschichte der Welt neu und der einzige seiner Art ist.

V.

Kurzgefaßte Geschichte des Königs Sebastian von Portugal.

Tolluntur in altum ut lapsu graviore ruant —

Einleitung.

Die Wahrheit, die würdige Gesellschafterin der Tugend, welche die Handlungen der Menschen unparteiisch prüfet, und Recht und Unrecht so wohl zu unterscheiden weiß, daß auch nichts ihrem durchforschenden Blikke entgehen mag, wird doch öfters durch den hämischen Betrug unterdrücket und muß im Stillen seufzen. —

Der Betrug der Menschen ist von jeher groß gewesen. Man sahe einen falschen Alexius, einen falschen Alexander und Smerdes, des Cyrus Sohn einen Demetrius und Andere die ganze Reiche unruhig machten. Die Menschen

schen handeln also immer nach Affecten — und man darf um desto weniger sagen: die Zeiten verändern oder verschlimmern sich: die Zeiten sind sich noch immer der Ordnung nach gleich geblieben. Nur die Menschen ändern sich und nehmen in Ausschweifungen ab oder zu. —

Es stellet der Betrug eine Sache ganz anders dar, als sie ist. Es irrt also auch ein Mensch mit dem andern und einer irret mehr als der andre. — Das Wahre von dem Verkehrten ist also nicht wohl zu unterscheiden, wenn nicht der richtige Beobachtungsgeist jedes Ding wohl prüfet und dann billiget, handelt und unterscheidet. —

Betrügereien hingen wohl eher der Warheit die Larve der Verschwiegenheit um, und sie muste bloß zuschauen und durfte nicht mitwirken.

Es war zu der Zeit, da das unglükliche Schikſal den König Sebastian von Portugal verfolgte, hell und klar, daß der Spanische Hof, der über diesen benachbarten Staat eifersüchtig war, die größte Warheit für Lügen, und

die

die gröbsten Lügen für Warheiten ausgab, um sein Interesse beobachten zu können. Es muste dis Emanuel Antonez, ein Diener Heinrichs, der ein besonderer Liebling Sebastians war, nachdrüklich genug erfahren. Denn da er zuvor stets um Könige war, so unternahm dieser auch nichts, bevor E. Antonez nicht drum wuste. Er hatte Brief und Siegel vom Sebastian, daß er wirklich zu Schiffe gegangen sey, und in Algarbon, einem Kloster der Hieronimiten, die man los Descalzos nennet, sich eine Zeitlang aufgehalten habe. Dies bestätigten auch die Mönche und vorzüglich der Guardian. Es erklärte also E. Antonez feyerlich, daß sein König und ehemaliger Herr wirklich lebe. Er wurde sogleich nach Madrit hinberufen, um in Person seine Aussage zu bestätigen. Er erschien auch vor dem Könige von Spanien, Philipp II., kam aber nie zurück und verstummete. —

Warum dies geschah, ist leicht einzusehen — Offenbar ließ sichs nicht leugnen, daß Sebastian

nicht

nicht am Leben seyn könne; denn dis bestätigte Brief und Siegel. Damit es noch mehr einleuchtend sey; warum drang der Spanische Hof mit äußerster Gewalt drauf, daß Heinrich, ein Cardinal und des Sebastians Oncle, der ihm in der Regierung folgte, vom Pabst Gregorius XIII. keine Dispensation erhielt, da er sich mit einer Prinzeßin verehlichen wollte, um nicht ohne Leibeserben zu sterben? — ja da dieser wirklich ohne Leibeserben bald darauf starb, warum ließ Philip II. sogleich eine Armee in Portugal einrüken und versicherte sich, troz der Einwilligung des Pabstes, dieses Land durch die Waffen? — Es nahm also Spanien die weise Maaßregel und legte dem E. Antonez ein ewiges Stillschweigen auf und verhütete dadurch allen Unwillen des Volks. Ja es vereinigte ein verwaisetes Land mit seinem eigenen, um es nicht dem Ungemach fremder Herrschaften auszusetzen — und dies war gewiß Menschen-Wahl! Doch wie alles dem Unbestande unterworfen ist, so litt Spanien

nien im Jahr 1640 aufs neue einen merklichen Strich durch die Rechnung. —

Gegenwärtig wird hier eine zweifelhafte Sache bestritten. Man gebe aber nur dem Glauben, was sich nicht leugnen läßt. — Sebastian, König von Portugal, wurde ein Raub des unglüklichen Schiksals, und ein Spott so wohl des vornehmen als geringen Pöbels; ob er gleich nach Rambachs Bericht, in der Schlacht bey Alkasar sein Leben eingebüßt haben soll.

Geschichte des Königs Sebastian von Portugal.

Sebastian, König von Portugal, wurde im Jahr 1578 mit den Mohren in einen schweren und blutigen Krieg verwikelt, den er theils aus zu großer Kühn- und Verwegenheit sich zugezogen hatte. Im Jahr 1579 kam es bey Alkasserquibir (Alkasar) zu einem blutigen Treffen.

Von

Von beyden Seiten blieben viele Menschen, und kein Gefecht konte wohl hitziger seyn als dieses. Das Feld wurde vom Blute gedünget und die Erschlagenen thürmten sich auf. Der Feind siegte. Sebastian verlohr sich im Treffen und Niemand wuste, wo er war. Man durchsuchte die Todten und ein Mensch lag da durch sieben Wunden entseelt. Alle, auch die gefangenen Portugiesen, hielten diesen Körper für den Körper des Königs. Er wurde auf des Ueberwinders Befehl nach Alkasan, zwey Meilen vom Schlachtfelde gebracht, und dem Könige von Spanien für 100000 Cronen überlassen, der ihn auch gerne dafür annahm, obgleich einige Zeichen dawieder stritten.

Der König Sebastian aber, von Schande und Scham seines verwegenen Anschlages, heftig durchdrungen, verbarg sich unter die Todten und rettete sich in der Nacht durch die Flucht. Er ging zur See nach Algerbon über, wo er sich verbinden ließ. Hier überdachte er

sein Schicksal einige Zeit, und den Vorwurf, den sein Volk ihm machen könnte, daß er ohne Noth gedrungen, es dem Kriege bloß gestellet und das Vaterland dadurch in Elend und Noth gebracht hätte. Aus eigenem Verdruß durchzog er einen Theil von Asien und Afrika, auch vorzüglich Ethiopien, allwo er in unterschiedlichen Feldschlachten wider die Türken mit Verzweiflung focht, um sein Leben zu verliehren. Er begab sich aber endlich nach Europa zurück und kam im Jahr 1587 zuerst nach Sicilien.

Von hieraus sandte er einen Sicilianer nach Portugal mit einem Schreiben, und kündigte darinn seine baldige Ankunft an. Dieser Sicilianer kam aber nie zurük. Er fürchtete also den Unwillen des Volks und verweilte noch eine Zeitlang in Sicilien, und faßte endlich den Vorsatz sich dem Pabste zu entdecken. Er ward aber auf seiner Reise nach Rom verhindert, denn sein einziger Diener beraubte ihn alles was er hatte und ging davon.

Er muste sich also durch Italien betteln. Doch kam er im Jahre 1598 in Venedig an und hatte nichts mehr als eine Quarette bey sich.

Er trat bey einem Koch Francisco ab, der ihn, wie arm er auch selbst war, dennoch mit gutem Willen unterstützte, weil er so etwas Erhabenes und Edles an ihm fand, und weil er bey Tag und Nacht die Vorsorge des Himmels sich erflehete. —

Er wurde bald unter den dortigen Portugiesen bekannt, und man sprengte seltsame Geschichten von ihm aus. Hiedurch wurde der Senat bewogen, ihn das Gebieth räumen zu lassen. Er stellte sich aber dem Senat in eigner Person vor Augen, und suchte sich zu rechtfertigen. Der Spanische Gesandte wurde hierüber so aufgebracht, daß er ihn der größten Verbrechen beschuldigte. Der Senat ließ ihn also fest setzen. Er wurde aber doch im Gefängniß del Giardino mittelmäßig versorget. Ja er wurde auch verhöret und man fand nichts, wodurch er sich schuldig gemacht hätte. Er bejahete

um desto kräftiger, daß er der wahre Sebastian von Portugal seye.

Die Venetianer verlangten also Kennzeichen von seiner Person. Es wurde auch ein Rechtsgelehrter Sanpago nach Portugal gesandt, um diese zu überbringen. Er kam auch bald zurück und leistete dem Senat durch des Sebastians Bild ein Genüge.

Es wurde also großer Rath gehalten, und 200 der Vornehmsten versammleten und beschäftigten sich 3 Tage lang hinter einander, bis es endlich den Ausschlag gewonn: Sebastian wurde des Abends in die Versammlung berufen; der ganze Senat stand ehrerbietig mit entblößtem Haupte auf, und kündigte ihm die Entfernung aus dem Gebiete an.

Sebastian verließ also sogleich die Versammlung, und ging in seines ersten Wirths Haus. Er wurde hier von vielen Großen, die ihn aufgesucht hatten, mit Verwunderung betrachtet. Denen Portugiesen ließ er alle Kennzeichen sehen; seine rechte Hand war länger als die

Linke;

Linke; die Arme reichten ihm von der Schulter bis ans Knie. Auch seine linke Seite war kürzer.

Da er nun eben so verschiedene Standespersonen, als auch verschiedene Kleidertrachten um sich hersahe, gerieth er in Verwunderung und sagte lächelnd: tanto trage„ Es gab diesen Umstehenden die Versicherung, daß er König seyn müste, weil er es mit solcher Unerschrockenheit und Freymüthigkeit sprach.

Inzwischen versäumte der Spanische Gesandte nichts, was ihm nachtheilig seyn konnte. Er ließ alle Wege und Pässe durch Graubünder- und Deutschland versperren. Einige Portugiesen aber setzten ihn des Nachts in eine Gondel in der Kleidung eines Mönchs. In dieser Gestalt kam er bis Florenz. Er erreichte kaum die Stadt, so wurde er verrathen, und der Großherzog ließ ihn ins Gefängniß setzen. Von hier aus wurde es dem Könige in Spanien berichtet. Es kamen bald darauf Abgeordnete an den Großherzog, mit der Bitte: er möchte dem König doch den sonderbaren, angeblichen Sebastian

nach

nach Madrit schicken. Der Großherzog weigerte sich dieß zu thun. Er schickte den Gefangenen nach Orbitello, von dort wurde er nach Neapel geführet, und daselbst in das Castel del Ovo gesetzt. In seinem Gefängnisse fand er nun weiter nichts, als einen Strick und ein Messer. In dreyen Tagen bekam er weder zu essen noch zu trinken. Er harrete aber in Gebet und Hoffnung. —

Am vierten Tage kam ein Generalauditeur zu ihm und fand ihn lebendig. Dieser gab ihm zu verstehen, daß wenn er bey seinem Vorhaben bleiben würde, man ihm weder Geld noch Nahrung gäbe. — Thut was ihr wollt, antwortete Sebastian, ich bin und bleibe König von Portugal, der im Jahre 1578 wieder die Mohren in Afrika überschiffte. Der Generalauditeur ging also ab. Von dieser Zeit an gab man ihm Brod und Wasser, etliche Tage aber drauf monathlich 5 Cronen.

Der Graf von Lemos, Vice-Re zu Neapel, ließ ihn zu sich in seinen Pallast bringen,

um mit ihm zu sprechen. Da er in den Saal kam, und den Grafen wegen des warmen Wetters, mit bloßem Haupte stehen sahe, sprach er: „seyd bedeckt Graf von Lemos!" und zwar mit einer solchen Ernsthaftigkeit, daß die Umstehenden drüber erschracken. Der Graf fragte ihn: woher kömmt euch die Macht, mir zu gebieten? „die Macht ist mit mir gebohren, antwortete Sebastian, stellet euch nicht so, als ob ihr mich nicht kennetet; — der König Philippus hat euch zweymal an mich gesandt. —

Hierüber empfand der Graf einen nagenden Vorwurf und einen bittern Verdruß. Sebastian drohete ihm auch in eben dem Maaße, als ob er noch sein Reich beherrschte. —

Dadurch wurde sein Gefängniß noch unerträglicher, und mit doppelten Wachen besetzt.

Er wurde auch als ein Zauberer ausgeschrien, und der Bischoff von Reggio muste ihn beschwören: unter währender Beschwörung redete er den Bischoff, da er ein Crucifix hervorlangte, auf lateinisch zu: sehet da, den Meister und

Herrn

Herrn, dem ich diene, und für den ich auch bereit bin, zu sterben. — Der Bischoff schwieg beschämt und ging fort

Von dieser Zeit an stiegen die Schandthaten des Volks aufs höchste. Sie führten ihn am hellen Tage auf einem Esel durch die Strassen der Stadt, mit Trompetenschall und Geschrey. Ein Ausrufer muste in einem Zwischenraum schreyen: dieß ist das Recht, so ihm Se. Catholische Majestät anzuthun gebietet, daß man ihn umherführen und hernach auf die Galeeren setzen soll, weil er sich selbst zum Könige von Portugal gemacht hat, da er doch in der That ein Calabros ist. Ich bin ein König! rief Sebastian: bin in den Händen meiner Feinde; aber Gott! Gott der Gerechte, wird sie richten; sie verkennen die Wahrheit. — Sie führten ihn also auf eine Galeere, und legten ihm sclavische Kleider an, schoren ihm Bart und Haare ab, und fesselten ihn mit Ketten. Mit dieser Galere fuhr er von Neapel nach Barcellona, von da ins Oceanische Meer, und kam im

Jahr

Jahr 1602, in der Mitte des Augusts in den Hafen S. Lucas de Bara medas, da der Herzog von Medina = Sidonia und seine Gemahlinn ihn zu sehen begehrten. Beyde kamen an's Wasser und redeten lange mit dem Gefangenen. Dieser frug den Herzog, ob er noch einen kostbaren mit Edelgesteinen besetzten Degen hätte, welchen er ihm, da er nach Afrika übergefahren, zum Geschenk gemacht hätte. Der Herzog bejahete dies und gab ihm die Versicherung, daß er selbigen noch aufbewahre". Lasset ihn doch herbeybringen, sagte der Gefangene: der Herzog ließ ein Dutzend bringen, unter welchen der Gefangene nicht das Geschenk fand. Man brachte also noch auf Befehl des Herzogs mehrere. Kaum kam der Ueberbringer der übrigen an, so sahe der Gefangene den kostbaren Degen, und rief: Dieß ist er! ja! diesen schenkte ich euch. Er wandte sich zur Herzoginn und eröffnete ihr den ganzen Abschied, den sie zu Cades gehalten hatten: ich erinnere mich noch, sprach er: ich gab euch ein Kleinod; habt ihrs

noch

noch Frau Herzogin? Die Herzoginn bejahete es. Der Gefangene wünschte es zu sehen. Die Herzoginn ließ also verschiedene Kleinodien bringen, und er fand das rechte im Augenblick, und sagte: dieß ist es, dieß! und zum Zeichen der Wahrheit, nehmt den Stein heraus, so werdet ihr meinen Namen und die Jahrzahl darinn eingegraben finden. Es wurde richtig so befunden. Es war auch unter dem Gesinde, das die Herzoginn begleitete, eine Mohrinn, die der Gefangene kannte. Selbige hatte ihm, da er noch regierete, seine Leinewand bleichen müssen. Auch alle, die da stunden, bekräftigten es, daß er der wahre Sebastian seye.

Dem Herzoge und der Herzoginn flossen die Thränen aus den Augen. Ihr innerstes wurde bewegt und sie gingen in Trauern über das unglückliche Schicksal dieses Regenten ab. —

Dieser unglückliche Mann soll bis ins Jahr 1610 gelebt haben.

Ein jeder Leser mag nun prüfen, billigen, und richten.

Ich füge nichts mehr hinzu als dieß: wer unter allen Sterblichen kann eine Last drückender empfinden — und wem muß sie mehrere Schmerzen verursachen, als einem Monarchen, auf dessen Wink und Willen sonst Tausende wie Sclaven zu gehorchen bereit waren!

VI.

Neue Erfindung.

Beschreibung einer Feilhauer-Maschine, nach beyliegender Zeichnung.

a. der Amboß.

b. die Feile.

c. der Meißel.

d. die Hülse mit ihrem Arm, worinn der Meißel steckt, und durch eine Schraube, welche an der fordern Seite festgeschraubt wird. Sie ist in der Zeichnung nicht zu sehen.

e. e zwey Armen um den Meißel die Richtung, vermöge der Schraube x und eines Gewichts, so an den Hacken angehänget wird, zu geben.

f. die Schraubenmutter mit dem Feilkloben, so aus 2 Hälften bestehet, und mit einem Keile aber zusammen gehalten werden, welchen in der Zeichnung von dem Seitenarm verdecket wird.

Fragt man Bibliothekare nach der Theorie ihrer Arbeit, dann erhält man in der Regel nicht viel mehr als Hinweise auf Praxis und Praktiker. Es ist, als ob sie sich scheuten, ihre Arbeit in Begriffe zu fassen, weil sie befürchten müßten, sie könnte dadurch an Wert verlieren. Dieses Gefühl mag seine Ursachen in der Geschichte haben, in der Bibliothekare sich oft genug gegen Vorwürfe wehren mußten, sie seien Theoretiker, Leute, die sich vom Leben entfernt hätten.

Wir wollen uns nicht scheuen, Theoretiker zu sein.

1. Was ist Ziel und Aufgabe der Bibliothek?

Ziel und Aufgabe der Bibliothek ist es, Literatur zu sammeln und damit Bibliotheken zu schaffen, die es ermöglichen, daß jeder Bürger sich über alles, was ihn interessiert, unterrichten kann. Die Bibliothek ist also eine Einrichtung, die der Allgemeinheit dient, unabhängig davon, ob sie von Staat, Gemeinde oder Privaten getragen wird.

o. die Krumkurbel mit 2 Tangenten und dem Schwunge p.

q. der Tritt durch welchen die Maschine sitzend leicht in Bewegung erhalten wird.

rrr. sind Löcher um den Meißel, die gehörige Neigung gegen die Feile zu geben, indem die Welle s. höher oder niedriger geschraubt wird.

NB. Zur Schräge des Hiebes müssen die Meißel bey dem Schmieden nach Belieben gedrehet werden, auch gehet die Feile, welche gehauen werden soll, zwischen 2 Schrauben, so an den Ambos befestiget sind, damit solche dem Meißel nicht ausweichen kann, und um die Meißelschneide in der Zeichnung nicht zu verdecken, sind solche weggelassen worden.

Ferner wird bey dem Einspannen einer Feile der Hammer von dem Meißelarm in der Höhe gehalten, weil letzterer untergestützt werden kann, um solches bequem zu verrichten.

Breslau.

Klingert,
Mechanikus.

Ich

Ich glaubte diese nützliche Erfindung mittheilen zu müssen, weil die Proben, die ich von der Güte dieser Maschine habe, ohne Tadel sind, und bey mir nachgesehen werden können. Auf Verlangen erbiete ich mich, ein Modell dieser Maschine zu verschaffen.

Riem.

Digitized by Google

Berlinisches Journal
für
Aufklärung.

Herausgegeben
von
G. N. Fischer und A. Riem.

Zweyten Bandes zweytes Stück.

Februar. 1789.

I.

Stoicismus.

Eine philosophische Phantasie.

Adversis rerum immersabilis vndis. —

Aus Liebe schuf der Schöpfer diese Welt;
für Liebe schuf er sie; drum gab er Fülle
von Allem, was den Geist und seine Hülle
im Wohlseyn kräftigt und erhält;

drum ward so schön das weite Freudenfeld,
ein Labyrinth von Rosenhecken.
Da sollten Lieb' und Unschuld und Natur,
die ew'gen Grazien, sich sanft verstecken,
doch jedem Auge sich entdecken,
das suchte auf des reinen Sinnes Spur.
Die Rosenstengel trugen Dornen, nur
die Menschen von Entweihung abzuschrecken.
Da sollten wir uns Hütten bau'n;
da sollten wir in ew'gem Frieden
zu leben und zu lieben nie ermüden;
da sollte Herz und Herz sich anvertrau'n.
Wie Blumen, die, gewiegt von Zephyrs Hauch,
vertraulich zu einander nicken,
und ihren fernen Schwestern auch
mit jedem Lüftchen süße Düfte schicken:
so sollt' ein dichtres Freudenband
verwandte Seelen an einander schließen;
so sollten Freunde Hand in Hand
ihr Füllhorn über's ganze Land,
wo Freude haften kann, ergießen. —
Welch ein Gedanke! So vereint
der großen Kette Millionen Glieder!

Wie göttlich da die Welt voll Brüder,
wie göttlich da der Mensch erscheint!

Du suchst die Welt, mein Sehnsuchtsvoller Blick?
Du suchst die Brüder, die sich fest umfassen,
und siehst, wie sie einander hassen,
und zitterst in dich selbst zurück?
Dich blenden nicht die bunten Flitterbande,
die man uns Lieb' und Freundschaft nennt,
wo man sich sieht und grüßt und kennt
und auch wohl etwas mehr als Athemholen gönnt?
Du sehnst dich nach dem bessern Lande?
Dich locken nicht die Kartenhäuser
moderner Kunstphilosophie?
Du sagst mir gar, ein ächter Weiser
erschiene dir in ihren Schulen nie?

Wohlan! Was kann der Erdenbürger thun,
den nicht die weggeworf'nen Brocken
der längst entflohnen Liebe locken?
Soll er in stolzem Unmuth ruhn.
wie Marius einst auf Karthago's Trümmern,
um Welt und Menschen weiter sich nicht kümmern

und

und seyn, weil er nicht leben kann?
Soll er, nicht mit Verdorbnen zu verderben,
wie Kato philosophisch sterben
und denken: Ich bin doch für diese Welt kein Mann?
Soll er, dem Froschgequäk sich zu entziehn,
um ruhig wenigstens zu schimpfen,
fort aus den umgewühlten Sümpfen
der Thorheit fern in eine Wüst' entfliehn?

Fürwahr! ich kann den Mann nicht tadeln,
der, groß auch in Melancholie,
nach lang' umsonst verwandter Müh,
die Tiefgesunk'nen neu zu adeln,
betäubt durch das durchdringende Geschrey
der klügelnden Kleingeisterey,
ermattet durch vergeb'nes Streben
nach einem lebenswerthen Leben,
aus der Verzweiflung Becher trinkt
und unterm Druck zu Boden sinkt.
O Brutus! Kato! Große Namen!
Und du, o heil'ger Einsiedler,
der schöner Tugend schönsten Saamen

der Menschheit streut' um seine Hütte her!
Mit einem Herzen, wie noch keines
so allumfassend, groß und zart,
so Gottheitahndend, so des himmlischen Vereines
der Tugenden bewußt, geboren ward;
mit einem Geiste, der die feinsten Tiefen
der Weisheit und der Seligkeit durchdrang,
der ungestört den stillen Forschergang
fortwandelte, wo die sich heiser riefen,
die auf des Vorurtheiles Bank,
durch ihn geweckt, nicht mehr gemächlich schliefen;
mit einem Sinn, der spiegelrein
der Wahrheit Bilder treu und fein,
so wie sie die Natur ihm mahlte,
nur heller, schöner wiederstrahlte;
mit Kraft der Darstellung gerüstet
und siegender Beredsamkeit,
die nie im Wörterprunk sich brüstet,
nie den Sophistenmantel leiht,
die wie ein Honigstrom zum Herzen gleitet,
der Wahrheit da ein Lager zubereitet
und reinen Seelen Nektar beut —
o Rousseau! Mensch! Du Einziger gehörtest

nicht

nicht diesem Land des Egoismus zu,
der Liebe Auserwählter du!
Die Engelwahrheit, die du lehrtest,
war nicht für diese kalte Welt,
die in sich selbst zusammenfällt.
Heil dir! Du hast die steile Bahn vollendet!
Und wenn dein Geist sich noch hernieder wendet
zu uns, für die dein Herz gebrannt,
so zürnst du nicht in deinem Strahlenglanze.
Du warst hienieden eine fremde Pflanze.
Die Schaar, die dich zertrat — sie hat dich
nicht gekannt.

O Brüder! trauet nicht dem Dünkel,
Der schlauen Modeweisheit nicht!
So fein sie von der Regel spricht,
so läppisch zeigt sie den im schiefen Winkel,
der ihren lockern Damm durchbricht.
Sie zäunt in ihre Maulwurfsgränzen
die schöpfrische Natur gebietrisch ein.
Dann laß wie Sonnen große Männer glänzen!
Sie zeigt uns, wie sie könnten besser seyn,
wie dies und jenes noch an ihnen zu ergänzen,

zu grob dies sey und jenes dort zu fein;
censirt den Kupferstich nach — seinen Strichen;
denn sey der Künstler Zögling der Natur,
und um ein einz'ges Härchen nur
dem schulgerechten Gleis' entwichen;
dann mag der höchste Zaubergeist,
der Unverschrob'ne zur Entzückung reißt,
das Ganze schöpferisch beleben;
die vielgelehrte Kennerzunft
mit ihrer mäkelnden Vernunft
wird ewig an den Strichen kleben.
Da nennt ein feiner Herr, vergnügt ob seinem Spott,
den Kato einen Donquichot,
den großen Brutus einen Träumer,
weil er mit Einem Wassereimer
die Feuersbrunst zu löschen unternahm.
Und Rousseau, der vom Himmel kam,
ist vollends eine Losung zum Gelächter.
Warum? Weil er, des großen Nichts Verächter,
am Guten und am Wahren hing,
und als die Thoren wütend auf ihn drangen,

das wurde, was sie ihn zu werden zwangen,
ein menschenscheuer Sonderling.

Doch merkt, wie sehr die Schaar der Tadler
den Weg des dümmsten Pöbels kriecht?
Denn hätte Brutus nur gesiegt,
wahrhaftig, sie verglichen ihn dem Adler.
der stolz und kühn zur Sonne fliegt.
Wohl dir, o Jüngling, der dem Schatten jener
Großen
noch eine Thräne weinen kann!
O glaub es mir! Wen Thoren von sich stoßen,
der ist gewiß kein kleiner Mann.
Wohl dir, wenn du in stillen Nächten
gern an die Hingeschiednen denkst,
und gern der Menschheit heil'gen Rechten
die Einsamkeitgeweihten Stunden schenkst!
Der Edlen Geister werden dich umschweben
im dämmerhellen Mondenlicht,
und, wenn es dir an Kraft gebricht,
dich, eh du sinkest, wieder heben.
Drum muthig deinen Berg hinan!
Der siegt nicht, der nicht kämpfen kann

Wer

Wer ernſtlich ſucht zu ſeyn, was Jene waren,
der faßt ſie ganz, und handelt nicht wie ſie
in Stunden der Melancholie.
Denn ſterben täglich nicht bey Schaaren
Verzweifelte durch eig'ne Hand,
die eh'r den Paſchareys verwandt,
als Brutus und Katonen waren?
Doch, Freunde, lebt nur erſt wie dieſe!
Wenn dann der Kerker euch beengt,
und euer Geiſt ſich hin in's Freye drängt,
und ein Pedant euch ſtreng verwieſe,
daß ihr nicht länger bleiben wollt,
weil über euch Theaterdonner rollt,
ſo achtet ihr's als ob ein Zephyr bliese.
Gehorcht des Herzens hohem Ruf,
den Gott umſonſt nicht anerſchuf!
Denn, kluge Lehrer der Philoſophie,
hier iſt mehr als Melancholie!
Für Menſchenwerth ſein Blut verſprützen,
iſt eine himmliſch-ſchöne That.
Der Edle, der ſich doch dem Ziele naht,
kann mehr durch ſie, als durch ſein Leben
nützen.

Zu leben ist uns hohe Pflicht.
allein, bey Gott! die höchste nicht. —

Noch sind wir Bürger dieser Erde.
Auf! laßt uns gute Bürger seyn!
Des Glückes stete Neckerei'n
sind minder drückende Beschwerde,
wenn andre sich durch uns erfreun.
Noch sind nicht alle Freudenquellen
auf unsrer Kugel ganz versiegt.
Noch gibt es unbekannte Stellen,
wo mancher Schatz verborgen liegt.
Den Meisten mangelt nur die Wünschelruthe,
die auf die rechte Stelle schlägt.
Drum — wenn so Mancher irrig mißt und
wägt,
so haltet's ihnen doch zu gute! —

Was du in süßen Dichterstunden
von schönen Idealen träumst,
wohl dir, wenn du es weiter noch gefunden,
als auf dem Blatt, auf dem du reimst!
Wo ist die Liebe, die im Silberton

von

von hochgespannten Seiten hallet?
Wo siehst du, wie ein Erdensohn
am Arm des ächten Freundes wallet?
Wo wächst der Tugend der erträumte Lohn? —
So dacht' ich oft, und die Gewitterwolke
verfinsterte mir Herz und Geist.
O gönnt die Stumpfheit, rief ich, jenem Volke,
das sich in Stumpfheit glücklich preißt!
Viel besser, nie die höh're Freude kennen,
als von getäuschter Sehnsucht brennen,
und lechzend ihr entgegensehn!
Viel besser, taumeln im Gewimmel
des Thorenschwarms, als vor dem Himmel
wie Abbadona jammernd stehn!
Verwickle dich in diese Qualgedanken,
und hier ist Glück und Seelenruh.
So zwischen Tod und Leben wanken,
führt grade der Verzweiflung zu.
Nein! Laß uns nicht das Loos verdammen,
zum bessern Glück bestimmt zu seyn!
Auf! Rüttle deinen Geist zusammen,
und lern' als Weiser dich zu freun!
Sey's dann, daß unter Millionen

kaum einer weiß, was Lieben heißt;
genug für dich, daß du es weißt;
und wird dich hier nicht Gegenliebe lohnen,
so rechn' auf ihre Siegeskronen
jenseits des Grabs als höhrer Geist!
Wer weiß, ob nicht auch hier im Stillen
für dich ein Bund der Herzen reift?
In mancher schönen Brust entquillen
Gefühle, die kein Hippias begreift,
und reiner Seelen inn'res Glück
sympathisirt im Augenblick.
Doch hoffe nicht! Denn leichter ist's im Sturme
umringt von Klippen glücklich seyn,
als, selbst unangetastet von dem Wurme
der Eifersucht, des Lebens sich erfreun,
wenn du sie endlich ausgefunden,
die längst dein volles Herz ersann,
und in elysischen Sekunden,
dir selbst enttaumelt, himmelan
der Seligkeit entgegenschwindest,
und außer ihr kein Leben findest,
und dann — o Schicksal! Menschenherz! —
wenn gar kein Stern der Hoffnung flimmert,

nach Todesangst und Folterschmerz
im Hui dein schönes Schiff zertrümmert.
Und Glück genug, wenn nur des Schicksals Welle
euch an der Trennung Klippen wirft!
Nicht selten ist der Trank der Hölle
im Becher selbst, aus dem man Nektar schlürft;
wenn Sie, auf die ihr fest vertrautet,
auf deren Herz ihr einen Tempel bautet,
am Ende doch — ein Weib wie Weiber ist,
nach Wechsel, gähnt, und euch — bedauert und vergißt. —

So dünn gewebt sind nicht der Freundschaft Bande.
Aus festern Massen formte die Natur
ein Männerherz. Doch wo ist die Natur
noch außer dem Ideenlande?
Wo schwört ein Herz sich selbst den großen Schwur,
dem Freunde nicht von seinem Leben
die überflüß'ge Hälfte nur,
nein, jeden schönsten, besten Theil zu geben?

nicht nur die Last der Langenweile
auf ihn zu werfen, weil sie uns beschwert,
nicht nur, wenn Schmähsucht ihren Köcher leert,
zu fodern, daß er ihre Pfeile
für uns empfang' und unsre Wunden heile? —
Ja! fodern mag ein jeder gern,
und kann auch jeder Tropf; doch geben,
dem Freunde, nicht sich selbst, zu leben,
verstehn nur Männer, nicht die Herrn
mit Herzen ohne Saft und Kern.
Der gibt von seinem Ueberfluß,
der in sich selbst nicht darben muß.
Das herzlich scheinende Geplapper
von Freundschaft und von Innigkeit,
die vielbeliebte Kinderklapper
der armen Seelchen unsrer Zeit,
rmordet nur die Herzlichkeit.
Itzt, im Jahrhunderte der Worte,
wo alles zu der Klugheitspforte
auf glattgetretnen Wegen schleicht,
von schönen Sachen schön zu schwatzen,
ist nur der Kopf nicht allzuseicht,
wird jedem seelenlosen Fratzen

wie l'Hombre und Quadrille leicht. —
Dank dir, o Vater meines Lebens,
daß ich nach manchem krankgetäuschten Blick
und langem Schmachten nach dem ersten Glück,
die große Ahndung nicht vergebens
empfing aus deiner Schöpferhand;
daß ich erwählte Seelen fand,
mich zu verstehn, mich ganz zu kennen,
sie zu verstehn, sie ganz zu kennen,
und so in Geist und in Gefühl verwandt,
vereinigt durch ein unsichtbares Band,
den Flammen auf Altären gleich zu brennen. —
Was willst denn du, o Thräne, hier?
O! Ihr seyd alle fern von mir!
Sie sind dahin, die goldnen Tage,
wo jeder Abend uns beysammen sah!
Nur unsre Seelen sind sich nah,
und an der Hand der ungehörten Klage
schleicht die Erinnerung mit nassem Blick
zu jedem Plätzchen, jedem Thal zurück,
wo ächtes Glück, wie Blumendüfte
im Wehen leiser Abendlüfte,
um jede Kraft der Seele floß;

wo Herz und Herz in sanftem Glühen
zugleich empfundne Harmonien
harmonisch in einander goß.
O könntet, könntet ihr's vergessen?
Ich könnt's, auch wenn ich wollte, nicht.
Auch dann, wann mir das Lebenslicht
verdämmert, wenn mit schwererem Gewicht
die Stunden auf die Seele pressen
und die Gedanken nur Minuten messen,
erscheint mir jene sel'ge Zeit,
erhellt vom Strahl der Heiterkeit,
wie eine Flur im Morgenschimmer.
Mein Herz wird leicht. Ich fühl' es, nimmer
erblasset dieser Morgenschimmer.
Er leuchtet uns zur Ewigkeit. —

So gäb' es dann auf dieser Wechselsphäre
auch andres Glück, als Gold und Flitterehre?
Wohl mir, daß ich es glauben kann!
Ist nur die Freundschaft nicht Schimäre,
so wall' ich gern durch diese Lebensleere
mit männlich-festem Schritt fortan.
Doch ach! das Schicksal, das nicht Freundschaft

pflegt Freunde immer fast zu trennen.
Wie wird das Herz, das höh're Freuden kennt,
Vereinzelung ertragen können?
Wird es sich nicht im Stillen härmen?
Wird es in bunten Modeschwärmen
Ersatz für das Verlohrne sehn?
Ach! Wollt' es auch, sich zu zerstreuen,
nur zum Versuch sich Modefreuden weihen,
es wird die Freuden nicht verstehn.
Von Ihm und Ihr und fremden Händeln
zu schwatzen mag für Viele seyn.
Die Kunst, zusammen sich zu freun,
ist nur die Kunst, die Stunden zu vertändeln.
Doch du, der Freuden voll Gehalt,
wie Thätigkeit voll Würde, sucht, entferne,
so viel du kannst, dich von der Dunstgestalt
der Afterfreude! Sieh die hellen Sterne,
die dir in deiner Einsamkeit,
wenn draußen Läpperey und Neid
des Lebens Himmel ganz verdunkeln,
Entzückung in die Seele funkeln!
Die Männer, die von Thoren nicht gestört,
von kleinen Sorgen nicht empört,

in ihrer Brust den Himmel tragen;
die von den Menschen selbst gekränkt,
verfolgt, verkannt, gedrückt, gedrängt,
für Brüderwohl zu leben wagen;
die ohne Hehl die Wahrheit sagen,
und thun, was freye Wahrheit heißt;
die kein Sophist, kein Schwärmer täuscht;
die im Gedräng wie in der Zelle
stets schöpfen aus der rechten Quelle,
zu tränken uns mit Licht und Kraft;
die handeln, nicht zeitlebens spähen
nach Weisheit ohne Lebenssaft;
die nicht mit ihrer Kunst sich blähen,
und alle Wisserey verschmähen,
die Spreu wie Korn zusammenrafft.
O leuchtet mir, ihr hellen Sterne!
Helft mir, daß ich die Weisheit lerne,
die rauhen Pfade nicht zu scheun,
und glücklich durch mich selbst zu seyn!

Schwer ist die Kunst; und wer nicht Kraft zu siegen
in jeder Herzensnerve fühlt,

der bleibt ein Ball, mit dem das Schickſal ſpielt,
ſein Geiſt mag noch ſo hoch gen Himmel
fliegen.
Des Geiſtes Schwungkraft ſtärkt ſich leicht;
die Phantaſie auf Adlerſchwingen
kann bis zu Orionen dringen,
wenn noch das Herz am Boden keucht.
Da liegt in deinen feſtgeglaubten Mauern
ein mächt'ger inn'rer Feind verſteckt,
und ſchlau wie Hannibal, um aufzulauern,
wenn dich das Glück betäubt und ſchreckt;
das Glück, das ſtets die Leidenſchaft beſoldet,
und bald ein Eldorado dir vergoldet,
bald den Verſtand wie einen Buben neckt.
Hier gilt nicht Kampf und raſche Schlacht,
die muthig wagt und thut und endet.
Im offnen Streite ſiegt die ſtärkre Macht,
und eh der Geiſt ſich einmal wendet,
hat Glück und Leidenſchaft zehn Schwenkungen
gemacht.
Der arme Geiſt wird überflügelt,
ergiebt ſich auf Kapitulation,
und eh er ſich beſinnt, iſt alles ſchon

beſchloſ-

beſchloſſen, abgethan und unterſiegelt.
Doch des Karthagers Macht und Ränke
zerſtört durch Zaudern Fabius.
Lernt von ihm, wie man kriegen muß,
daß ſich der Sieg auf unſre Seite lenke!
Durch langen, leiſen Widerſtand
errettet' er ſein Vaterland. —

Doch haltet nicht, wie Zeno's Schüler thaten,
das ganze Herz für euren Feind!
Glaubt nicht, daß jede Wallung ſich vereint
mit Leidenſchaft, euch zu verrathen.
Des Himmels heiligſtes Geſchenk
iſt das Gefühl in reinen Herzen.
O hütet euch, es zu verſcherzen
für Plapperwerk und Schulgezänk!
Laßt die pedantiſchen Gerippe
mit ihrer blanken Weisheitshippe
keck die Gefühle niedermähn!
Sie läſtern nur des Himmels Gaben.
Warum? Weil ſie ſie ſelbſt nicht haben
und von Empfindung nichts verſtehn. —
Von Schlacken ſtets den reinen Sinn
zu ſäubern, iſt der Weisheit Wille;

doch wollen, daß in todter Stille
nie ein Gefühl das Herz erfülle,
führt wahrlich nur zur Narrheit hin.

Wenn dann, der reinen Spiegelwelle
des Silberstromes, nicht dem Teich,
der unbewegt erstarret, gleich,
der Strom des Herzens schnell und helle
im Bette des Verstandes fließt,
und wie die Wellen lieblich blinken,
der Flur zur Rechten und zur Linken
die Segensfrucht in Füll' entsprießt;
wenn Stürmen, die entgegensausen,
die Fluten kühner noch entgegenbrausen
und siegend ihre Pfade gehn,
und unbekümmert, ob aus ihren Grotten
geschwätz'ge Bäche murmelnd spotten,
nur Widerstande widerstehn;
dann ruf Triumph! Du bist am Ziele;
du bist ein Weiser und ein Mann,
ein Sieger, den im Siegsgefühle
das Schicksal stärken, nimmer stören kann.

Friedrich Bouterwek.

II.

Zusätze und Erläuterungen zum einzigmöglichen Zweck Jesu.

Der Hr. Pr. Riem hat als Herausgeber zu den in dem Berlinschen Journal für Aufklärung *) befindlichen Fragmenten dieser Schrift einige Anmerkungen und Zweifel hinzugefügt, die ich dem Leser hier wiederhohlen und mit einigen Erläuterungen begleiten will.

Zu den Worten: "Durch die bisherige Aufklärung in der Religion ist noch nichts zur Sittlichkeit des Volks gewonnen; wohl aber hat sie Verwirrung und Zweifel in Menge erregt", fügt H. R. folgende Anmerkung hinzu: "Diese

*) S. Berl. Journal für Aufklärung. Herausgegeben von G. R. Fischer und A. Riem. 2tes und 3tes Stück, 1788.

"Diese Behauptung, sagt er, geht zu sehr ins Allgemeine. Wahre Aufklärung kann ihrer Natur nach weder Verwirrung noch Zweifel erregen, oder sie hört auf, Aufklärung zu seyn, und ist . . . Verwirrung."

Diese Bemerkung ist sehr richtig; aber sie trifft meinen Satz nicht, und macht meine Behauptung nicht schwankend. Es ist bekannt, daß sich hinter dem Worte Aufklärung so wohl der Verfechter des Aberglaubens und Verbreiter der Finsterniß versteckt, als es sich auch der zueignet, der wirklich zur Berichtigung menschlicher Erkenntnisse schreibt und wirkt. Auch glaubt man aufzuklären, wenn man nicht allein die Sätze der positiven Religion schwankend macht, sondern auch selbst die wichtigsten Wahrheiten einer reinen und rationalen Religion und die Stützen eines vernünftigen Glaubens und Vertrauens verrückt. Auf die Ehre der Aufklärung macht Jeder Anspruch; es kommt also darauf an, was ein Jeder geleistet

ſtet und gefruchtet habe; denn an ihren Früchten müſſen wir ſie erkennen.

Nun ſehe man, was die bisherigen Anfechtungen der poſitiven Religion gefruchtet haben, und man wird finden, daß man zwar hier und dort theoretiſche Sätze angegriffen und zweifelhaft gemacht habe; daß ein großer Theil des Publikums von dieſem und jenem Artikel nichts mehr hält; daß ſich hin und wieder Ausgelaſſenheit in der religiöſen Denkungsart feſtgeſetzt, und ſtatt der vorigen Anhänglichkeit an ein poſitives Syſtem, Laulichkeit und Verachtung, Unſtätigkeit in Grundſätzen oder gänzliche Gleichgültigkeit verbreitet habe; allein das, was eigentlich die Frucht religiöſer Aufklärung ſeyn muß, nemlich willige Unterwerfung unter das reine moraliſche Geſetz oder freyer Gehorſam gegen den göttlichen Willen, iſt durch alle jene Durchlöcherung des Syſtems und Herabwürdigung eigenmächtiger Geſetze nicht erreicht. Deshalb behaupte ich, daß durch die bisherige Aufklärung, die mehr auf

theo-

theoretiſche Widerlegung als praktiſchen Aufbau gerichtet war, **Verwirrung**, indem das religiöſe Publikum nicht weiß, was es halten und fahren laſſen, ob es rück- oder vorwärts gehen ſolle; und **Zweifel**, indem ihm nicht allein unſtatthafte Sätze der poſitiven Religion, ſondern ſelbſt ihre heiligſten und unverletzlichen Wahrheiten ſchwankend werden, erregt habe.

Man muß überhaupt religiöſe Aufklärung von jeder andern unterſcheiden; Licht und Wahrheit haben ſie alle zur Abſicht; allein die Mittel, wodurch dieſe erreicht wird, ſind gar ſehr verſchieden. In allen übrigen geht der Aufklärer theoretiſch zu Werke, und gründet ſeine Aufhellungen auf Grundſätze der Erfahrungen und der Vernunft; allein in der Religionsaufklärung muß man ganz praktiſch verfahren, und alles Licht, was hier gewährt werden kann, muß aus dem Grundgeſetze des göttlichen Willens, in ſo fern er in der eignen Geſetzgebung des reinen menſchlichen Willens enthalten iſt, quillen. Bloß durch die Verwechſe-

wechselung, daß man theoretisch verfuhr, wo man es allein praktisch hätte anlegen sollen, hat man seinen Endzweck verfehlt, und das nicht erreicht, was religiöse Aufklärung zum Ziel hat, Unterwerfung des Willens unters moralische Gesetz oder Sittlichkeit und Vertrauen auf Gott.

Religiöse Aufklärung muß auch so beschaffen seyn, daß sie für alle Menschen ohne Ausnahme empfänglich und wirksam ist. Nicht bloß der Vornehme oder Gelehrte, sondern auch der Arme und Gemeinverständige muß sie fassen und einsehen. Dies läßt sich aber auch ganz unfehlbar erreichen, so bald man auf dem praktischen Gesetze des Geistes die religiöse Theorie errichtet.

Fern aber sey es von mir, daß ich die Bemühungen so vieler Männer alter und neuer Zeiten verkennen oder mißdeuten wollte, die durch ihre tiefsinnigen und mühsamen Untersuchungen uns endlich in den Stand gesetzt haben, wo wir frey von allem Vorurtheil und

Anhänglichkeit an Autorität jede fremde und willkührliche Gesetzgebung entfernen, und mit Hoffnung einer glücklichen und gelingenden Bemühung auf den Erwerb einer untadelhaften Religion ausgehen oder vielmehr wieder zu ihr zurückkehren können. Wie es in allen Aeußerungen des menschlichen Geistes geht, so auch in der Religion. Am früheſten steht ein System da. Dann kommen Anfechtungen einzelner Sätze, man erregt Zweifel, führt zu Bedenklichkeiten. Endlich wird das ganze Gebäude durchgelöchert. Einige gehen davon, Andere halten und stützen es mit aller Macht; bis immer Mehrere und Mehrere bedenklich werden, und endlich das Reich durch Anarchie zersplittert wird. Dies ist der Zustand der Verwirrung, des Zweifels und rhapsodischer Bestrebungen. Dieser dauert so lange, bis sich der irrige Haufen wieder zu einem neuen Panier sammlet. In der Religion ist dies Panier das ewige und unwandelbare Grundgesetz des Geistes, **Liebe Gott.**

2.

Soll Befriedigung der Neigungen unser höchstes Ziel seyn, warum ist unser Verstand so kurzsichtig und unsre Kraft so gering. — Zu diesen Worten erinnert H. R. "So gering? Und doch so hinreichend für unsre leiblichen und sittlichen Bedürfnisse, wenn wir die rechten Mittel erwählen .... Also einen andern Beweis."

Es ist allerdings der Achtung werth, daß der Mensch mit so vortreflichen Naturanlagen und Geisteskräften begabt ist; allein ob sie hinreichen, so wohl für unsre leibliche als sittliche Bedürfnisse, habe ich mit Recht bezweifelt. Die Fraze ist: Hat der Mensch hinlängliche Kraft, sich selbst in den Besitz des höchsten und vollendeten Guts zu setzen? Um hierauf zu antworten, müssen wir zergliedern und darthun, was wir unter dem Begriff des höchsten Guts verstehen. Dieses hat nun zwey Bestandtheile. 1) Sittliche Vollkommenheit; 2) Glückseligkeit. Unter Jener verstehen wir

eine

eine dem moralischen Gesetze angemessene Gesinnung und Handlung. Diese Angemessenheit muß, wenn sie der moralischen Forderung Genüge leisten soll, vollendet seyn; weil das sittliche Gesetz wirklich etwas Vollendetes oder Unendliches postulirt. Da nun die völlige Angemessenheit zum moralischen Gesetze Heiligkeit ist; eine Dignität, welche nur alsdann einem Wesen zukommt, wenn das moralische Gesetz die einzigmögliche und wirkliche Handlungsart desselben ist; so wird, um diese Dignität Jemanden zu zu erkennen, auch allgenugsame Kraft erfordert. Beydes aber, das moralische Gesetz als einzigmögliche Handlungsart und eine ihr zukommende allgenugsame Kraft sind Prädikate des Unendlichen, folglich göttliche Realitäten. Wir können sie demnach nie einem endlichen Wesen beylegen.

Wie geht es aber zu, daß das Endliche mit dem Unendlichen ein und ebendasselbe Gesetz hat? Diese Frage dürfte uns eigentlich nicht in Verlegenheit setzen, wenn wir sie auch

nicht

nicht beantworten könnten. Das moraliſche Geſetz iſt da, und offenbart ſich durch die That; kann deshalb als Thatſache nie wegvernünftelt werden. Nicht minder iſt es ausgemacht, daß die Forderung jenes Geſetzes in's Unendliche geht, und das Geſetz an ſich ſo vollkommen und ewig iſt, daß es nie, ſelbſt für den höchſten Seraph, höher ſeyn kann; ja die Gottheit ſelbſt bekommt ihre ganze Würde und Majeſtät allein durch dies Geſetz. Wir begreifen aber auch nicht, wie es möglich ſey, endliche Weſen ihrer unendlichen Beſtimmung würdig und gewiß zu machen, als dadurch, daß ſie Gott eines unendlichen Geſetzes theilhaftig machte.

Der Menſch hat und erkennt demnach mit ſeinem Gott ein und ebendaſſelbe Geſetz, ſo daß er ſich als endliches Weſen unter einer vollkommnen Geſetzgebung erblickt. Da aber das Endliche dem Unendlichen nicht völlig angemeſſen handeln kann; ſo geht das, was bey Gott bloßes Geſetz iſt, bey dem Menſchen

schen in ein Gebot über, das ihm ein Ideal vorhält, welchem er immerdar sich zu nähern bemüht seyn soll, ob es gleich nur in einer Ewigkeit als erreichbar vorgestellt wird.

Doch genug! wir sehen aus diesem, daß der Mensch das erste Element des höchsten Guts, die Heiligkeit, nie ganz erreichen kann; wie steht es nun mit dem zweyten Elemente, nämlich der Glückseligkeit? Unter Glückseligkeit verstehen wir ein Wohl, das auf dem Glücke oder zufälligen Umständen eines Wesens beruht. Da der sittliche Werth des Menschen aus dem Gehorsam gegen sein geistiges Gesetz entspringt; so wird die Glückseligkeit aus der Befriedigung der Naturneigungen entquillen. Wären wir bloß Naturgeschöpfe; so würden wir kein höheres Ziel, als Sättigung der Naturneigungen vor uns haben; da wir aber auch sittliche Wesen (Bürger eines Himmelreichs) sind, und uns dieses Charakters, wie wir apodiktisch einsehen, ganz zuoberst würdig betragen sollen; so wird dadurch die

Natur-

Naturneigung der Geistesherrschaft untergeordnet und gänzlich unterworfen. Das Verhältniß unsrer beyden Charaktere steht nun so, daß wir zwar unserm Naturhang folgen sollen, aber erstlich so, daß dieser der sittlichen Forderung nie zuwiderläuft, und zweytens, daß er allein nach ihr abläuft. Hieraus folgt, daß wir nur so viel Befriedigung unsrer Naturneigungen haben sollen, als wir derselben durch moralische Handlung würdig sind. Nicht mehr, nicht weniger. Nun steht nur **Eins** in unsrer Macht, nämlich uns der Glückseligkeit würdig zu machen. Die unsrer moralischen Würdigkeit proportionirte Glückseligkeit steht gar nicht in unsrer Gewalt; ob wir gleich das Gebot haben, darauf auszugehen, und wenn wir sie nicht erreichen, die Befugniß, sie von einer weisen Regierung zu erwarten. Daß wir aber nicht selbst Schöpfer unsrer Glückseligkeit sind und seyn können, dies lehrt uns theils die Erfahrung als Thatsache, theils unser Unvermögen so wohl der Einsicht als der Kraft. Denn

wir

wir wissen gewiß allemal, was wir moralischer Weise thun sollen; aber sehr selten wissen wir die rechten, am wenigsten die unfehlbaren Mittel, unsere Glückseligkeit zu erreichen. Um dies zu können, müßten wir einen so vollkommenen Verstand und so genugsame Macht haben, als unser sittliches Gesetz vollkommen und genugsam ist.

Hierin liegt nun der Grund, warum Glückseligkeit nicht das höchste Princip der Moral seyn kann, und ich habe ganz richtig geschlossen: weil unser Verstand zu kurzsichtig ist, um die richtigen Mittel zur Glückseligkeit unfehlbar aufzufinden, und unsre Kraft zu gering, um, wenn wir auch öfters die besten Mittel erkennten, jene eigenmächtig zu erschwingen; so kann das Objekt der Naturneigung nicht das höchste Ziel und Princip unsers Bestrebens seyn. Da nun ein Objekt da ist, wozu ein apodiktisches Gesetz treibt, das wir zu erreichen wissen, können und sollen; so müs-

sen wir diesem allerdings den Platz vor jedem Andern einräumen.

Hierbey ist auch nichts Beklagenswerthes; sondern es erhebt das Herz und macht uns unsre Größe fühlen. Auf das Zufällige und Relativgute (Glückseligkeit) gehen wir aus, und erringen, so viel wir können; aber das Nothwendige und Absolutgute steht in unsrer Macht, gründet unsern Werth, knüpft uns an ein Himmelreich und verbindet uns mit Gott; ja es gibt uns die tröstliche Hoffnung, die durch unsre Einsicht von der sittlichen Regierung Gottes unwankende Zuversicht wird; daß Gott das, was uns fehlt, dessen wir aber werth sind, dem, was wir haben, nemlich unsrer sittlichen Würdigkeit, gewiß zutheilen werde.

3.

Ich sage: Ist Glückseligkeit des Menschen höchstes Ziel auf Erden; so thuet ihr Unrecht, wenn ihr den Bösewicht bestraft. Höchstens hat er sich in seiner Rechnung betrogen, hat sich

geirrt

geirrt und verdient Belehrung, hat aber nicht gesündigt und verdient keine Strafe.

Diesem Satze scheint innere Konsequenz zu fehlen, und H. R. frägt deshalb: "sind die Strafen aber nicht Mittel, die Glückseligkeit der Andern, die der Frevler stört, vor ähnlichen Ursachen der Bosheit oder des Irrthums zu sichern? Man straft ihn ja nicht, daß er in den Mitteln, seine Glückseligkeit zu suchen, irrte, sondern um jene der Staatsglieder zu erhalten."

Diese Bemerkung des H. R. ist an sich ganz richtig; allein in dem Kontexte meiner Abhandlung macht sie keine Instanz. Hier kommt alles auf die Frage an, ob die Selbstliebe, und folglich die Befriedigung aller Wünsche und Neigungen, das höchste Princip des menschlichen Verhaltens sey? Ist dieses, wie es wirklich Viele *) dafür halten; so ist das Objekt der

Selbst-

*) Ich nenne außer seinen Vorgängern nur den Großen Friedrich und einige seiner Nachfolger, deren Schriften bekannt sind.

Selbstliebe (die Glückseligkeit) des Menschen erster und höchster Zweck; folglich müssen diesem alle andere Zwecke nachstehen und untergeordnet, und ein Gesetz, das hierauf gegründet wird, muß allgemeingültig und nothwendig seyn. Folglich darf ihm nichts zuwider seyn; ja Alles muß sich unter dasselbige fügen. Hieraus folgt nun unwiderredlich, daß nicht allein die Genügung aller Begierden erlaubt, sondern selbst geboten seyn würde; daß es nicht nur nicht frevelhaft sey, sich auf Anderer Unkosten wohlzuthun; sondern daß es so gar Pflicht sey, weil es durch das höchste Gesetz (das Princip der Selbstliebe) geboten würde.

Zu diesen unannehmlichen Folgerungen führt jenes Princip, das von so Vielen in Schutz genommen, und nach allen Instanzen vertheidigt wird. Freylich ist es wahr, daß sich die Vertheidiger dieses angeblichen Grundgesetzes nicht zu jenen harten Konsequenzen verstehen; sondern vielmehr die Selbstliebe so sehr zu verfeinern und zu modifiziren suchen, daß sie sich

dem

dem praktischen Gesetze des Geistes gar sehr nähert. Allein ich zeige auch nur, wozu das Princip der Glückseligkeit führt, wenn man konsequent seyn will, und deduzire hieraus die Falschheit des Princips selbst.

Hieraus ergibt sich nun auch meine Behauptung, daß der Vertheidiger des Princips der Selbstliebe inkonsequent handeln würde, wenn er den Bösewicht, der auf Befriedigung seiner Naturneigung ausgeht, sträflich fände; denn wie kann er ihn strafen wollen, da er dem höchsten Gesetze gemäß handelt? Aber schon dadurch, daß der Vertheidiger des Gesetzes der Selbstliebe, als eines Grundgesetzes, den Frevler sträflich findet, gibt er zu erkennen, daß ihm selbst im Hintergrunde der Seele ein höheres Gesetz verborgen liege; und dieses ist es eigentlich, worauf er fußt, wenn er den Menschen, der nach seiner Selbstliebe zwar konsequent handelte, doch sträflich findet, weil er einem höhern Gesetze dadurch Eintrag thut.

Wie kommen wir also dazu, die Handlung eines Menschen sträflich zu finden?

Hierauf kann der konsequente Glückseligkeitslehrer schlechterdings keine befriedigende Antwort geben, und zwar schon allein aus dem Grunde nicht, weil der Mensch, wenn er seinem höchsten Gesetze gemäß handelt, nie strafbar werden kann. Kann ich also, wenn ich dem Princip der Selbstliebe treu bin, dennoch sträflich werden; so muß es ein höheres Gesetz geben, als jenes, und wodurch dieses eingeschränkt wird.

Wenn man Jemanden wegen einer Handlung sträflich erachten will; so muß man überzeugt seyn, daß er die Handlung nicht allein unterlassen konnte, sondern auch sollte. Um ihm eine Handlung zuzurechnen, muß ich voraussetzen können, daß er die hinreichende Ursach derselben sey, oder in Beziehung derselben freye Kausalität habe. Wenn ich sage, daß Jemand Etwas könne; so lege ich ihm Kraft dazu bey; wenn ich verlange, daß er Etwas solle; so setze ich bey ihm Kausalität durch Freyheit vor-

aus.

aus. Im ersten Falle also physisches Vermögen, und im zweyten übersinnliche Kraft durch ein Freyheitsgesetz wirksam. Wo diese Kriterien der Zurechnung fehlen, da beruht sie auf Dummheit und geht auf Grausamkeit aus.

Aus diesem allen folgt nun, daß der Pflicht zu thun das höchste Gebot und der Pflicht zu lassen das höchste Verbot zum Grunde liege. Beydes vereinigt sich in einem Grundgesetze. Dieses muß nun mit dem Charakter eines Wesens zusammen und in Eins fallen; so, daß dies Gesetz nur die Art und Weise der Wirksamkeit der übersinnlichen Kraft des Geistes ausdrückt, d. i. es muß ein Gesetz der Freyheit seyn. Ein Wesen, das dies Gesetz hat, es anerkennt, und mit einem Vermögen begabt ist, durch dies Gesetz getrieben, Ursache von einer Wirkung oder einer Reihe derselben zu werden, muß auch, wenn es handelt, als die hinreichende Ursache der Handlung angesehen werden, und da es, wenn es seinem wesentlichen und höchsten Gesetze gemäß handelt, allezeit recht thut, und wenn es

dem-

demselben zuwiderhandelte, unrecht thut, beydes aber seiner Kausalität zugleich zugeschrieben werden muß; so findet in Rücksicht der Handlungen dieses Wesens jederzeit Zurechnung statt, folglich auch Bestrebung.

Wir strafen also zwar den Bösewicht und Störer der Ruhe, nicht, weil er sich in der Wahl der Mittel zu seiner Glückseligkeit irrte, sondern um uns vor ihm zu sichern, sagt H. R.; ich setze noch hinzu, wir würden gar nicht befugt seyn, ihn zu strafen, wenn es nicht in Rücksicht auf ein oberstes Gesetz geschähe, das er selbst hat und anerkennt, und das er sich selbst auferlegt und einsieht, daß er es beobachten kann und soll. In so fern der Mensch wider dies Gesetz handelt, ist er allemal verwerflich und strafbar, er mag die rechten Mittel zu seiner Glückseligkeit wählen oder nicht; er mag dadurch die Ruhe seiner Mitmenschen stören oder nicht; denn dies Gesetz gilt unbedingt und allgemein.

4.

Bald soll sie (die Freyheit) ein gewisser Spielraum seyn, innerhalb welchem der Mensch Gottes Regierung entbehrt.

Herr R. bemerkt hierzu: "Sollte dies nicht ein Mißverstand sein? Ich kenne eine ähnliche Behauptung, in welcher die Wirkung der Vorsehung im **Allgemeinen** nach den unwandelbaren Gesetzen der Natur angenommen und bloß eine bey jedem eignen Vorfalle **besonders zutretende** Vorsehung geläugnet wird."

Diese Behauptung ist bekannt, aber auch eben so gewiß, daß sie eine bloß beliebige Hypothese enthält. Vorsehung im Allgemeinen — aber nicht im Besondern. Wo hebt sich das **Allgemeine** in der Welt an, und wo hört es auf und beginnt **Besonders** zu werden? Hängt nicht vielmehr das Allgemeine mit dem Besondern und dieses mit jenem zusammen? Wer will und kann hier eine Gränze ziehen? Was dem Menschen sehr partikulär vorkommt, ist es darum noch gar nicht im Plane des

Gan-

Ganzen. Und wie? Ist das Besondere etwa minder abhängig vom Ganzen, als das Allgemeine? Ist Gottes Fürsehung zum Allgemeinen nöthig, was suspendirt das Besondere von derselben? Die unwandelbaren Naturgesetze gelten auch für die besonderen und eignen Fälle und aus eben den Ursachen, warum Gott nicht nöthig hat, im Allgemeinen außerordentlich zuzutreten, geschieht es auch, daß er im Besondern nicht zutritt. Die unwandelbaren Gesetze der Natur bleiben; allein alles, was unter diesen vorgeht, das Allgemeine und Besondere, steht unter der Vorsehung Gottes; weil am Ende doch alles von ihm kommt, durch ihn ist und besteht und nach seinen Absichten fortgeht. Jedoch! wir können hier diese Streitfrage ganz außer der Acht lassen, und uns liegt hier bloß ob, zu untersuchen, ob jene Hypothese oder eine ähnliche etwas zur Erklärung des Problems der Freyheit beyträgt oder sie erreicht, und ich sage, Nein. Wenn gesagt wird, die Freyheit bestehe in einem gewissen

Spiel-

Spielraum, innerhalb welchem der Mensch Gottes Regierung entbehrt; so kann ich dies wohl nicht mißverstehen, weil es plan genug ausgedrückt ist. Allein ich mag den Sinn ganz fassen oder nicht; so behaupte ich doch, daß dadurch die Freyheit nicht erklärt wird. Vielmehr ist gewiß, daß die Freyheit durch Naturerscheinungen ganz und gar nicht eingesehen werden kann. In der Natur ist alles nothwendig; ja sie ist selbst eine Kette von lauter Bedingtem und Bedingungen, und wir dürfen hier nie etwas als das Schlechthinunbedingte annehmen oder zu finden glauben. Selbst in dem angenommenen Spielraum ist als Naturerscheinung alles verwebt und nach Gesetzen verknüpft, und wer alle Glieder der Reihe von Begebenheiten in diesem Spielraum durchschauen könnte, würde in diesem auch eine ungekränkte Naturnothwendigkeit einsehen. Es würde uns deshalb ganz unmöglich seyn, die Freyheit des Menschen zu retten oder zu erklären, wenn wir keinen andern Leitfaden, als

bloße

bloße Forschung in der Natur, vor uns hätten. Welches ist aber das unfehlbare Mittel, die Freyheit zu entdecken, und sie als ein unleugbares Faktum vor allen Schikanen der Naturwissenschaft sicher zu stellen? — Kein anderes, als das Gesetz der Freyheit. Dies Gesetz erkennen wir alle mit apodiktischer Gewißheit, und sehen ein, daß es nicht nur nicht ein Naturgesetz, sondern selbst über alle Naturgesetze erhaben ist; ja diesem mit majestätischer Strenge gebietet und sie sich alle ohne Ausnahme unterwirft. Dies Gesetz nun 1) weil es in der ganzen, weder formalen noch materialen Natur angetroffen wird, ist — kein Naturgesetz. 2) Weil es sich die ganze Natur so wohl dem Inhalte als den Gesetzen nach unterwirft, ist — über die Natur, und 3) weil es durch sich selbst Kausalität im Reiche der Natur hat, ein — freyes Gesetz, und 4) das Vermögen des Subjekts dieses Gesetzes ist die Freyheit: ein Vermögen durch sich selbst und

nach

nach seinem eignen Gesetze Ursache von Naturerscheinungen zu seyn.

Auf solche Art hat der Mensch ein Vermögen *), durch sich selbst und nach seinem eignen Gesetze Erscheinungen zu verursachen; allein diese Erscheinungen müssen dennoch immer den Naturgesetzen gemäß seyn, weil diese die formalen Bedingungen der Möglichkeit der Freyheitswirkungen in der Natur sind.

Dies Letztere gibt uns nun den Schlüssel zur Erklärung dessen, was man einen Spielraum des Menschen nennen könne; nämlich er zeigt weiter nichts an, als die Sphäre und den Inhalt desjenigen, was von einem Menschen durch Freyheit wirklich oder möglich ist.

4.

Die Buße regt und schärft das Gewissen. H. R. setzt hinzu: "Ich hätte hier ein anderes, deutlicher bestimmendes Wort gewünscht"

Ich

*) welches allein durch das Gesetz dieses Vermögens deducirt werden kann.

Ich muß gestehen, daß ich bis jetzt noch kein besseres kenne. Ich behielt aber diesen Ausdruck darum bey, weil er gangbar ist, und man durch den frühesten Unterricht alle die Begriffe damit zu verbinden gewöhnt wird, welche nach Anleitung des grundschriftlichen Ausdrucks (μετανοια resipiscentia) dazu gehören. Ich finde den Ausdruck *), dessen sich Christus und seine Freunde zur Eröffnung ihrer Absichten bedienten, so meisterhaft, daß ihm schwerlich ein anderer untergestellt werden kann. Er rückt urplötzlich den ganzen Zweck Jesu, der moralische Bestimmung erzielte, unter die Augen.

§.

Die Freyheit, negativ erklärt, besteht in der Entbundenheit von Allem, was Natur heißt und von ihr entquillt.

H. R.

*) μετανοειτε! resipiscite! Thut Buße. Gleichsam eine Rückkehr zur eignen Geistesgesetzgebung.

H. R. setzt hinzu: "Dieses verstehe ich nicht. Entbundenheit von Allem, was Natur heißt, und positives Vermögen eigner Gesetzgebung, das doch nur selbst in der Natur zu finden ist; scheint mir ein Widerspruch."

Das Wort Natur ist vielsichtig und wird in mancherley Bedeutung genommen. Er zeigt formaliter den ersten innern Grund alles dessen an, was zum Daseyn eines Dinges gehört, und hiernach gibt es so viele Naturen und Wissenschaften davon, als es spezifisch-verschiedene Dinge gibt. Materialiter bezeichnet es den Inbegriff alles dessen, was da ist; was also ein Gegenstand unsrer Sinne, folglich der Erfahrung seyn kann. Man versteht demnach hierunter das Ganze aller Erscheinungen, nämlich die Sinnenwelt, und schließt folglich alles das von der materiellen Natur aus, was nicht Gegenstand der Sinne ist und werden kann *)

Nun

*) Man sehe Kants Metaphysik der Naturwissenschaft. Vorrede.

Nun behaupte ich, daß die Freyheit zur Natur nicht gehöre, weil sie kein Gegenstand der Sinne ist und in dem Ganzen der Erscheinungen nicht vorkommt und vorkommen kann. Sie gehört so wenig für den innern Sinn als für den äußern; so wenig zur Seelen- als zur Körperlehre; denn diese erwägt die denkende und jene die ausgedehnte Natur.

Die reine Philosophie ist entweder formal und beschäftigt sich mit der bloßen Form des Verstandes und der Vernunft und den daraus fließenden allgemeinen Regeln des Denkens überhaupt. Hier wird auf gar kein Objekt, das gedacht werden soll, Rücksicht genommen. Diese Wissenschaft der reinen Verstandes- und Vernunftbegriffe, nebst den daraus folgenden allgemeinen Regeln des Denkens heißt Logik. Oder sie ist material, und hat es mit bestimmten Gegenständen zu thun, und erwägt diese und die Gesetze, denen diese unterworfen sind. Diese Gegenstände der materialen reinen Philosophie sind nun wieder zwiefach;

fach; entweder der Inbegriff der Erscheinungen oder Natur in materieller Bedeutung oder die Freyheit. Jeder dieser Gegenstände hat seine eignen Gesetze. Die Wissenschaft der Gesetze der Natur heißt Physik, und die Wissenschaft der Gesetze der Freyheit heißt Ethik.

Durch diesen Gegensatz wird es begreiflich, warum ich sage, daß die Freyheit überall nicht in der Natur angetroffen werde, sondern gänzlich außerhalb der Natur im Uebersinnlichen gesucht werden müsse. Daher muß man von der Freyheit auch alles entfernen, wodurch unsere sinnliche Natur afficirt wird. Bey dieser ist alles bedingt und nach nothwendigen Gesetzen verkettet, hingegen fällt dies alles bey der Freyheit weg, und sie besteht in der absoluten Spontaneität, sich schlechterdings durch sich selbst und nach seinem eignen Gesetze zu bestimmen und eine Reihe von Erscheinungen selbst anzufangen. Durch die Freyheit erkennt sich der Mensch als ein Ding an sich, als ein ὄντως ὄν, und alles, was die

sinnliche Existenz des Menschen ausmacht, ist eine bloße Folge der übersinnlichen Existenz. Diese ist weder in der Zeit, noch in dem Raume, noch etwas von dem, was die Erscheinung des Menschen in der Sinnenwelt ausmacht: sondern dies Alles ist eine Folge jener absoluten Selbstthätigkeit. Man kann deshalb nicht sagen, daß die Freyheit in der Natur des Menschen gegründet sey; sondern umgekehrt, ist die Natur des Menschen in der Freyheit gegründet. Im Uebersinnlichen liegt der Charakter des Sinnlichen.

Ich glaube hierdurch, allen Mißverstand gehoben zu haben.

7.

Das Gesetz der Sittlichkeit reicht weiter, als die ganze Natur ꝛc.

"Der V., sagt H. R., geht hier offenbar zu weit. Das Princip liegt unstreitig in der Natur des Menschen. Wo hätten sonst Plato, der seinen Sokrates sagen läßt: man muß die Gottheit, weil

sie

sie heilig und gut ist, über Alles; man muß seinen Nächsten mit Aufopferung seines Lebens lieben; und mit eben derselben die Gesetze des Staats ehren. Man muß seine Neigungen beherrschen und vollkommen zu werden suchen, wie die Gottheit, u. Andere, diese Lehrsätze hergenommen, wenn sie nicht das Gesetz der Vernunft über die Sinnlichkeit wären? — Es ist zum Theil ein Princip für die Gesellschaft. Sie macht in ihrer Natur zur Beförderung des Glücks des Allgemeinen Aufopferungen und richtigen Gebrauch der Neigungen nothwendig. Wie können wir also dasselbe außer der Natur suchen, in welche es durchaus verwebt ist, und sagen, daß es weiter reiche, als die Natur, da die Natur sein Bedürfniß zu ihrer eignen Erhaltung fühlt, und nur innerhalb ihrer Grenzen anwenden kann? Und ist dies Gesetz im eigenthümlichen Charakter unsers Geistes anzutref-

fen;

fen; ſo iſt es ja in der Natur der Menſchheit."

Dieſe richtige und ſcharfſinnige Bemerkung des H. R. kann mit meiner Behauptung ſehr wohl beſtehen.

Was ich unter Natur verſtehe, habe ich bereits aus einander geſetzt. Sie iſt nämlich nichts anders, als der Inbegriff der Gegenſtände einer möglichen Erfahrung. Bey dem Menſchen muß man offenbar zweyerley unterſcheiden, ſeinen **ſinnlichen** und **überſinnlichen** Charakter. Jener gehört zur Natur, iſt den Bedingungen, Geſetzen und Einſchränkungen der Natur unterworfen. Dieſer gehört nicht nur nicht zur Natur, ſondern iſt über dieſelbe und der Grund derſelben. Wollen wir nun nicht gefliſſentlich die Worte verwechſeln und ſagen, daß die ſinnliche Natur in der Natur des Menſchen gegründet ſey; ſo müſſen wir doch lieber ganz verſchiedene Dinge auch mit verſchiedenen Namen bezeichnen. Das, was nun den Grund der ſinnlichen

lichen Existenz enthält, und wovon diese nur als eine Folge anzusehen ist, nenne ich den übersinnlichen Charakter des Menschen. Dieser ist eine unbedingte Selbstthätigkeit und offenbart sich durch ein ihm ganz eigenthümliches Gesetz. Diese absolute Spontaneität ist nun nicht die Natur des Menschen, sondern diese ist eine **Folge** jener. Auf diesen erhabenen Charakter führt uns das moralische Gesetz, welches die eigenthümliche Handlungsart desselben ausdrückt, und uns so fort anzeigt, daß wir kraft unsrer geistigen Existenz über alle Natureinschränkung und Hinfälligkeit weit erhaben sind.

Daß aber Plato und Andere sich diesem Charakter gemäß ausdrücken, und dies auch konnten, ist für mich; indem ich ja behaupte, daß diese Dignität schlechterdings allen Menschen eigen ist, ob sie sich gleich nicht bey allen gleich wirksam beweist.

Wenn ferner unser sinnliches Daseyn nur eine Folge unsrer geistigen Existenz und unbedingt

dingten Spontaneität ist, und dieser ihr Gesetz zu oberst und unbedingt gültig ist; so folgt auch, daß alles, was unsern natürlichen Zustand ausmacht, durch das Freyheitsgesetz regiert werden und nach diesem abfließen soll, folglich ist unsre irdische Existenz die Sphäre der Machthabung der überirdischen Gesetzgebung.

Wenn ich nun das Sittengesetz Jesu nicht allein über die Natur herrschen lasse, sondern es höher setze, als alle Natur reicht; so gehe ich hierin nicht nur nicht offenbar zu weit, sondern versetze es dahin, (in den himmlischen Charakter des Menschen) wohin es eigentlich gehört, und wo es uns allen lieb und werth seyn muß; indem es uns einen so wichtigen Aufschluß über unsre ganze Bestimmung ertheilt.

8.

Mit dem Christenthume steht und fällt die menschliche Freyheit.

"Werden die Anhänger des Brama, sagt H. R., dies zugeben? Diese haben das,

daſſelbe Geſetz ohne Chriſtenthum gefunden, und würden es, wenn dies fiele, auch behalten. Freylich haben ſie es ſo rein nicht, wie wir."

Wir finden Freylich auch einzelne Sentenzen in den Lehrbüchern nichtchriſtlicher Religionen; und wie ſollte dies nicht ſeyn, da alle Menſchen den erhabnen Charakter ihrer göttlichen Abkunft an ſich tragen? allein es kommt hier nicht auf einzelne und zerſtreuete moraliſche Ausſprüche an, ſondern auf die Frage: ob irgendwo, wie in der Lehre Jeſu, die Geſetzgebung der unbedingten Spontaneität zum alleinigen und höchſten Princip der ganzen Religion und auf ſolche Weiſe dem Menſchen ein Gebot heilig gemacht ſey, durch deſſen Beobachtung eigne Würde und göttliche Gnade erworben werden könne?

Nun iſt es gewiß, daß allein auf das Princip der unbedingten Selbſtthätigkeit die wahre Religion gegründet werden kann; daß ſie aber Jeſus allein hierauf errichten wollte,

deſſen

dessen versichern uns schon, wenn auch weiter nichts von ihm auf uns gekommen wäre, die wenigen Worte: Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen ꝛc. und wenn er anderswo erklärt: Ich aber sage euch, liebet eure Feinde ꝛc.

Diese Aeußerungen erschöpfen alles, was zur Grundlage der Verkündigung des Willens unsers himmlischen Vaters dienen kann; und wenn Christus hinzufügt, daß dies das erste und fürnehmste Gebot sey; so ist dies, in die Sprache der Philosophie übersetzt, nichts anders, als: Dies ist das Princip der ganzen Religion.

Ferner konnte auch Christus das Verhältniß des Gesetzes der unbedingten Spontaneität zu unsrer sinnlichen Existenz nicht richtiger angeben, als wenn er hinzusetzt: Liebe deinen Nächsten als dich selbst. Hierdurch gibt er uns gleichsam das Schema oder die Gestalt an, welche jenes geistige Gesetz annehmen muß, wenn es im Laufe der Natur und in des Lebens

Verhältnissen erprobt werden soll. Er will nämlich haben, daß wir kraft jenes geistigen Gesetzes unsre Selbstliebe unter solche Maximen fugen sollen, die für allgemeine Naturgesetze gelten können. Wir sollen unsre Glückseligkeit unter solchen Bedingungen suchen und befördern, die die Glückseligkeit unsrer Nebenmenschen mit in sich begreifen, und folglich von Jedermann gebilligt und geehrt werden können.

Ich gestehe es gern, daß diese große Absicht Jesu bey weitem nicht von allen seinen Nachfolgern anerkannt und gebilligt worden sey; ja daß vielmehr selbst viele Christen grade das Gegentheil zu thun bemüht gewesen sind; allein dies gereicht seiner heiligen Religion selbst nicht zum Vorwurf. Mir liegt hier weiter nichts ob, als zu zeigen, daß ich den Plan Jesu vollkommen gefaßt habe, und bin versichert, daß ich dies durch alle Instanzen zu beweisen im Stande bin. —

Ich habe diese Widerlegung, die mir zum Theil Genüge leistet, bloß deshalb diesem Journal beygefügt, weil sie gegen mich ist. Alle Polemik ist außer dem Gebiete dieser Monatsschrift, und darum konnte und wollte ich mich auf keine Beantwortung einlassen, die mehr unnöthigen Streit veranlassen, als Vergnügen für die Leser haben kann. Ein anderer Grund bestand auch darin, weil dadurch das Publikum in die Lage gesetzt wird, richtiger von den Meinungen des Herrn Verf. der Abhandlung: **Ueber den einzigmöglichen Zweck Jesu**, zu urtheilen.

Riem.

III.

Verdient der geistliche Stand mehrere Achtung, als ein andrer?

Eine philosophische Untersuchung.

Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey.

Moses.

Diese Frage verdient eine Untersuchung, weil durch ihren Gegenstand entweder die Rechte der ungeistlichen Menschheit, oder jene der geistlichen leiden können.

Der geistliche Stand in der Regel, ohne seine einzelnen und etwas seltnen Ausnahmen genommen, hat sich von jeher eine ausgezeichnetere Achtung angemaaßet, und um mit den Millionen andrer rechtschaffnen und unrechtschaffnen Men-

Menschen nicht verwechselt zu werden, sich von dem weltlichen durch eine gewisse Manier im Ganzen seiner Mimik, seiner Ausdrücke, seiner Urtheile, seiner Kleidung u. s. w. unterschieden, daß er mit Recht als ein Staat im Staate, und seine Glieder als eine besondere Classe von Menschen, und als ein Stand angesehen zu werden verdienen, der nichts mit dem weltlichen gemein hat. Dies geschah von Entstehung dieses Standes an, und die Barbarey und das Vorurtheil, womit zur höchsten Unzufriedenheit der besten Männer dieses Standes, sich derselbe über den weltlichen erhob, und welches er so eifersüchtig auf dieselben von Anbeginn zu erhalten suchte, bestehen zum Theile noch bis diese Stunde unter den aufgeklärtesten Völkern der Erde.

Es schien, als wenn diese Societät den Grundsatz unter sich als unfehlbare Wahrheit festgesetzt hätte, daß der Gegenstand ihres Amts, und nicht die Art der Verwaltung desselben, die Achtung und den Rang bestimmen müßte, die sie anzunehmen und zu fodern hätte.

Die

Die Wahrheit dieser Beschuldigung, welche freylich diesem Stande nicht zur Ehre gereicht, und seine Philosophie, die er vor Zeiten nur in den Hinsichten gelten ließ, als sie scholastischen Wust und Gewandheit zu Sophismen enthielt, nicht in das beste Licht stellt, ergeben sich hinreichend aus der Geschichte seiner Usurpationen, die das höchste Maaß arroganter Ansprüche überstiegen.

Vordersatz, Nachsatz und Consequenz, waren zu den Zeiten, da dieser Grundsatz in seinem ganzen Umfange galt, ein Gegenstand, der Fürsten, Staatssysteme und Nationen unter dem eisernen Scepter der Hierarchie groß und klein herabbeugte, und wenn der Vordersatz erweislich wäre, noch jetzt herabbeugen müßte. Der scholastische Syllogismus war ohngefähr dieser.

Alle diejenigen, welche die Gottheit zu ihren Ministern und Dienern an die Menschheit bevollmächtigt, und denen sie die Fülle ihrer ewigen Wahrheiten zur Erhaltung und Ausbreitung anvertrauet, verdienen als

Stell-

Stellvertreter derselben den ersten Rang unter den Menschen:

Nun aber sind die Geistlichen diese Bevollmächtigten,

Also verdienen sie den ersten Rang unter den Menschen.

Es läßt sich freylich gegen die ganze Richtigkeit dieses Schlusses nichts Gründliches einwenden, so bald der Vordersatz unbezweifelte Wahrheit ist, und so bald erwiesen werden kann, daß ihre Lehren, Wille und Wahrheiten Gottes sind; denn diesem Grunde zufolge unterwarfen sich Fürsten, Staaten und Nationen allen denen, welche sich für Gesandte der Gottheit ausgaben, und ihre Vollmachten in außerordentlichen und ungewöhnlichen Dingen vorlegten. Es ist ein von Regenten und allen Völkern, die vernünftig denken können, angenommener Grundsatz, daß Gott mehr ist, als der größte zeitliche Regent; was wollte also jene Consequenz beeinträchtigen, die der Geistlichkeit den Rang über

Regen-

Regenten und alle besondere Classen der Menschheit anweißt?

Lassen wir den Grundsatz gelten, daß der geistliche Stand das wirkliche Ministerium der Gottheit ausmache, dessen sie sich zum Dienste der Menschheit bedient; so können wir die Ansprüche aller katholischen und protestantischen Hildebrande für keine Anmaaßungen erklären, da das Creditiv derselben im Range begründet ist, den die Gottheit über Alles einnimmt; und sie werden den ersten Rang mit eben so viel Recht einnehmen, als der Gesandte des Kaisers seinen Sitz auf dem Reichstage über jenen der Churfürsten einnimmt.

Daß die Geistlichkeit vor Luthers gewaltigem Sturm auf die Hierarchie hiervon Gebrauch machte, und noch bis diese Stunde machen würde, wenn die Wahrheit nicht gewaltig ihre Rechte über und gegen die Meinungen der Fürsten und Völker behauptete, ist keinem Zweifel unterworfen, so gewiß dieses Benehmen einen Streit in dem Betragen gegen die Grundsätze selbst vor-

aus-

ausſetzt. Denn da der allgemeinere Glaube derſelben in die Richtigkeit des Vorgebens eines göttlichen Miniſteriums unter der Menſchheit keinen Zweifel hat; ſo rächt die Vernunft die Unrichtigkeit dieſes Grundſatzes, daß ſie den Fürſten nicht zuläßt, ſich unter eine Corporation zu beugen, deren Aufträge und Amt ihrem eignen Glauben ſo wichtig und ſo göttlich, und ſo über Alles ehrenvoll ſind; ja ſie züchtigt die Thorheit dieſes Glaubens auf ſeinem eignen Rücken, indem ſie den Regenten mächtiger, als irgend ein angeborner Begriff thun könnte, nöthigt, dieſe Gewalt der Geiſtlichkeit, weltlichen Geſetzen (was bey jenem Glauben wirklich etwas inconſequent iſt) zu unterwerfen, und die Diener Gottes für das fehlbare Tribunal menſchlicher Geſetze zuziehen, da ſie das erſte Recht in der Natur ihres Standes aufweiſen können, nur a paribus gerichtet zu werden. Dies iſt um ſo einleuchtender, da die göttlichen Geſetze, wie das Miniſterium der Gottheit ſie angibt, richtiger und wahrer ſind, und mit mehrerer Gewalt wirken

ken können, als weltliche Gesetze; da der höchste Wille Gottes, als Universalgesetz, die geistliche Regierung zur höchsten Despotie berechtigt.

So abscheulich diese aus dem angeführten Grundsatze fließenden Resultate sind, und als Wahrheit bey Annahme desselben gelten müßten, so verheerend für das Glück der Regenten, Staaten und Nationen sie seyn mögen; so entsprangen sie doch wirklich, und tyrannisirten unter dem heiligen Titel von Canonischem Rechte, von Dekretalen und Extravaganten, und empörten den Freyheitssinn solcher Nationen und Fürsten, die sich und ihre politische Glückseligkeit ihrem Glauben nicht aufopfern wollten.

Aber anstatt den Baum mit seiner Wurzel auszurotten, daß er nicht neue Zweige, die mächtig heranwachsen konnten, ausschlage, behieb man nur hie und da einen geilen Auswuchs seiner Aeste, oder verband, wie ich schon gesagt habe, ein inconsequentes Benehmen mit seinem Glauben.

Luther, der so viel that, als man von der Philosophie seines Zeitalters erwarten konnte, behieb diesen Stamm etwas mehr, und beraubte ihn aller seiner Zweige; den Stamm selbst aber ließ er stehen, und so konnte es nicht fehlen, daß protestantische Päbste ohne Titel, aber mit Gewalt, entstanden, welche die Mäßigung und Erniedrigung von sich wiesen, die er seinen Nachfolgern zur Pflicht gemacht hatte. Er behielt jenen Glauben, und gestärkt durch ihn vollbrachte er den Anfang einer Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern, die zum Theile die Vernunft unterstützte, und welcher alle Regenten eine Congregation edler Männer bestimmen sollten, welche ihren allmähligen und vernünftigen Fortgang befördern hülfe, statt sie dem Ungefähr als eine Sache zu überlassen, die die Aufmerksamkeit der Regenten und Staaten nicht verdient; oder einer geistlichen Corporation, denen Aufklärung und Reforme einen ganz andern Weg zu Ansprüchen auf Achtung der Mensch-

heit vorschreiben würde, als jenen, der aus angemaaßten Usurpationen und dem Festhalten falscher Grundsätze entsteht.

Noch bis diese Stunde finden wir hie und da unter den Protestanten eine Hierarchie eingeführt, die ihre Rechte über Geistliche und zum Theile über Weltliche ausübt. Ich meine damit jene Exemtionen vom weltlichen Richterstuhl in geistlichen Sachen, und die wirkliche Jurisdiktion der Consistorien nach canonischen Rechten. Nicht zufrieden, in pure Ecclesiasticis sich dieses Vorrechts vor allen Unterthanen zu bedienen, zogen einige Consistorien sogar das Profanste aller Rechtssachen vor ihren Gerichtshof, nämlich die Ehesachen. Es gibt Matrimonial-Gerichte, die zum Theile mit Geistlichen besetzt sind, und nur so weit mit Weltlichen, als die Fülle der göttlichen Wahrheiten ihre Conservatoren manchmal verläßt, und sie zum Beweise ihrer Menschlichkeit auf das trockne, sandigte Eiland der Unwissenheit in dem, was Rechtens ist, hinsetzt. Die

herz-

herzrührenden und profanen Zoten, die bey solchen Prozessen unvermeidlich sind, fallen entweder bey Geistlichen auf durch Heiligkeit abgehärtete Sinne, oder sie turbiren die Wirkungen des Geistes der Zucht und Keuschheit in ihrer Sensualität, oder es ist Inconsequenz, daß man neben dem Altare heiliger und ernster Wahrheit einen Altar des Priapus bauet, und neben ihm die Schändlichkeit des Dinges hinstellt, das nach Salomon nie sagt: "Es ist genug."

Friedrich der Zweyte von Preußen überzeugte sich zuerst von der Falschheit der vorgegebenen göttlichen Aufträge und Mission der Geistlichkeit; riß die große Vormauer der geistlichen Despotie, das canonische Recht, nieder; unterwarf die protestantische Geistlichkeit dem Gerichtszwange weltlicher Richter, band diese Corporation an weltliche Gesetze, und legte dadurch den Grund zur wahren Achtung gegen seine nützlichen Glieder, daß er sie überzeugte, ihre Aufträge an die Menschheit entsprän-

prängen von der Nothwendigkeit einer guten menschlichen Sittenlehre, und solcher Lehren, die nur dadurch göttlich werden, daß sie den Bedürfnissen der Staaten und den wahren Vortheilen der Regenten und Nationen nützlich werden.

Friedrich Wilhelm geht auf diesem Pfade fort, und unter seiner Regierung haben wir noch keine Beyspiele, daß die Geistlichkeit sich größere Vorrechte anmaaßte, oder nur die leichtesten geistlichen Censuren und Disciplinen wieder hervorsuchen dürfte, so sehr es manche protestantische Päbste zur Wiederherstellung ihrer alten Hierarchie auch wünschen möchten. Er hat diesem Ungeheuer, das so wenig satt wird und sagt: "es ist genug," wie das obenerwähnte Ding von Salomon, das Gebiß im Munde erhalten, womit er seine Usurpationen zurückhält, und dem geistlichen Stande, der größtentheils Zaum und Gebiß so nöthig braucht, jene edle Richtung gibt, die der Absicht seines unsterblichen Vorfahren so sehr entspricht,

spricht, und der höchste Beweis seiner aufgeklärten Grundsätze, über Geistlichkeit und ihre Haupttriebe, ist.

Dieses vorausgeschickt, kommen wir nun auf die nähere Untersuchung des Maaßstabes, wornach wir den sogenannten geistlichen Stand würdigen können, welchem, wie der Erfolg zeigen wird, dieser Name so wenig, als einem weltlichen Lehrer zukommt. Diesen Maaßstab zu finden, müssen wir vor allen Dingen den Vordersatz des vorgelegten Schlusses völlig removiren, oder wir machen uns jener Inconsequenzen schuldig, die ich schon erörtert habe.

Die Geistlichen sind nicht Bevollmächtigte der Gottheit und haben keinen nähern Beruf zur Erhaltung von Lehren, die den Namen der göttlichen führen, es aber nicht seyn können.

Sehr schwer ist die Vertheidigung dieser Voraussetzung nicht, und die würdigsten Männer dieses Standes haben längst die Unhin-

läng-

länglichkeit jener Prätensionen eingesehen, und den Namen "Volkslehrer" jenem von "Geistlichen" vorgezogen. Denn die Prätension einer göttlichen Vollmacht besteht nur in der Einbildung, wie die Donation des Constantin, und ist so wenig durch Erbrecht erworben, als die Succession der Nachfolger Petri ein gültiger Grund der päbstlichen Würde ist. Christus, da er seine Jünger aussandte, sprach kein Wort von einer eximirenden Vollmacht, die sie zu Etwas mehr, als zur Ausübung der Tugend berechtigte; sondern in seinem Reiche waren alle gleich, und in der ersten christlichen Kirche redeten selbst Weiber in der Gemeine; sonst hätte Paulus nicht nöthig gehabt, ihnen dieses zu untersagen. Sonst sprach ein Jeder, wie ihn der Geist trieb, und legte sein Wundertalent an den Tag, entweder, daß er allerley fremde Sprachen redete, die er nie gelernt hatte, oder weißsagte, lehrte, die Schrift erklärte, oder andere wundervolle Thaten wirkte. Hier war kein Unterschied, bis Paulus

lus Bischöfe zu dem Zwecke anordnete, daß sie sollten Fürbilder seyn der Heerde, nicht aber solche, die irgend dadurch ein wichtigeres Ansehen vor Andern erhielten, sondern die sich die Pflicht einer völligen Demuth, Geduld, Enthaltsamkeit, Entfernung von Geiz und Liebe zu den Gütern dieser Erde, von Stolz, Ehrsucht und Eitelkeit auflegten. Ihre Vollmacht war also, da selbst die Einsetzung der Bischöfe, Diakonen ꝛc. die Triebe des Geistes in den gläubigen Christen nicht ersticken konnte, noch sollte, die allgemeine Vollmacht eines jeden einzelnen Menschen zum gemeinsamen Besten mit den Gaben nützlich zu seyn, die ein Jeder erhalten hatte. Zwar erhielt sich der Trieb des Geistes nur so lange, bis der Satan das Unkraut der platonischen Philosophie unter den Weizen der reinen Lehre ausstreuete; und so bald die heidnische Philosophie ihr dem Glauben fatales Licht über die Religion leuchten ließ, verstummten die Männer, die ungelernte Sprachen reden konnten; hörten die

Wunder

Wunder auf, und in der Religion kam Alles in einen natürlichen Gang.

Da nur dasjenige, was noch einigermaaßen das göttliche Creditiv als wahrscheinlich hätte beweisen können, nämlich der Trieb des Geistes, von den Lehrern der Religion gewichen ist, und alles menschlichen Gang genommen hat; so sehe ich eben so wenig den Grund eines nähern Berufs, als das Recht zu dem Namen der "Geistlichen" ein, den sie von jenem Dato an durch jene Werke des Geistes, daß er in ihnen wohne, nicht mehr bewahrheiten können.

Was diesem Stande einige Prärogativen vor dem weltlichen geben könnte, wäre vielleicht die größere Würde gewisser Lehren, welche eine überwiegende Nützlichkeit vor allen andern für die Menschheit hätten.

Gern will ich ihnen den ersten Rang unter allen Menschen einräumen, wenn dieses erwiesen werden kann. Ich will hier nur einige

nige bescheidene Zweifel äußern, die vielleicht nicht ohne alles Gewicht sind.

Alle Lehren der Vernunft, die auf Wohl des Staates Einfluß haben, sind Gegenstände der bürgerlichen Gesetzgebung, und der Verfassung des Staates selbst. Moralität ist das erste Grundgesetz, und der Lehrer der Moral als Geistlicher unterscheidet sich vom Gesetzverweser nur im Princip des Urtheils über den Staatsbürger, da die canonische Regel sagt: quilibet praesumitur *Malus* — und jene des Civilisten: quilibet praesumitur *Bonus*, donec probetur contrarium. Sonst zieht die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung alle Moralität ihrer Untergebenen vor ihr Forum, und sorgt für die Aufrechthaltung alles Nützlichen und Guten. Was bleibt nun, da die weltliche Gerichtsbarkeit, kraft der Gewalt, die sie mit der Gesetzgebung verbindet, alles wirkt, dem geistlichen Departement noch übrig, da letzterem weder gesetzgebende, noch ausübende Macht zukommt, gesetzt auch, erstere bestände

stände in Rücksicht der Bestimmung ihrer Grundsätze, mehr in der Gesetzgebung der Vernunft, als der bürgerlichen Gewalt? wer verdient in Curia mehrere Achtung, derjenige, der den Bürgern ewig Gesetze vorliest, oder derjenige, der sie zu handhaben Macht hat?

Die Moralität gehört also in Rücksicht des Nützlichen auch deßhalb zum Gerichtssprengel weltlicher Obrigkeit, weil nur Macht ihr den gehörigen Nachdruck geben kann. Man denke sich, um ganz überzeugt zu werden, einen Staat, wo keine Gewalt statt findet, und bloß die Kanzelvorträge, die Basis des bürgerlichen Wohls sind. Man lege die Stärke der menschlichen Leidenschaften in die andere Wagschaale, und erwäge nun, ob letztere nicht das Uebergewicht über jene haben müssen, und wie unglücklich ein Staat wäre, der bloß vom Unterricht seine bürgerliche glückliche Existenz erwarten sollte.

Ja was noch mehr ist; so muß ein Staat allen Uebeln des Despotismus oder der Schwä-

che

che unterliegen, so bald der Geistlichkeit Jurisdiktion und Gewalt zu Erhaltung des Wohls eines Staats mitgetheilt wird. Kein Hof regierte je despotischer, und ward zugleich ohnmächtiger, als der römische. Ich kenne keinen christlichen politischen Staat, wo in Jahrhunderten so viele Giftmischereyen, Meuchelmorde, Hurenstreiche, Sodomiterey und dergleichen Abscheulichkeiten mehr vorgefallen wären, als unter der einzigen geistlichen Regierung eines Alexanders des VI., dem es übrigens an Staatsklugheit nicht fehlte. Und noch jetzt charakterisiren sich alle politische christliche und heidnische Völker vortheilhafter, als die beyden geistlichen Staaten, des Pabstes und des Dalai-Lama, wovon Ersterer in seinem Stolze allen Völkern der Erde seinen Fuß zum küssen hinreicht, und Letzterer seinen Mist zum essen vorsetzt?

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Akte, wegen Festsetzung der Religionsfreyheit, wie selbige in der Versammlung in Virginien zu Anfange des Jahres 1786 zu Stande gekommen ist.

Wir glauben, daß der allmächtige Gott den Geist des Menschen frey geschaffen hat; daß alle Bemühungen, die darauf abzwecken, um diese Freyheit durch Strafen, Auflagen oder Erklärung der Unfähigkeit zu bürgerlichen Aemtern, einzuschränken, weiter nichts bewirken, als daß sie Heucheley und Niederträchtigkeit zur Gewohnheit machen; daß sie dem Plane des heiligen Stifters unsrer Religion zuwider sind, der, ob er gleich Herr war über unsern Leib und Geist, sich dieser Herrschaft doch nie bediente, wie er hätte thun können, um uns mit Gewalt zu seiner Religion zu ziehen. Wir

glau-

glauben, daß der größte Theil der Erde zu allen Zeiten durch den schändlichen Uebermuth der Gesetzgeber, der Staatsbeamten und Priester, welche, alle selbst dem Irrthume unterworfen, ohne alle Inspiration, sich doch eine despotische Gewalt über die Gewissen angemaaßt, ihre Meinungen für die einzig wahren und einzig untrüglichen ausgegeben, und unter diesem Vorwande selbst Gewalt angewendet haben, um sie auszubreiten, in Fesseln gelegt und getäuscht worden sey. Wir glauben, daß es strafbar und tyrannisch sey, einen Menschen zu zwingen, zur Ausbreitung von Meinungen, die er nicht annimmt, Steuern zu zahlen. Wir glauben, daß, wenn man einen Bürger zwingt, diesen oder jenen Geistlichen seiner eignen Religion zu unterhalten, man dadurch sein natürliches Recht schmählert, weil man ihn der angenehmen Freyheit beraubt, seinen Beytrag demjenigen besondern Prediger zu geben, dessen Sittenlehre er den Vorzug gibt, und dessen Beredsamkeit ihn mit größerer Kraft zum Guten hinzieht.

Wir

Wir glauben, daß man dadurch dem Predigtamte selbst schadet; weil man, indem man die Freyheit der Individuen einschränkt, sie abhält, Belohnungen zu geben, die nur aus der Hochachtung herfließen, und die den Eifer, das menschliche Geschlecht aufzuklären, anfeuern. Wir glauben, daß unsere bürgerlichen Rechte nicht stärker von unsern religiösen Meinungen, als von unsern Meinungen in der Arzneykunst und Geometrie, abhängen. Wir glauben folglich, daß, wenn man einen Bürger des öffentlichen Zutrauens, das ist, ihn der Bekleidung aller ehrenvollen und einträglichen Aemter, für unwürdig erklärt, wofern er sich nicht zu dieser oder jener Religion bekennt, dieses eben so viel heiße, als ihn auf eine ungerechte Weise aller der Privilegien und Vortheile berauben, zu denen ihm die Natur eben so gut, als allen seinen Mitbürgern, ein Recht gab. Wir glauben, daß ein solches Verfahren darauf abziele, die Grundsätze eben dieser Religion, die man doch eigentlich zu verbreiten sucht, zu

verderben; denn dadurch, daß man durch das Monopolium von Ehrenstellen und zeitlichen Vortheilen Leute verführt, dieselbe äußerlich zu bekennen, führt man ihr nur Meineidige zu, die sie am Ende entehren. Wir glauben, daß, wenn Diejenigen, die der Versuchung unterliegen, strafwürdig sind, Diejenigen, welche sie in Versuchung führen, es nicht weniger sind. Wir glauben, daß, wenn man der Obrigkeit im Felde der Meinungen das Geringste einräumt; wenn man ihr erlaubt, die Ausübung oder die Verbreitung gewisser Grundsätze unter dem Vorwande der traurigen Folgen, die daraus entstehen könnten, einzuschränken, man sich dadurch der Gefahr aussetzt, daß sie inskünftige ihre eignen Meinungen zur Richtschnur ihrer Entscheidung macht, weil sie nunmehr die Meinungen der Andern entweder billigen oder verurtheilen wird, je nachdem dieselben mit den ihrigen entweder übereinstimmen oder davon abweichen werden. Wir glauben, daß, wenn man auf den eigentlichen Zweck der bürgerlichen Regie-

rung

rung sehen, es für ihre Beamten immer noch Zeit genug ist, sich in's Mittel zu schlagen, wenn solche Grundsätze in offenbare Handlungen wider die Ruhe und die gute Ordnung ausarten.

Endlich glauben wir auch, daß die Wahrheit groß sey; daß sie, wenn man sie ihrer eignen Stärke überläßt, immer die Oberhand behalten werde; daß sie mächtig genug sey, um den Irrthum zu besiegen; daß sie nie etwas von den Anfällen zu fürchten habe, die man auf sie thut, wofern nicht menschliche Gewalt sie ihrer natürlichen Waffen und der Freyheit der Untersuchung beraubt, indem die Irrthümer aufhören, gefährlich zu seyn, so bald es erlaubt ist, freymüthig gegen sie zu Felde zu ziehen.

Es sey also in dieser Versammlung durch eine förmliche Akte beschlossen: daß Niemand gezwungen seyn soll, sich zu irgend einer besondern Gottesverehrung zu halten; daß ihm für seinen Körper oder seine Güter nie unter dem Vorwande seiner religiösen Meinungen irgend einiger Zwang, einige Be-

schwerde oder Last aufgelegt werden solle, daß es allen Menschen frey stehen solle, ihre Meinungen in Absicht auf Religion zu bekennen und mit Gründen zu behaupten, und daß diese Meinungen nie ihre bürgerliche Fähigkeit auf irgend eine Weise verringern, vergrößern oder ihr zu nahe treten sollen. Und ob wir gleich wohl wissen, daß gegenwärtige Versammlung, welche das Volk wegen der gewöhnlichen Gegenstände der Gesetzgebung zusammenberufen hat, nicht das Recht besitzt, die Akten der künftigen Versammlungen, die eine der unsrigen völlig gleiche Gewalt haben, zu beschränken, und daß es also selbst den Gesetzen nach unnütz seyn würde, gegenwärtige Akte für unwiderruflich zu erklären; so haben wir doch die Freyheit, folgende Erklärung zu thun: daß die Rechte, welche diese Akte aufrecht zu erhalten sucht, die natürlichen Rechte des menschlichen Geschlechts sind, und daß, wenn jemals eine Akte durchgehen sollte, um die gegenwärtige zu

widerr-

widerrufen oder einzuschränken, ein solcher Widerruf ein Eingriff in das natürliche Recht des Menschen seyn würde.

Diese Akte, welche dem Erdtheile, wo sie ihr Daseyn erhielt, so wie dem menschlichen Verstande überhaupt so viel Ehre macht, ist zwar nicht mehr neu, und selbst auch schon unter uns bekannt. Da sie aber als eine der wichtigsten Urkunden in der Geschichte der Aufklärung so ganz für dieses Journal gehört, und ich noch überdem voraussetzen kann, daß sie vielleicht dem größten Theile der Leser noch nicht zu Gesichte gekommen ist; so hielt ich es nicht für überflüssig, sie hier neu übersetzt abdrucken zu lassen. O Sieg der Vernunft! würde Faustin ausrufen: finde ich dich endlich jenseits des Meeres, in dem Vaterlande der Wilden, nachdem ich dich so lange in Europa, dem Wohnsitze der Cultur und Aufklärung, vergebens gesucht habe! O kehre zurück, du Tochter des Himmels, und gib deiner Fackel neue Nahrung, die schon zu erlöschen beginnt!

B.

V.

Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen.

Einleitung.

Der Fortgang und der Wachsthum der Manufakturen hängt nicht einzig und allein von ihrer Menge, wohl aber von den Vortheilen und Erleichterungen ab, für welche die Regierung sorgen kann und muß, um ihren Fabrikaten Umlauf und Verkauf zu verschaffen.

Begünstigungen ziehen arbeitsame Ausländer überhaupt, also auch Künstler in's Land, und erzeugen diese auch im Staate selbst; Begünstigungen ermuntern und entwickeln und erhalten die Talente. Um die Unbequemlichkeiten eines zu harten Zwangs im Handel zu entfernen, um seiner Vernichtung zuvorzukommen, wovon die Wirkung nur nach Maaßgabe der Stöße bemerkbar wird, welche der Handel durch einen solchen Zwang bekommt,

kommt, der mit der Zeit die Manufakturen in Abnahme bringt, die Fabrikanten stürzt, beide unmerklich zu Grunde richtet, und ihn auf diese Art in seiner Grundveste erschüttert; um ein solches Uebel zu entfernen, um dem Handel allen Glanz, alle Stärke und alle Lebhaftigkeit zu geben, womit wir ihn bey unsern Nachbaren, vorzüglich in Frankreich, England und Holland blühen sehen; um dies zu bewerkstelligen, denke ich, könnten wir mit diesen Nationen gleiche Begünstigungen und gleiche Vortheile geniessen, ohne den Einkünften des Souverains auch nur im Mindesten zu nahe zu treten: weit entfernt, diese zu beeinträchtigen, bin ich vielmehr völlig überzeugt, daß sie in eben dem Grade wachsen würden, mit welchem der Ackerbau, die Industrie und die Fabriken sich ihrer Vollkommenheit näherten.

Die verschiedenen Posten, welche ich im Dienst Seiner Majestät bekleidet, haben mich in den Stand gesetzt, über verschiedene Zweige der Staatsverwaltung Bemerkungen

anstel-

anstellen zu können. Ich bin aber keinesweges gesonnen, mich hier besonders auszuzeichnen, der unausführbare bloß eingebildete Dinge vorzuschlagen; vielmehr ist mein Zweck, darzuthun, daß ich mich stets mit dem wahren Interesse meines Souverains beschäftigt habe; und aus diesem Gesichtspunkte wage ich es, die Mittel vorzulegen und vorzuschlagen, welche, nach meinem Bedünken, sehr bequem sind, dem Staate keinen erträumten, sondern einen sehr wirklichen Nutzen zu verschaffen.

Seine Majestät haben sich seit dem Augenblick Ihrer Thronbesteigung damit beschäftigt, Ihren Unterthanen rührende Beweise der reinsten Liebe zugeben, indem Sie dem Kaufleuten verschiedene Handlungszweige wieder einräumten, deren sie beraubt waren, und indem Sie selbigen die Mittel darboten, die ihnen jede Art der Unternehmungen erleichtern können; es sey durch Unterstützung und Vergrößerung der Fabriken, oder durch Verschönerung der Städte, oder durch Unterhaltung

haltung und Verbesserung des Ackerbaues, oder durch Abschaffung der Monopole; so gaben sie durch alle diese unvergeßliche Wohlthaten schätzbare Beweise der besten Gesinnungen gegen ihre Unterthanen.

Vom Ackerbau.

Warum er nicht überall blühet, und die Mittel, ihn blühend zu machen.

Der Ackerbau ist die Seele und Kraft des Handels, ohne ihn leiden alle andere Erwerbszweige. Er ist's, der die ersten Bedürfnisse uns darreicht; er ist's, der allem Andern Leben und Thätigkeit mittheilt; er ist's, der durch seine Zweige alle Theile des Staats schützt und erhält; es gibt keinen einzigen, der nicht ihm seinen Ursprung und Wachsthum verdanke. Nahrungsmittel, Bevölkeruug, Kleidung, Künste, Handel, Schiffahrt, Armeen, Einkünfte, Reich-

thum, alles steht und fällt mit dem Ackerbau; je blühender dieser ist, desto reicher an Hülfsquellen und desto glücklicher ist ein Staat.

Der Ackerbau ist, so zu sagen, bloß auf die Consumtion in einem Königreiche eingeschränkt, in welchem man aus ihm, wenigstens nicht alle mögliche Vortheile und allen möglichen Nutzen zieht. Ueberall herrscht bey der Bebauung des Ackers noch eine sehr große Unthätigkeit, die in zwey Ursachen vorzüglich zu suchen ist. Die erste in jener Furcht, in welcher die Ackersleute schweben und stets geschwebt haben, daß eine stärkere Bebauung des Ackers die Kornpreise zu sehr herunterseßen werde: Die zweyte Ursache, warum der Acker nicht nach aller Möglichkeit benutzt wird, ist die, daß sie nicht wissen, wo sie ihre vermehrten Produkte absetzen sollen. Die weite Entfernung von den Städten, die Schwierigkeiten des Transports und des Verkaufs ihres Getraydes sind sehr zurückschreckende Hindernisse.

Wenn

Wenn nun der Landmann die Belohnung und Vergeltung seiner Mühe und seines sauren Schweißes nur in dem Verkauf seiner Produkte findet; so erfordert die Natur der Sache, daß man ihm dazu die Wege öffnen muß; denn vom Eigennutz getrieben zu werden, ist das Loos der Menschheit.

Ich wage es, diejenigen Mittel vorzuschlagen, welche ich für die beyfallwürdigsten und ausführbarsten halte, um dem Ackerbau einen überall Nacheiferung erregenden Schwung zu geben, um ihn mit Vortheil zu treiben, und um denen Landgütern oder Dörfern, welche von den Städten weit entfernt liegen, den Verkauf ihres Getraydes zu begünstigen.

Es würde nur darauf ankommen, daß es der Regierung gefiele, einem vereideten, in der Bebauung der Ländereyen, und in der Kenntniß und Behandlung des Getraides kundigem Manne den Auftrag zu geben, daß er dem Bezirk eines gewissen vorgeschriebenen Kreises ein Verzeichniß von der Art und Menge des

Getrai-

Getraides entwerfen sollte, welches die Ackerleute wegen der zu großen Entlegendeit von Städten, Flecken oder öffentlichen Märkten nicht absetzen konnen.

Ein ähnliches Verzeichniß müßte in allen Distrikten entworfen werden, wo es den Landleuten aus obigen Ursachen physisch-unmöglich ist, ihre Produkte zum Verkauf bringen zu können. Diese Verzeichnisse müßten zu einer bestimmten Zeit an die Proviantcommissarien der königlichen Magazine eingesandt werden; sie müßten den Namen des Kreises, des Orts des Eigenthümers, des Ackersmannes; sie müßten die Anzahl seiner Hausgenossenschaft bis auf den Knecht, sie müßten die Weite bis zu den Städten oder Verkaufsplätzen, die Morgenzahl einer ieden Art des urbaren Ackers, wie stark er besäet ist, und das wievielste Korn davon genommen wird, angeben; sie müßten endlich auch wissen, wie viel ein jeder Wirth von jeder Getraideart zu seiner Consumtion, wie viel er zur Saat gebrauche, und wie

viel

viel er von einer jeden zum Verkauf übrig behält. Die Commissarien müßten diese Verzeichnisse an den Chef der Kornmagazine einsenden, der hiernach und nach den Marktpreisen das Nöthige zum Einkauf des Korns verfügen könnte. Das für königliche Rechnung aufgekaufte Korn müßte nun den nächsten Müllern zur Vermahlung nach Maaß und Gewicht überliefert, das Mehl aber müßte dann in gute Fässer oder Tonnen eingestampft, und so in die Magazine geliefert werden.

Die Aufsicht hierüber müßte dem Schulzen eines jeden Orts aufgetragen werden, und dieser müßte das Dorfsiegel mit dem Namen des Dorfs und sein eigenes Siegel auf die Mehlfässer brennen; damit, auf den Fall, daß Unterschleif, Betrug und Unordnung entstünde, man wissen könnte, an wen man sich zu halten habe; denn ein jeder Schulz müßte für die Lieferung seines Orts in allen Fällen verantwortlich seyn.

Hierdurch würden Se. Majestät den Ackerleuten zu Hülfe kommen, welche ihre Produkte nicht vortheilhaft, oder nicht ohne die grösten Unbequemlichkeiten zu verkaufen im Stande sind. Auf der einen Seite würden Sie hiedurch den Abgang des Getraides durch Mäusefraß und Krimpfkorn und die starken Kosten, welche die zum umschaufeln des Korns, damit es sich auf den Magazinen nicht anstecke, nothwendigen Tagelöhner verursachen, ersparen können; auf der andern Seite würden Sie dudurch den Landmüllern Mittel und Erleichterung verschaffen, die Gräben, Canäle, Bäche und Teiche, welche ihnen das Wasser zuführen, erhalten und reinigen zu können; und eben dadurch würden diese Ltute auch in den Stand gesetzt werden, daß sie bestehen, ihre Mühlen im gehörigen Stande erhalten, und ihre Pacht richtig bezahlen könnten; denn allenthalben, wo die Hände müßig sind, herrscht Armuth.

Die

Die Erfahrung hat gelehrt, daß Abgang und Defekt in den königlichen Kornmagazinen faſt unvermeidlich iſt, vorzüglich wenn das Korn ſehr lange liegt.

Dieſes von mir vorgeſchlagene Mittel, den Ackersleuten den Verkauf ihres Getraides zu erleichtern, und es vermahlen in die königlichen Magazine zu liefern, ſcheint mir nicht unthunlich.

Man weiß, daß, wenn das Korn zur rechten Zeit vermahlen, und wenn das Mehl in gute Fäſſer gut eingeſtampft wird, ſich dieſes weit beſſer erhält, und weit ſicherer aufbewahren läßt. *) Der Abgang, die Koſten des Um-

*) Man kann das Mehl viele Jahre hindurch erhalten, und ſehr bequem zu Waſſer und zu Lande transportiren, ohne ſein Verderben befürchten zu dürfen. Man muß deswegen das Korn gegen den Anfang des Winters mahlen laſſen, weil es ſich um dieſe Zeit, und vorzüglich, weil alsdann das Waſſer hoch zu ſeyn pflegt, weit beſſer und ebener und bequemer vermahlen läßt, als zu andern Zeiten. Das Mehl wird nun in Fäſſer, wo 500 Pfund hineingehen, lagenweis, die Lage zu etwa 8 Zoll gerechnet, eingeſtampft; wozu man ſich einer

Umschaufelns des Getraides, dies alles fällt dadurch von selbst hinweg, und verschaft der königlichen Kasse einen reinen Gewinn. Die Ackersleute, die Müller, die Böttcher, kurz alle würden dabey gewinnen.

Die Gegenden und Distrikte, wo die Getraide nicht füglich zum Verkauf gebracht werden können, wegen zu großer Entfernung

von

einer eisernen sehr ebenen Stampfkeule bedient. Wenn das Faß auf diese Weise gefüllt ist; so schlägt man den Deckel darauf, so daß er genau auf das Mehl schließt, und treibt ihn vermittelst der Nägel, die ihn zugleich befestigen; alsdann begießt man die Ritzen auf den Böden umher mit heissem Pech. Auf diese Art kann man die Fässer in Keller oder anderswo hinstellen, ohne befürchten zu dürfen, daß die Feuchtigkeit jemals das Mehl verderben werde. Die Ackersleute könnten sich dieser Methode mit sehr vielem Vortheil bedienen, so wohl in ihrer eigenen Wirthschaft, als auch beym öffentlichen Verkauf. Die Armen würden dabey auch ihren Vortheil finden, weil sie dadurch der Mühe der Vermahlung überhoben würden, vorzüglich im Winter, wo man der Kälte wegen nur sehr langsam und schwer mahlen kann, und überdem raubt das Mahlen ihnen auch Zeit von ihren andern Beschäftigungen.

Anm. des Verf.

von den Märkten und wegen der Schwierigkeit des Transports, oder weil die Zahl der Käufer zu klein ist, als daß sie alles Getraide wegkaufen könnten; diese Gegenden, sage ich, können Niemals vorwärts kommen oder blühend werden, und zwar aus dem sehr einfachen und natürlichen Grunde, weil der Landmann zu seinem Korn keinen Absatz findet, und daher, anstatt seinen Acker nach Möglichkeit zu bebauen und zu benutzen, ihn vielmehr unbebaut liegen läßt; und dies ist ein großer Verlust für den Staat; denn es ist ein ausgemachter unbezweifelter Grundsatz, daß sein vorzüglichster Reichthum im Ackerbau besteht; dieser ist dem Staate gerade das, was die Seele dem Menschen ist. Vieh und Wiesen sind der Punkt, von wo jede Verbesserung ausgeht; weil man nur vermittelst des Viehes den Acker bauet, bedüngt und fruchtbar macht, und weil man nur durch Wiesen das Vieh erhalten kann.

Die Ackersleute, welchen man sichere und bequeme Mittel zum Verkauf ihrer Produkte anweisen wird, die werden, belebt von dem Reiz des Gewinnstes, ihre Aecker so fruchtbar als möglich zu machen suchen, um daraus den höchstmöglichen Vortheil zu ziehen. Dies ist, deucht mich, unwidersprechlich

[Die Fortsetzung folgt.]

Berliniſches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von G. N. Fiſcher und A. Riem.

Zweyten Bandes drittes Stück.

März. 1789.

I.

Das Bildniß.

Nach dem Franzöſiſchen.

Belinde war das ſchönſte junge Weib;
Doch kein vollkommner Glied fand ſich an ihrem Leib,
Als ihre Zunge. Welche Plage
Für ihren guten Mann! Doch war ihr Cleon lieb,

So gern er auch im Trinkgelage
Der Grillen finstern Schwarm vertrieb.
Um unverhoft ihn zu erfreuen,
Ließ sie sich insgeheim von einer Meisterhand
In Lebensgröße conterfeyen,
Und hing das Bildniß an die Wand.
Nun kam der Mann nach Haus, und zwar vom Zechen;
Er sah das Bild — — Sie ist's vom Hute bis zum Schuh,
Rief er, und hielt aus Furcht, sie mögte sprechen,
Sich schnell die beyden Ohren zu.

Pfeffel.

II.

An meinen Freund von W.

(Auf seinem Landgute, im Winter 1782.)

Siehst du, wie dort — mit Schnee und Nebel umzogen, —
Die hohen Gebürge, gleich einem trüben Rauch,
Sich in die Luft verliehren; wie rings umher
Der starre Hain im tobenden Sturme zittert!

Siehe, die Winde
Wühlen im Schnee.
Sie häufen ihn dicht um die Hütten,
Und stürmen ihn gegen die Fenster,
Und hüllen die Aussicht in Flocken ein.

O, jetzt schone des Holzes nicht!
Freund, jetzt türm' es auf im weitgewölbten Kamine,
Mit verschwendender Hand.

Er-

Erquickend ist da, — wenn draussen der Sturm
Die ganze Gegend in Flocken
Und stäubendem Schnee gen Himmel fährt,
Der Anblick des wiederbeginnenden Feuers
Auf dem geselligen Herde, wenn es zuerst
Mit kleineren Flammen unter dem Holze her-
vorleckt,
Bald um alle Hölzer sich schlingt, und in Lohen
empor wallt.

Jetzt blinke der Rheiner,
— Geältert zu electrischem Geiste —
Jetzt blink' er im klingenden Becher!
Lieblich tönet zum Knittern der Flammen
Der Becher Klang,
Indeß an die Fenster der Nordwind peitscht.

Ha, willkommen, willkommen!
O, in diesem bejahrten,
Zauberischen Kruge,
— Von der segnenden Hand des frommen Ael-
tervaters
Sorgsam mit eignem Siegel verwahrt, —
Wohnt Lachen und Scherz und süßes Gespräch,

Und

Und ein ganzer
Fröhlicher Festtag!

Fülle den ersten Becher und laß uns hier
Um die beginnende Flamme sitzen und trinken.
Und laß uns Uzische Frühlingslieder
Und Gleimische Lieder der Liebe singen,
Und, — wenn mit stolzerem Geiste der Busen uns
erfüllt ist, —
Ramlers kühnsten Gesang von Friedrichs herku-
lischen Thaten!

Friedrichs, dessen Name
Auch bey traulichem Becher,
Auch bey häuslichen Festen
Seinem Volke willkommen ist!

J. J. Mnioch.

III.

An Ramler.

Von allen Hainen
Erwählete Dein Gesang
— Ein Adler, welcher den Himmel liebt, — die Zeder,
Die über den Wolken grünt. *)

Darum erlas
Auch Dich der König,
Dem Du bey seiner Wiege
— Ein kühneres Wiegenlied ward keinem Gotte gesungen! —
Prophetische Dithyramben **) sangest; —
Darum erlas
Friedrich Wilhelm,

Als

*) S. Ramlers Ode an die Prinzessinn Amalia.

**) Ramlers Ode auf die Geburt des jetzigen Königs.

Als er an Teutschlandes
Sänger gedachte,
Zu seinem ersten
Gedanken — Dich.

So steiget jetzt des jungen Adlers Fittig
Zur kommenden Sonne früh' empor, und rauschet,
— Wie dithyrambische Hymnen — ihr
Seinen trunkenen Lobgesang: —

So lässet jetzt die Sonne
Sich nieder, und besuchet
Den grauen Adler, welcher den Fittig
Schon an seinem Felsen ruhen läßt.

O, sie gedenket
An die vergangenen
Jugendtage des Greises,
Und dankbar, pfleget sie
Mit ihrem sanftern Lichte
Sein edles Haupt, das auf der Schulter schläft.

Umgossen von ihrem Glanze,
Wird er die großen Schwingen

Sprei-

Spreiten — und verſcheiden, — wie des lyriſchen
Geſanges Athem — in hoher
Entzückung verſcheidet!

Das iſt mein Lied, wenn ich die Sonne ſinge,
Das ſey der Sonne Lobgeſang!
Das iſt mein Lied, wenn ich dem König ſinge,
Das ſey des Königs Lobgeſang!

J. J. Mnioch.

IV.

Versuch einer Untersuchung der Frage: Kann reiner Naturalismus Volksreligion werden?

Der Werth einer geoffenbarten oder positiven Religion, so wie er sonst auf Kosten der Religion der Vernunft allzusehr erhoben und vergrößert wurde, scheint in unsern dermaligen aufgeklärten Zeiten mehr, als es der Wahrheit und Billigkeit gemäß ist, verkleinert und herabgesetzt zu werden.

Wer mit der neuesten Litteratur und Aufklärung in der Gottesgelahrtheit nur einigermaßen bekannt ist, muß es nämlich wissen, wie sehr jetzt von Seiten derer, die man mit dem Namen der Deisten oder Naturalisten bezeichnet, in allem Ernst Alles darauf angelegt wird, die Idee von Offenbarung und Wun-

dern

dern so gar in populärer Rücksicht gänzlich zu verdrängen, und an der Stelle des Glaubens an positive Lehrmeinungen und Vorschriften, die reine Vernunfteinsicht und Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion als ein allgemeines Religionsprincip festzusetzen.

Bey diesen bereits so oft gemachten, aber bisher immer noch mißlungenen, Versuchen kann es nicht mehr zweifelhaft bleiben, ob die Frage: von Realisirung der Idee eines als Volksreligion allgemein einzuführenden Naturalismus nicht wichtig und interessant genug sey, um eine sorgfältige und unpartheyische Untersuchung zu verdienen.

Wie auf der einen Seite die hartnäckigen Verfechter der Offenbarung darin augenscheinlich zu weit gehen, daß sie die positive Religion für die lauterste und allgemeinste Quelle religiöser Wahrheiten ausgeben; so dünkt mich, lassen sich auf der andern Seite die strengen Vertheidiger des reinen Naturalismus fast eben so sehr von ganz entgegengesetzten

und

und einseitigen Begriffen in Ansehung des Werths einer positiven Religion, gegen dieselbe einnehmen, und von dem geraden Wege der Wahrheit und Billigkeit ableiten. Zwischen diesen beyden Extremen gibt es einen Mittelweg, den man aufsuchen und betreten muß, und vielleicht bin ich so glücklich, ihn zu entdecken, und auf demselben jene Frage ihrer Entscheidung wenigstens näher zu bringen.

Da mich hier kein anderes, als das Interesse der Wahrheit leitet; so kann ich ganz unbesorgt seyn, was auch immer das Resultat seyn dürfte, zu dem mich der Weg meiner Untersuchung hinführen wird.

Um sogleich den rechten Gesichtspunkt zu fassen, in dem man die Sache ansehen muß, oder unter welchem jene Frage sich deutlicher und bestimmter beantworten läßt, ist es nöthig, vom Begriffe der Religion im Allgemeinen genommen, auszugehen, die wesentlichen Zwecke derselben festzusetzen, und dann die unterscheidenden Charakterzüge der natürlichen

und

und der positiven Religion anzugeben oder die Grenzlinien zu zeichnen, durch welche sich beyde von einander absondern.

Religion ist im weitesten Umfange des Worts der Inbegrif aller der allgemeinern Wahrheiten und Regeln, welche auf die menschliche Glückseligkeit einen sichern und bestimmten Einfluß haben, oder sich zu derselben wie Ursache zur Wirkung verhalten. Dies ist nach meinem und nach dem Urtheile der einsichtsvollsten und aufgeklärtesten Religionslehrer der einzige wahre und zugleich der fruchtbarste Begrif von Religion, der uns gradezu auf ihre wesentlichen Zwecke hinführt. Da nemlich ein aufgeklärter Verstand und ein gebildetes Herz die unmittelbaren Gründe der menschlichen Glückseligkeit sind; so sieht man leicht, daß Aufklärung des Verstandes und Bildung des Herzens die wesentlichen Zwecke einer wahren Religion seyn müssen.

In so fern nun der Inbegrif jener Wahrheiten und Vorschriften, unabhängig von aller Autorität, bloß von der Vernunft erkannt und begriffen wird, heißt er natürliche Religion; positiver oder geoffenbarter Glaube hingegen, wenn er zugleich mit dem unmittelbaren Ansehen des göttlichen Willens unterstützt und in versinnlichter Form dargestellt wird.

Beyde, die natürliche und die positive Religion, sind folglich nach diesen Begriffen auf's genaueste mit einander verwandt, oder vielmehr, sie machen in Ansehung ihres Wesentlichen und Materiellen nur eine und dieselbe Religion aus. Es ist Einheit in der Materie und bloß Verschiedenheit in der Form. — Eine positive Religion ist daher auch um desto vollkommner, je mehr sie sich der natürlichen Religion nähert. Denn beyde müssen gemeinsame Zwecke haben, nur daß die eine auf diese, die andere auf jene Art — die eine durch die bloßen Aussprüche der Vernunft, die andere hingegen vornehmlich durch das Ansehen

eines unmittelbar geoffenbarten göttlichen Willens dieſe Zwecke zu erreichen ſucht.

Schon dies bringt uns auf die Vermuthung, daß wohl eine jede derſelben ihren eigenthümlichen relativen Werth haben, — daß die eine nur eine Religion für den Denker, die andere mehr eine Religion für das Volk, ſeyn möge. Läßt ſich nun dieſe Vermuthung durch Gründe beſtätigen, oder kann nicht auch reiner Naturalismus Volksreligon werden?

Dies iſt die Hauptfrage, deren Unterſuchung wir nunmehr nach Entwickelung jener Begriffe am nächſten gekommen ſind. Der Begrif von den weſentlichen Zwecken der Religion iſt der ſicherſte und vortheilhafteſte Standpunkt, von dem wir ausgehen müſſen, um die Frage nicht einſeitig zu beantworten. Nun hat die Religion einen doppelten, weſentlichen Zweck; ſie muß folglich auch ein zwiefaches Intereſſe, ein ſpekulatives Intereſſe für den Verſtand, und ein praktiſches Intereſſe für den Willen haben.

Um bestimmen zu können, ob dem Naturalismus auch als Volksglaube das erstere zukomme; müssen wir zu dem von ihm festgesetzten Begriffe zurückkehren. Da der reine Naturalismus aus seinem Gebiete alle Autorität ausschließt, und eine Ueberzeugung in dem Verstande hervorzubringen sucht, die aus der deutlichen Wahrnehmung der innern Kennzeichen der Wahrheiten und ihres genauen Zusammenhanges unter einander entspringt, und darauf beruht; so müßte auch der gemeinste Verstand, wenigstens bis zu einem für sein spekulatives Interesse hinlänglichen Grade reiner Vernunfteinsicht, und Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion sich erheben können. Alle müßten daher genugsame Anlage und Fähigkeit im spekulativen Denken zur Erreichung jenes erforderlichen Grades besitzen. Demnach würde nun zuvörderst die Frage entstehen: ob sich in Allen ein solches Abstraktionsvermögen finde, wodurch sie allein

Das

das spekulative Interesse ihres Verstandes befriedigen könnten?

Und ferner: ob unter allen Denen, die eine solche Anlage in sich finden, auch alle sie zu dem erforderlichen Grade ausbilden, und ihr Bedürfniß nach reiner Vernunfteinsicht und Ueberzeugung in der Religion befriedigen können?

Daß das Schauspiel der menschlichen Seelenkräfte und Fähigkeiten unendlich mannichfaltig sey — dies ist eine Bemerkung, die selbst dem flüchtigsten Menschenbeobachter nicht entgehen kann. Wie in der physischen, so ist auch in der moralischen Welt das Maaß und Verhältniß dieser Kräfte und Anlagen nach den Gesetzen der weisesten Oekonomie vertheilt.

Unter diesen so mannichfaltigen vertheilten Anlagen aber, die immer ein Mensch vor dem andern, wenigstens in höherem Grade, voraus hat, und die das ursprünglich Individuelle in unsern Denk- und Sinnesarten ausmachen, ist das Abstraktionsvermögen grade dasjenige, was man bey den wenigsten Menschen

schen in einem merklichen Grade antrift; und diese Seltenheit führt uns beynah auf den Zweifel: ob auch überhaupt die Spekulation Geschäft und Bedürfniß für den Menschen seyn möge. — So viel läßt sich wenigstens mit Gewißheit daraus folgern, daß nur die wenigsten Menschen, nur die, welche einen innern unwiderstehlichen Beruf dazu in sich fühlen, von der Natur zur Spekulation bestimmt sind, und daß die übrige Menge eben durch den Mangel jener spekulativen Anlage schon von selbst von diesem Geschäft ausgeschlossen wird.

Die Natur verdient jedoch wegen ihrer Kargheit in der Austheilung dieser erhabnern Fähigkeiten ganz und gar keinen Tadel. Die Vollkommenheit des Ganzen gewinnt offenbar dabey, wenn das Feld der Spekulation nur der Bearbeitung einer kleinen Anzahl überlassen bleibt, indessen die bey weiten zahlreichere Menge innerhalb den Gränzen der öffentlichen gemeinnützigen Geschäfte des bürgerlichen Le-

bens ihre Kräfte in Wirksamkeit setzt, und darin erhält.

Wenn dieser unbezweifelten Bemerkung zu folge, nur Wenige Anlage zum spekulativen Denken in einem höhern Grade besitzen, die sie fähig macht, ihre Begriffe von übersinnlichen Wahrheiten bis zum Grade einer befriedigenden Deutlichkeit zu erheben, sie gleichsam in ihre ersten Bestandtheile aufzulösen; ihre religiösen Kenntnisse und Ueberzeugungen bis auf die ersten Grundsätze aller menschlichen Erkenntniß zurück zu führen, und so mit von aller Autorität unabhängig zu machen: so scheint es auch entschieden zu seyn, daß schon in dieser Rücksicht der reine Naturalismus nur eine Religion für diese wenigen Köpfe seyn könne, da er ihr spekulatives Verstandesinteresse allein nur zu befriedigen vermag.

Und so machte demnach jene ursprüngliche Verschiedenheit der Seelenkräfte und Fähigkeiten unter den Menschen — jene Seltenheit

der

der Anlage zur Spekulation für Alle, die diese Anlage nicht in sich finden, eine ganz andere, als die Ueberzeugung durch bloße reine Vernunftgründe nothwendig.

Und welche andre Art von Ueberzeugung kann das seyn, als die, welche sich auf Offenbarung oder unmittelbare, positive Aussprüche des göttlichen Willens stützt, von denen sie ausgeht, und auf die sie wieder zurück kommt? Was für ein anderes, als das Princip des Glaubens, zwar nicht eines blinden, ungeprüften, aber doch auch nicht eines, von allem positiven Ansehen gänzlich unabhängigen, Vernunftglaubens werden wir für Diejenigen aufstellen müssen, die beym Mangel spekulativer Anlage eigene, von der Vernunft allein geleitete, Untersuchung der göttlichen Wahrheiten sich nicht zu ihrem Religionsprincip machen können? — Ihnen muß das Princip des Glaubens zum Vehikel dienen, ohne welches sie nicht sicher und muthig genug zur Erkenntniß und Ueberzeugung der erhabensten Wahrheiten

heiten hinaufsteigen würden. Sie durch alle die dunklen Labyrinthe methaphysischer Spitzfindigkeiten — über alle die gefährlichen Klippen der höhern, spekulativen Philosophie hinweg bis auf den festen Standpunkt aller menschlichen Erkenntniß zu führen, von wo aus der denkende Deist erst freye lichtvolle Blicke in das unermeßliche Gebiete der Wahrheiten thun kann — das hieße: sie in ein Feld hinein verleiten, worin sie gänzlich fremd wären; zu dessen Bearbeitung sie von der Natur weder Kraft noch Geschicklichkeit erhalten hätten.

Billig sollten wir also wohl die Weisheit der Vorsehung preisen, die bey ihrer kargen, aber doch weisen Vertheilung spekulativer Geistesanlagen, Anstalten getroffen hat, den beträchtlichsten Theil des Menschengeschlechts auf dem Wege des Glaubens zum gemeinschaftlichen Ziele seiner Bestimmung, und das vielleicht schneller und sicherer, hinzuführen. Der Mangel solcher, mit unserm Bedürfnisse sich gleichmäßig vervollkommenden Anlagen, wäre denn

so

so bedauernswerth, als er der Vorsehung zum Vorwurf gereichen könnte. Denn das Interesse oder Bedürfniß nach deutlichen und gewissen Begriffen von den Wahrheiten der Religion ist Allgemein — findet sich auch in dem gemeinsten Menschenverstande, der sich bereits über die Kindheit des Menschengeschlechts und seiner ersten niedrigsten Bedürfnisse erhoben hat. Dieses allgemeine Interesse ist zwar nicht jenes höhere und stärkere Spekulative des denkenden Kopfs, der beym Nachdenken über außersinnliche Wahrheiten nicht eher zu fragen und zu untersuchen aufhört, bis ihn seine Vernunft an die äußerste Grenze aller menschlichen Erkenntniß hingeführt hat, wo er bescheiden stehen bleiben, und nach dem Leitfaden seiner Spekulation sich umsehen muß, an dem er sicher und glücklich bis auf den Punkt wieder zurückkehren kann, von welchem er ausgegangen war. Allein es zeigt sich doch immer an und für sich schon wirksam, und sucht so gut, wie jenes, seine Befriedigung, wenn auch nicht in der Erkenntniß der weiter entlegenern, doch wenigstens

der

der nähern und leichter zu entdeckenden Ursachen vor allen den mannichfaltigen und oft verwickelten Erscheinungen, die wir in der physischen und moralischen Welt wahrnehmen. Auch der gemeinste Verstand hat ein Interesse für die Begriffe von Wahrheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit. Auch er fühlt das Bedürfniß, das Veränderliche und Zufällige, durch das Unveränderliche und Nothwendige, welches jenem zum Grunde liegt, sich zu erklären, und von der Wahrnehmung der Existenz und der Wirkungen des Endlichen bis zur Erkenntniß des Unendlichen hinaufzusteigen.

Wenn ihm nun die Anlage zu tief eindringenden Untersuchungen in das Wesen und den Zusammenhang übersinnlicher Wahrheiten schon von Natur versagt ist; wo soll und kann da sein Interesse Befriedigung suchen und finden? In den spekulativen Lehrsätzen des reinen Naturalismus? — Ohne jene glückliche Anlage würde hier der gemeine Verstand gewiß alle Augenblicke in Gefahr seyn, an den Klippen spekulativer

Spitz-

Spitzfindigkeiten zu scheitern, da der Kompaß der gemeinen in den höhern Spekulationen der Methaphysik gänzlich unerfahrnen Vernunft von jedem scheinbaren Zweifel nur zu leicht verrückt werden kann.

Bey dieser Unvermögenheit und Unerfahrenheit bleibt nun dem gemeinen Verstande kein sicheres Mittel zur Rettung vor den Verirrungen des Unglaubens oder des Aberglaubens und der religiösen Schwärmerey übrig, als — die Rückkehr zur positiven Religion.

In denen Aussprüchen findet sein Interesse für Deutlichkeit und Gewißheit der göttlichen Wahrheiten hinreichende Befriedigung. Ihm sind und müssen nach dem Grade seiner Erkenntniß und Beurtheilungskraft die deutlichen und bestimmten Aussprüche einer Offenbarung kräftiger, eindringlicher überredender seyn, als das bündigste spekulative Räsonnement, dessen Kraft oder Gewicht doch immer zugleich subjektiv ist, und von dem Grade unsrer Erkenntniß und Ueberzeugung abhängt. Ja, wenn auch wirklich

die

die tiefsinnigen Beweise, womit die Spekulation die Wahrheiten und Gesetze der Religion unterstützt, Etwas, selbst über den gemeinsten Verstand, vermögen sollten; so können sie für ihn ihre volle beruhigende Gewißheit doch erst von der Bestätigung erhalten, die ihnen ein positives göttliches Ansehen gibt. Erst diese **positive Ueberzeugung** setzt ihn in den Stand, allen auch noch so scheinbaren und spitzfindigen Zweifeln gegen dieselben ohne Gefahr Trotz zu bieten. Denn nun hat er einen sichern Standpunkt an der positiven Religion, aus dem er so leicht nicht verdrängt werden kann. Ein gewisser Grad von Gewißheit muß ihm also doch wenigstens schon gegeben seyn, wenn er seine Kräfte zur Untersuchung der göttlichen Wahrheiten aus ihren natürlichen Gründen anwenden soll. Ohne diese vorausgesetzte Gewißheit — ohne die Idee von Offenbarung würde der gemeine Verstand bey allen seinem Interesse für die Wahrheit das mühsame Geschäft des Selbstdenkens schwerlich eben so wenig übernehmen, als er aus den angeführ-

geführten Ursachen mit glücklichem Erfolg ausführen könnte.

Für ihn ist und bleibt demnach eine positive Religion und der Glaube an dieselbe, so wie für den spekulativen Denker, der reine Naturalismus und eine von allem Ansehen abgesonderte Vernunfterkeuntniß und Ueberzeugung von den Wahrheiten desselben, wahres wesentliches Bedürfniß. So wie die Natur diesen zum Streben nach möglichst reiner Vernunfterkenntniß und Ueberzeuguna in der Religion auffordert; so verpflichtet sie hingegen jenen zum Glauben an die Wahrheiten derselben, so fern sie eine positive göttliche Sanktion erhalten haben.

Aber noch einleuchtender werden wir uns von der relativen Nothwendigkeit einer positiven Religion als Volksglaube überzeugen müssen, wenn wir erwägen: daß es außer den angeführten noch andre in den besondern Lagen und Verhältnissen der Menschen gegen einander, oder in der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft gegründete Hindernisse gebe, die die Ausbildung

bildung und Wirksamkeit jener seltenen und spekulativen Anlage, selbst da, wo sie vorhanden ist, nicht zulassen.

Es findet sich nemlich unter den Menschen, in so weit wir sie als Glieder einer bürgerlichen Gesellschaft ansehen, eine große Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit in Ansehung ihrer Geschäfte und Verhältnisse gegen einander. Die Gesetze des Staats setzen zum Theil schon einen jeden ihrer Bürger in das besondre Verhältniß ein, in welchem er gegen seine übrigen Mitbürger stehen soll, und tragen ihm zugleich nach Maaßgabe desselben das Geschäft auf, welches er zum Besten des Ganzen verwalten muß. Nun entsteht zwar oft aus einer weisen Vertheilung der Geschäfte des bürgerlichen Lebens unter die einzelnen Glieder des Staats eine glückliche Harmonie zwischen dem äußern und innern Berufe eines Menschen. Eine weise Staatsverfassung wird nemlich durch zweckmäßig eingeführte Erziehungsanstalten grade die verhältnißmäßig stärkern

Gei-

Geistesanlagen, die in diesem oder jenem oft schon frühzeitig sich zeigen, vornemlich auszubilden und zu vervollkommnen suchen, und ihn dann in der Folge zugleich in eine Lage setzen, die zur fortgesetzten Ausbildung und zweckmässigen Anwendung derselben zum Besten des Ganzen die günstigste ist. Auch wird sie insbesondere den edeln Keim des menschlichen Geistes zur Entwickelung reiner Vernunftsbegriffe und Erkenntnisse sorgfältig zu pflegen, und unter ihren günstigen Einflüssen zur Reife zu bringen bemüht seyn.

Allein immer wird sie doch nicht bei Austheilung der öffentlichen Staatsgeschäfte Rücksicht auf diese unterschiedene Anlagen oder Talente nehmen; sie wird es nicht der Wahl eines jeden überlassen können, sich eine Lebensart oder ein Geschäft zu bestimmen, wie es seiner individuellen Anlage und seinem Geschmack am meisten entsprechen würde, und daher werden ihre Forderungen oft mit den

Anla-

Anlagen der Natur und dem innern Beruf eines jeden in Widerspruch gerathen.

Zwar wird das in irgend einer Art hervorstechende Geistestalent der Aufmerksamkeit einer weisen und wachsamen Regierung nicht entgehen können und dürfen; nur die geringern, minder in die Augen fallenden Grade desselben wird sie entweder nicht achten können, oder nicht achten dürfen. Die gemeinnützigen und öffentlichen bürgerlichen Geschäfte — mit einem Wort, die ganze Staatsmaschine würde augenscheinlich darunter leiden, und ins Stocken gerathen, wenn der Staat alle, die nur einige Anlage zu etwas mehr, als bloßen körperlichen Arbeiten zeigen, gleichsam aus ihrer Dunkelheit hervorziehen, und in einen Wirkungskreis hinstellen wollte, wo sie völlig freyen Spielraum für die fernere und vollkommnere Cultur ihre Anlagen erhielten.

Das nothwendige Verhältniß des gelehrten zum nicht gelehrten Staatsbürger würde da-

dadurch ganz oder doch zum Theil aufgehoben werden.

Ueberhaupt kommen zu diesem hier angeführten und durch die Erfahrung in allen Staaten bestätigten Ursachen noch mehrere hinzu, die dieses ungleichartige Verhältniß zwischen den innern Naturanlagen und der Verhältnisse, und der Hauptbeschäftigung eines Menschen erzeugen. Viele wählen sich nemlich selbst bey aller Freyheit in der Wahl ihres zukünftigen Berufsgeschäftes eine Lebensart nicht aus innerm Antriebe der Natur, sondern aus bloß konvenzionellen Gründen und Rücksichten. Ehrgeitz und Eigennutz ist ihnen gewöhnlich von weit stärkerm Gewicht, als vorhergegangene kalte und unpartheyische Prüfung ihrer natürlichen Anlagen, und von mächtigerm Einfluß, als der weise Rath der Eltern und Erzieher.

Ueberdies entwickeln sich die Naturanlagen nicht in jedem gleich stark und frühzeitig genug, um aus ihrer Bemerkung richtige

Maas-

Maasregeln bey der Bestimmung zu so verschiedenen Berufsgeschäften nehmen zu können. Man kann dieses vorzüglich von dem philosophischen Talent mit Wahrheit behaupten, das viel später, als die übrigen, sein eigentliches Objekt findet, an dem es sich zu entwickeln, zu üben und zu schärfen anfängt. Nun sind aber manche Geschäfte des bürgerlichen öffentlichen Lebens unstreitig zu mühsam und verwickelt, oder sie stehen mit den höhern Verstandesübungen in einer zu entfernten Verbindung, um dem, der sich ihnen einmal gewidmet hat, noch Zeit und Kraft genug zum Nachdenken über abstrakte Wahrheiten übrig zu lassen, wenn es ihm auch an natürlicher Anlage dazu nicht fehlen sollte. Er muß die ihm noch übrige Musse mehr zur Erholung von seinen eigentlichen Berufsgeschäften anwenden. Man darf hier nur an die gewöhnlichen Beschäftigungen des gemeinen Bürgers und des Landmanns denken, um meine Behauptung in einigen besondern Fällen bestäti-

get zu sehen. Man trift auch unter diesen niedrigern Volksklassen so gut, wie in jedem andern Stande, Köpfe von nicht gemeinen Geistesfähigkeiten an. Allein, jemehr diese den Gebrauch ihrer Vernunft bloß auf ihren engen, sinnlichen Wirkungskreis und die demselben zunächst liegenden Gegenstände einschränken — je mehr sie ihren Scharfsinn, ihre Beurtheilungs- und Erfindungskraft größtentheils im Raffiniren über die Verbesserung ihres bürgerlichen Wohlstandes üben und verschwenden müssen; desto weniger Kraft und Musse kann ihnen zu höhern, außer ihrem eigentlichen Wirkungskreise gelegenen Untersuchungen über allgemeine Wahrheiten übrig bleiben; — desto weniger werden sie folglich auch im Stande seyn, auf dem Wege reiner Vernunfteinsicht ihre Erkenntniß und Gewißheit von der Religion zu suchen und zu finden. Nur das spekulative Genie im eigentlichen Sinne des Worts wird sich, wo es auch verborgen seyn mag, zuweilen unter dem Einflusse vorzüglich günstiger

Um-

Umstände, glücklich über alle diese Hindernisse hinweg bis zu der Sphäre erheben, die ihm die Natur nicht eigentlich bestimmt hatte, während daß die geringern Grade der Anlage zu höhern Geistesübungen deshalb entweder gänzlich vernachläßiget bleiben, oder doch wenigstens ihre vollendete Ausbildung nicht erhalten können.

Sehr gern will ich glauben, daß sich von Seiten eines Staates in dieser Rücksicht sehr vieles wesentlich verbessern — daß sich die Menschheit bey aller Verschiedenheit ihrer politischen, speziellen Verhältnisse und Beschäftigungen auf eine weit höhere Stuffe religiöser und sittlicher Aufklärung, als die gegenwärtige im Ganzen genommen ist, hinaufführen lasse. Die Aufklärung ist kein Monopolium der Gelehrten; sie ist ein Gut, ein allgemeines unveräußerliches Recht der Menschheit überhaupt, auf das Alle einen natürlichen und gegründeten Anspruch machen dürfen. Der Staat, da er sich einmal anheischig gemacht hat, die

Rechte

Rechte der Menschheit zu beschützen und zu befördern, muß daher auch mit allem Eifer dafür sorgen, daß ein jedes seiner Mitglieder an dem Rechte der Aufklärung Antheil nehmen könne.

Und wie sehr hat nicht wirklich die Menschheit seit einiger Zeit an Aufklärung zugenommen, seitdem so viele europäische Staaten von jenem politisch- und moralisch-schädlichen Vorurtheil von der Schädlichkeit der Aufklärung zurückgekommen sind, und angefangen haben, die Aufklärung aus den Studirstuben der Gelehrten auch auf die übrigen Stände zu verbreiten! So viel sich nun aber auch aus diesen bereits gemachten Fortschritten für eine höhere und allgemeinere Aufklärung von Seiten des Staats in der Folge noch erwarten läßt: so wenig dürfen wir doch die Vermuthung wagen, daß die Aufklärung jemals und in irgend einem Staate so allgemein sich ausbreiten, und eine solche Höhe und innere Stärke erreichen werde, um eine positive Religion für

den zahlreichsten Theil der Menschen entbehrlich zu machen. Es läßt sich vielleicht — aber wohl freylich nur als Ideal — eine Staatsform denken, die wenigstens zur vollkommnen sittlichen Bildung ihrer Bürger einer positiven Religion als eines Vehikels entbehren könnte. Und ich wünschte, daß ein scharfsinniger Kopf, der mit Welt und Menschenkenntniß auch tiefe und ausgebreitete Einsichten in das wahre, gegenseitige Verhältniß des Staats und seiner Mitglieder verbindet, im Allgemeinen wenigstens einen Plan zu einer solchen Staatsverfassung entwürfe.

Allein — so wie die Sache jetzo steht — bei der gegenwärtigen innern Beschaffenheit unsrer Staaten, und ihrer Verhältnisse gegen einander selbst so wohl, als gegen ihre einzelnen Mitglieder, läßt sich eine Revolution, wie die allgemeine Einführung des reinen Naturalismus wäre, nicht mit glücklichem Erfolge erwarten. Und diese Einrichtung und Ordnung, diese Verhältnisse werden höchst wahrscheinlich

noch

noch lange dieselben bleiben; sie werden wenigstens aus mehr als einer Ursache keine so große und so wesentliche Aenderung erhalten können, die uns zur Ausführung jenes naturalistischen Entwurfes berechtigte.

So verschieden die Verhältnisse und Berufsgeschäfte unter den Gliedern eines jeden Staates sind, eben so unterschieden und von einander abweichend müssen die Grenzlinien der Aufklärung für jeden Stand und jede Volksklasse seyn. Sie genauer zu bezeichnen, ist daher allerdings in politischer und moralischer Rücksicht äußerst wichtig; gleich wichtig für die erste Erziehung, als für die fortgesetzte Bildung des Staatsbürgers.

Und so ließe sich denn, auch von dieser Seite die Sache angesehen, der reine Naturalismus nicht allgemein als Volksreligion einführen; so erforderte es so gar das allgemeine und öffentliche Interesse des Staates, über der Aufrechterhaltung der positiven Religion zu wachen, damit sie nicht bey denen um ihren

Kredit

Kredit gebracht werde, die entweder von Natur keine Anlage zum Selbstdenken haben, oder doch aus politischen Ursachen diese Anlage nicht gehörig anbauen und ausbilden können; ein Umstand, welcher der Aufklärung, deren auch diese Klasse von Menschen vermittelst der positiven Religion fähig wäre, gewiß auf keine Weise günstig seyn könnte.

Die Widerlegung eines Einwurfs, den man vielleicht gegen meine bisherige Behauptungen erheben könnte, wird hier nicht am unrechten Ort stehen, — eines Einwurfes, der eine desto sorgfältigere und genauere Prüfung verdient, je mehr er den Schein der Wahrheit an sich trägt.

Vielen meiner Leser, die mit dem Zustande unsrer heutigen spekulativen Philosophie bekannt sind, könnte es nemlich scheinen, als hätte ich ohne hinreichende Gründe die Nothwendigkeit einer merklichen, spekulativen Anlage und deren Ausbildung zur Erkenntniß und Gewißheit von den Wahrheiten des reinen

Natu-

Naturalismus vorausgesetzt. Das Verhältniß der Metaphysik zur Religion, können sie sagen, hat sich in unsern Zeiten wesentlich geändert. Man lernt es nach verschiedenen vergeblichen Versuchen nunmehr immer deutlicher einsehen, daß die Spekulation — daß jedes dogmatische System zum Behuf einer Demonstration für die Wahrheiten der Vernunftreligion nichts nütze, und daß dem zufolge der schlichte Menschenverstand ohne alle spekulative Anlage sich so gut, wie der spekulative Denker, von jenen Wahrheiten ohne Hülfe der Spekulation überzeugen könne und müsse.

Wenn aber auch die Metaphysik mit der Religion nicht so genau zusammenhängt, daß diese mit jener stehen oder fallen sollte; — wenn es auch nach dem Urtheil des tiefsinnigsten metaphysischen Denkers unsrer Zeit für das spekulative Interesse des Verstandes am zuträglichsten wäre, sich bey der Unzulänglichkeit aller metaphysischen Spekulationen aus dem Felde der objektiven Gründe zurück zu ziehen,

ziehen, und auf bloß subjektive Prinzipien, auf das bloße Bedürfniß oder Interesse der spekulativen Vernunft für die Erkenntniß und Gewißheit von den Hauptwahrheiten der Religion einzuschränken: so ist und bleibt dennoch immer die Spekulation zu einer gegründeten Ueberzeugung von den erhabensten Vernunftwahrheiten wenigstens in negativer und mittelbarer Absicht nöthig.

Nöthig nemlich, um die Nichtigkeit und Unzulänglichkeit aller systematischen Zweifel gegen die Wahrheiten der Vernunftreligion einzusehen, sie nach den Regeln der Kritik der Vernunft zu prüfen und zu widerlegen, und mit Hülfe derselben ein System durch das andere, den Atheismus durch den Deismus, und diesen durch jenen niederzuschlagen.

Der philosophische Denker kann im Gebiete der Vernunftwahrheiten nicht eher einen festen Standpunkt fassen, bis er sich durch alle die Labyrinthe des dogmatischen Skeptizismus und Atheismus glücklich hindurch gearbeitet

und,

und, mit Verwerfung alles Systematischen, vor den Angriffen des dogmatischen Skeptizismus so wohl, als des dreusten entscheidenden Unglaubens gleich sicher gestellt hat. Mit denselben Waffen der Spekulation, womit er von diesen Systemen angegriffen wird, muß er auch sie wiederum in ihre gehörigen Grenzen zurück schlagen. Er muß sich gegen seine Spekulationen noch feinerer zu seiner Vertheidigung bedienen. Seine Ueberzeugung von den allgemeinen Vernunftwahrheiten wird aber auch dann um so sicherer und ausdauernder, je deutlicher er sich der Gründe bewust ist, warum der menschliche Verstand keine andere Art und keinen höhern Grad der Gewißheit von diesen Wahrheiten erlangen könne.

Diese eklyptische Laufbahn, auf der man zum Ziele einer vollendeten Erkenntniß und Gewißheit von den Vernunftwahrheiten gelangt, scheint nun einmal das allgemeine Gesetz und Schicksal des menschlichen Verstandes zu seyn.

Es bleiben dem menschlichen Verstande nur zwey Wege übrig, auf denen er zu einer gegründeten und beruhigenden Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion gelangen kann.

Entweder: er muß sich auf dem Felde der Spekulation durch alle Dornen und Hekken metaphysischer Spitzfindigkeiten und Zweifel durcharbeiten, und sich damit eine lichtvolle Aussicht in's Gebiete der Wahrheit von dem Standpunkte aus öfnen, von welchem er ausgegangen war, und auf den er nur wiederum nach rastlosem Forschen nach reinern, bestimmtern und vollständigern Begriffen von der Wahrheit zurück kommt; — **Oder**, er muß sich innerhalb der Grenzen der Offenbarung halten, und dem Lichte nachgehen, das sie über die wesentlichen Wahrheiten der Vernunftreligion verbreitet. Er muß sich des Ansehens der positiven Religion als eines Mittels bedienen, mit welchem er die scheinbarsten Zweifel gewisser Spekulationen oder dogmatischer Systeme

gegen

gegen die allgemein anerkannten Wahrheiten der Religion zu entkräften im Stande ist. Jenen erstern Weg kann und muß nun der philosophische Wahrheitsforscher einschlagen, der das Interesse seiner spekulativen Vernunft nicht eher für befriediget halten darf, bis er die letzten, reinsten Quellen der menschlichen Erkenntniß entdeckt, daraus geschöpft, und seinen Durst nach möglichst vollständiger und gewisser Wahrheit gestillt hat. — Diesen letztern hingegen muß man allen denen empfehlen, die beym Mangel an erforderlicher Anlage zur Spekulation ohne Hülfe des Lichts der Offenbarung durch alle die Nebel des Irrthums, der Zweifelsucht und des Unglaubens nicht hindurch dringen könnten, womit so viele dogmatische Systeme die wesentlichen Wahrheiten der Vernunftreligion umhüllen und verdunkeln.

So kommen wir auch hier wiederum auf den Grundsatz von der Nothwendigkeit einer spekulativen Anlage zur beruhigenden und doch auf keiner Autorität gebauten Gewißheit in

der

der Religion zurück, den wir bey Untersuchung unsrer erstern Frage voraussetzten, da die Aussprüche des Gemeinsinnes für die Wahrheiten der Religion — so wahr, treffend und befriedigend sie auch immer scheinen mögen — auf jeden Fall, und vorzüglich bey dem gegenwärtigen Zustande unsrer spekulativen Philosophie, bey der Existenz so vieler ihnen gerade entgegen stehender, und noch dazu dogmatischer Aussprüche einer Berichtigung, oder wenigstens einer Unterstützung und Bestätigung bedürfen, die der metaphysische Denker in den feinsten Spekulationen; der unspekulative Kopf hingegen in dem Ansehen einer positiven Religion suchen muß.

Nun zu dem **zweyten noch wichtigern Punkt** meiner Untersuchung, zu der Frage nemlich: ob es sich von der Natur des reinen Naturalismus erwarten lasse, daß er auch als Volksreligion das Interesse des Willens jederzeit und vollkommen befriedigen werde?

Wir

Wir haben oben schon gesehen, daß die Religion auch ein praktisches Interesse für den Willen haben, und vermittelst desselben, ihrem wesentlichen Zweck zu folge, eine durchgängig verhältniß und zweckmäßige Harmonie unter allen Trieben und Neigungen des Willens hervorbringen müsse. Aus diesem Grunde haben sich stets die philosophischen Lehrer der Religion mit Auflösung der Aufgabe beschäftiget, wie man auf die beste und sicherste Art der Religion dieses praktische Willensinteresse verschaffen, und ihren Einfluß auf die Veredlung und Vervollkommnung des Willens verstärken und fortdauernd machen könne. Nun können wir dieses Interesse, das der Wille an den Wahrheiten der Religion nimmt, in einem doppelten Gesichtspunkte ansehen. Es bezieht sich nemlich auf den Einfluß, welchen sie von der einen Seite auf seine innere moralische Güte, und von der andern auf seine Zufriedenheit mit den Begebenheiten oder Erscheinungen in der Welt und den Veränderungen haben, welche

che dieſe in dem Syſtem ſeiner Triebe und Neigungen hervorbringen. — Auf dieſes zwiefache Intereſſe, dieſen doppelten Einfluß müſſen wir alſo hinſehen, wenn wir unterſuchen wollen: ob und in wie fern der reine Naturalismus jenem Intereſſe oder Bedürfniſſe ſelbſt ein Genüge leiſten könne.

Es gibt nach meinem Urtheil zwey Fälle, wo man von dem puren Naturalismus eine möglichſt vollkommne Erreichung jenes wichtigſten und weſentlichſten Zweckes der Religion mit Grunde ſich verſprechen darf.

Erſtlich, wenn dem Verſtande die Wahrheiten der natürlichen Religion mit aller möglichen Evidenz einleuchten; es ſey nun, daß dieſe Evidenz aus vermeintlicher Stärke der Spekulation, oder aus bloß ſubjektiven Prinzipien und Beweisgründen reſultire; ſo wird, ſo kann es nicht fehlen, ſie werden auch auf den Willen — wenn übrigens alles gleich iſt — ihre volle Wirkſamkeit äußern. Der Wille folgt, vermöge ſeines erſten, weſentlichſten Geſetzes, allemal dem

Ver-

Verstande. Er kann Nichts begehren, sich zu nichts entschließen, was ihm nicht dieser unter der Idee und Bedingung des Besten vorstellt.

Je deutlicher, je gewisser und bestimmter die Ideen des Verstandes von den Wahrheiten der Religion sind; um so sichrer, richtiger und bestimmter werden auch, ihnen gemäß, die Maximen und Entschließungen des Willens seyn. Wahre Aufklärung des Verstandes wird immer auch ächte Moralität des Willens zur Folge haben. Diese letztere ist das untrüglichste Kennzeichen, wodurch sich die wahre von der bloß scheinbaren oder After-Aufklärung wesentlich unterscheidet.

Noch mehr! — Die Wahrheiten der Vernunftreligion werden vermöge ihrer Natur und ihres wesentlichen Zweckes, und bey der so nothwendigen Abhängigkeit des Willens von dem Verstande nicht nur unmittelbar das Interesse des vernünftigen Willens befriedigen: sie werden auch selbst auf eine entferntere und mittelbare Weise zur Veredlung und Ausbildung des

Will-

lens beytragen. Je stärker und anziehender das Interesse für die Wahrheit dem denkenden Wahrheitsforscher ist: desto schwächer muß in demselben Grade nach den Gesetzen der menschlichen Seele das Interesse einer niedrigen selbstsüchtigen Sinnlichkeit in ihm werden. Je höher seine Evidenz von den Wahrheiten der Religion und mit ihr sein Interesse und Geschmack für dieselben steigt: desto mehr wird sich also auch seine ganze Willenskraft gleichsam auf diesen Einen Punkt, die Untersuchung und Anwendung der Wahrheit, hinneigen, um die reine geistige Wollust in dem Anschauen der erhabensten Wahrheiten, und ihrer gemeinnützigen Mittheilung desto ungestörter genießen zu können.

In diesem erstern Falle ist es klar: daß der spekulative Denker, wenn er sich einmal bis zu dieser vollen beruhigenden Evidenz von den Wahrheiten des reinen Naturalismus erhoben hat, auch dadurch allein das Interesse seines Willens befriedigen, und, wie in theoretischer so auch in praktischer Absicht, einer positiven

Reli-

Religion völlig entbehren könne. Er bedarf ihrer weder, um durch ihr charakteristisches Ansehen, noch durch die ihr eigenthümliche Versinnlichung der Religionswahrheiten die Maximen und Entschließungen seines Willens mit den Einsichten und Grundsätzen seines Verstandes zu einer noch größern und dauerhaftern Harmonie zu vereinbaren. Er kann ohne alle Hülfe der positiven Religion noch besser und sichrer diesen Zweck erreichen. Jene innere, über alle Zweifel erhabene Evidenz, die sein Verstand von den Wahrheiten der Vernunftreligion bereits erlangt hat, vertritt auch für seinen Willen die Stelle des Ansehens einer Offenbarung. So wenig der Verstand zu einer abgeleiteten, minder reinen Quelle der Religionswahrheiten zurückkehren und dabey stehen bleiben kann, wenn er bereits die ursprüngliche, reinere Quelle derselben entdeckt und daraus seine Ideen geschöpft hat: eben so wenig wird und kann der Wille von einer bloß äußern Evidenz in seinen Maximen und Entschließungen sich leiten und daran begnü-

gnügen lassen, wenn er unter Anleitung des spekulativen Verstandes bereits angeführt worden, einzig und allein der innern, von allem Ansehen unabhängigen Evidenz in Ansehung derselben Wahrheiten sich zu unterwerfen, und ihr entscheidendes Ansehen zur höchsten Regel bey seinen Entschließungen und Handlungen zu machen. Findet er nun in dieser letztern noch nicht die volle Befriedigung seines Interesses: so wird sie ihm jene erstere (die bloß äußere Evidenz) noch viel weniger gewähren können.

[Die Fortsetzung folgt.]

V. An

V.

An Onesikritus,
den Freund geheimer Weisheit.

(Aus den Episteln an Theologen.)

Ich bin kein Freund geheimer Weisheit, bin
Des Sonnenlichts und ofner Wahrheit Freund.
Und höre, was mit jedem Tage mich
Auf's neu' in meinem alten Glauben stärkt.
Wer in der Sonne wandelt, wird gefärbt;
Und, ohne daß er's sagt, du siehest ihm
Der Sonnenstralen eigne Wirkung an.
Wer Wissenschaft und Kunst, sey welch' es sey,
Weltweisheit, Rechtsgelehrsamkeit, Physik,
Dichtkunst, Beredsamkeit, mit Eifer trieb,
Wird nicht für Eine Wissenschaft nur klug,
Er thu' und rede, was er will, es nimmt
Von dem, was er gelernt hat, eignen Ton

Und Farben an; auch ohne daß er will.
Nun merke, was ich dachte. Hat ein Mensch
Viel hoh' und tiefe Weisheit eingeschaut,
Wie wir, wir Andern, arme Sterbliche,
Sie nicht erreichen können: sieh, der wird
Zwar nichts verrathen; denn ihn hält sein Schwur;
Doch, ohne daß er's will, wird überall
Das Licht, das seinen Geist erleuchtet hat,
Durchschimmern, all sein Thun und Handeln wird
Von sondrer Kraft und Weisheit zeugen, ihm
Selbst unbemerkt, weil er aus Quellen schöpft,
Die nicht für jeden Schöpfer offen sind.
So dacht' ich, Freund; und faßte Jeglichen,
Deß hohe Weisheit sie mir rühmten, scharf
In's Auge, war ihm Ohr. Allein, o Freund,
Daß ihre Weisheit unsre Wissenschaft
Mit hellerm Licht bestralte, fand ich nicht.
Wir lernten von einander, wie ein Mensch
Vom andern lernt; hier ihm, und dort schien mir
Ein heller Licht. — Drum weißt du, was seitdem
Ich vester glaub', und alle Tage vester? —
Daß alle Menschenweisheit menschlich ist,
Nicht mehr, nicht minder; menschlichem Verstand

Er-

Erforschbar; später sieht sie dieser nur,
Und jener früher! — Hätte Flavius
Auch des Kalenders tiefe Weisheit nicht
Den Layen Rom's verrathen: längst, o längst
Erfunden hätten wir ihn selber doch!
Denn Sonn' und Mond und Sterne stehen da,
Durchwandeln leuchtend ihre große Bahn,
Und bergen sich vor keinem Erdensohn,
Der Augen hat, und sehn und rechnen will!

Fischer.

VI.

Verdient der geistliche Stand mehrere Achtung, als ein Anderer?

(Beschluß der im Februar S. 172. abgebrochenen Abhandlung.)

So über Alles arrogant dieses Benehmen der beyden noch existirenden geistlichen Mächte der Erde immer seyn mag; so sind sie keine Ausnahmen von der Regel, sondern ein Beyspiel, wie alle Hierarchien seyn würden. Gerne wollte ich von dieser, dem geistlichen Stande nicht zu ehrenvollen, Behauptung Etwas nachlassen, wenn die Geschichte aller Zeiten auch nur ein einziges Exempel aufstellte, daß in geistlichen Staaten Mäßigung statt gefunden habe.

Nie-

Niemand wird wohl zweifeln, daß die jüdische Religion die wahre in jenen Zeiten gewesen sey, da man keine bessere hatte; und in diesem Staate, wo man die höchste Gottheit für den Regenten des Landes ausgab, fand die höchste Despotie und ein Einfluß statt, der, da er von der Geistlichkeit herkam, sich nicht anders, als mit dem gänzlichen Umsturz und Verderben des Staats selbst, in physischem und moralischem Sinne, endigen konnte.

Die Gewalt der Hohenpriester, die hinter dem unfehlbaren Orakel des **Urim** und **Thummim** eine unbegrenzte Gewalt ausübten, war durch Nichts eingeschränkt, und ihr Einfluß nach Einführung der königlichen Würde für den Staat unglücklich. Nichts charakterisirt den Unmuth des Hierarchen besser, als das Beyspiel des letzten geistlichen Regenten in Israel, der den Verlust seiner Gewalt damit auszeichnete, daß er ein Gebet zu Jehova that, daß Er durch ein Donner- und Hagelwetter die Erndte des Volkes zerschmet-

tern

tern sollte. Wir haben in der ganzen Geschichte aller weltlichen Staaten nichts Aehnliches, und Nichts, was erniedrigte knirschende Priesterwuth deutlicher in's Licht seßte.

Der Verfolg der Geschichte der jüdischen und israelitischen Könige zeugt von der Verderblichkeit des Einflusses der Geistlichkeit mehr, als überflüßig. Geistliche waren es, welche Empörer zu Königen salbten, und ihnen den Auftrag gaben, von dem königlichen Geschlechte nichts übrig zu lassen, das an die Wand p—ßt. Zwar thaten sie es unter dem Namen "Bevollmächtigter der Gottheit" ohne weitere Creditive, und mein weises Jahrhundert preißt jene Handlungen, wofür es diejenigen, die es jeßt versuchen wollten, mit Pferden zerreißen lassen würde.

Die Abscheulichkeiten unter den Aßmonäern, wo Priester des Herrn ihre Brüder ermordeten, wo Pharisäer und Geistliche, trotz den Jesuiten unserer Zeiten, das Innere der Staatsverwaltung leiteten; die

Wuth,

Wuth, womit, umlagert von den Schrecken eines römischen Kriegsheers, die Belagerten sich selbst verfolgten und erwürgten; die Zerstöhrung des ganzen Staats, wessen Werk war es anders, als der Geistlichen?

Freilich war der Geist der jüdischen Nation und folglich auch ihrer Priesterschaft nicht so sehr zur Tugend der Mäßigung und Güte gestimmt, als der Geist der christlichen Religion. Aber es wird uns wenig Mühe kosten, zu zeigen, daß im Schooße der Letztern durch die Geistlichkeit eben solche, wo nicht noch größere, Abscheulichkeiten ausgeheckt wurden, als durch Jene.

Nichts kommt den Schandthaten der orthodoxen Kirche gleich, womit sie von **Constantin** an die Philosophie und den prüfenden menschlichen Verstand verfolgte, und über den Trümmern gestürzter Kronen ihre blutige Trophäen aufrichtete. Die Kirchengeschichte ist größtentheils Nichts anders, als die skandalöse Chronik der Intoleranz der Geistlichen, der Wuth ihrer Verfolgungen, und der Größe ihrer Laster. Nur or-

thodoxe Geistlich- konnten den scheußlichen Grundsatz aus dem Eingeweide der Hölle heraufholen, "daß man Menschen, wegen Verschiedenheit ihrer Meinungen von jenen der Kirche, lebendig verbrennen müßte"; konnten die schrecklichsten Strafen auf die edelsten Handlungen der Tugend "durch Aufklärung die Menschen weise und glücklich zu machen" setzen; Handlungen, wofür der Heide eine Bürgerkrone auf das Haupt des Weisen gesetzt haben würde.

Vom Concil zu Nicäa an wirkte dieser Einfluß und dieser Grundsatz der Orthodoxen Nichts, als Verderben, Mord und Blutvergießen. Er untergrub die Pfeiler des griechischen Kaiserthums, verdarb den Geist des ganzen Christenthums, und Europens; und bemächtigte sich seiner Nationen dergestalt, daß fast ganze Völker nach Palästina wanderten, um "alle Ungläubige in Stücken zu zerhauen und auszurotten"

Millionen wurden erwürgt; mehrere Millionen, die der Einfluß der Geistlichkeit dem vä-

terlichen Heerde, der häuslichen Ruhe, dem bürgerlichen Fleiße, und den Armen weinender Familien entriß, fanden ihren unrühmlichen Tod. Europa stellte das Bild entvölkerter Staaten, verheerter Ländereyen, unfruchtbarer Wüsten und eines Bodens dar, den nur die Thränen verarmter Witwen und unglücklicher Waisen feuchteten; einen Staat, über den allgemeine Pestilenz wütete, und der Engel des Todes und des Verderbens die Schauer stiller Einöden verbreitete. Es war das erstemal, daß das ewige Verhängniß den Fürsten das schreckliche Beyspiel aufstellte, wie verderblich die Einflüsse einer Geistlichkeit seyn, die Gewalt über Herzen von Regenten und Staatsbürgern haben — wie verderblich der Grundsatz sey, daß man Menschen wegen ihres Glaubens verfolgen müsse.

So sehr hatte der Einfluß der Geistlichkeit — wahrlich nicht der Religion — allmählig den Nationalgeist der christlichen Völkerschaften verdorben, daß sie ruhig in ihren Staaten diesen Stand neben den Regenten herrschen ließen,

und

und ihm sklavischer gehorsamten, als ihren Fürsten. Diese Despoten, die keine Menschenpflichten, keine Tugend ehrten, bemächtigten sich in der allgemeinen Verwüstung des Eigenthums der Regenten und Privatmänner durch ihre Macht über die Gewissen. Sie erfanden Grundsätze, die die Unwissenden in Furcht setzten; nährten die Dummheit, um unter ihren Einflüssen Bißthümer, geistliche Staaten, reiche Abteyen und Klöster zu errichten, in denen sie sich allen Ausschweifungen und Lastern überlassen konnten. Bald hatten sie es so weit gebracht, daß Kayser, Könige und Fürsten den Mönchen schmeichelten, und das Sterben in ihren stinkenden Kutten für ein unfehlbares Mittel hielten, die Seligkeiten jener Welt zu ererben.

Ruhig sahen die Fürsten, und ohne Abscheu die Völker eine Versammlung von Geistlichen zu Basel einen Mann verbrennen, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als daß er lehrte, man müsse Jedermann das Abendmahl unter

ter beyden Gestalten geben. Ein Kayser durfte ohne zu erröthen sein Wort brechen, und mußte eine Sklav priesterlicher Gewalt werden.

Die Bannstralen der Geistlichen bewafneten nun die Bürger Eines Vaterlandes gegen sich selbst; schleppten Regenten auf die Gräber bestrafter geistlichen Missethäter, und ein Priester geißelte da den Beherrscher seiner Staaten.

Die erste Kirche war die Mutter der römischen, und letztere verläugnete bald die Grundsätze derselben. Die protestantische war eine Tochter der römischen, und nahm viel von ihren verderblichen Lehren mit. Der gute Luther hielt es für verdienstlich, gegen Türken und Juden zu predigen, und der Stifter der reformirten Parthey fand in Verbrennung eines Philosophen nichts Ungerechtes.

Die Plünderung von Amalfi wurde zum Mittel, die Rechtsgelehrsamkeit wieder herzustellen, da man das alte Gesetzbuch fand. Dieses

ses und die Weisheit der Gothen und Longobarden, vereint mit dem Uebermuth der orthodoxen Kirche, untergrub das canonische Recht, und lehrte die Fürsten jene Achtung einzuschränken, womit sie sich so lange der Geistlichkeit unterworfen hatten. Die protestantischen Fürsten lernten ihre Vortheile kennen, und beschnitten die Einkünfte der Geistlichen, um ihnen die Mittel zu Usurpationen zu benehmen, und den Verfolgungsgeist derselben in den engen Zirkel "bloßer Wünsche" einzuschränken, oder wenigstens ihre Wirkungen weniger verheerend zu machen. Seit der Zeit haußt der Geist der Intoleranz, und rumort bloß durch Chikane, wie die Streitigkeiten zwischen den geistlichen Männern von Hamburg, Worms, Frankfurt am Mayn u. s. w. bezeugen, und strebt nur wie eine gehinderte elastische Kraft, nach ihrer Erlösung, und um Verstand und Philosophie zu verfolgen, die Bessern ihres Standes um Brod und Ehre zu bringen, und gegen sie durch den langsamen Mord von Hunger,

Verachtung und Blöße dasjenige zu bewirken, was in der römischen Kirche das Werk einiger Minuten und eines brennenden Scheiterhaufens that.

In dieser Eingeschränktheit, in welcher vorzüglich die Herkulesarbeiten des Großen Friedrichs sie begrenzte, ist die verbissene stille Wuth, die originale Mimik, der schleichende Stolz, und das viele Auszeichnende zu suchen, wodurch so manche protestantische Päbste in partibus infidelium sich auszeichnen, so wie der Geist der Corporation, und die Meinung von der größern Würde des geistlichen Standes im Vorurtheil liegt, dem wegen Mangel gehöriger Aufklärung die Gesetze noch nicht stark genug entgegen wirken können.

Ich überlasse nun meinen Lesern, den Grad der Achtung zu bestimmen, die er für den geistlichen Stand haben will, und die Frage zu beantworten: ob er mehrere verdiene, als ein Anderer?

Fern aber sey es von mir, deßhalb der Ausnahmen dieses Standes, und seinen würdigen Männern auch nur das Geringste von der Achtung entziehen zu wollen, die sie verdienen. Sie selbst haben nie auf mehrere Achtung Ansprüche gemacht, als jedem vortreflichen Manne in jedem Stande zukommt; und es ist ein Unglück mehr, daß sie zu einem Stande gehören, der immer verderblicher für den Staat als nüzlich war, und es so lange bleiben wird, als der Geist der Corporation und Intoleranz, und Feindseligkeit gegen Aufklärung unter ihm herrschen wird.

Es ist aber auch gewiß ein Unglück, daß diese bekannten großen Männer Ausnahmen sind, weil sie eben dadurch von der Verdorbenheit und der Schädlichkeit der Regel selbst den bündigsten Beweis führen.

Ein Teller protestirt gegen den Namen Priester — der sonst kein Brandmal war —

Die

Die Zukunft muß es lehren, ob nicht in ihr ein Zeitpunkt kommen werde, wo gleich würdige Männer gegen den Namen "Geistliche" proteſtiren werden. Jeder tugendhafte Bürger iſt ein Lehrer des Volks durch Beyſpiel, jeder Weiſe durch Mittheilung ſeiner Einſichten. Nur als ſolche ſchätze ich jeden Mann hoch, der unter den Geiſtlichen ſich auszeichnet. Die Erfahrung hat es bewieſen, daß alle großen Männer dieſes Standes die Achtung des Staats nicht durch Anhänglichkeit an ihre Lehrbegriffe, ſondern durch die mehrere Vernunftmäßigkeit, und nützliche Anwendung ihrer Lehren auf die bürgerlichen Verhältniſſe erlangt haben. Sie beſitzen alſo die Achtung der Welt nicht als würdige Geiſtliche, ſondern als würdige Bürger eines Staats, deſſen Glück ſie durch Lehren der Weisheit und Aufklärung, ſo wie durch ein untadelhaftes Beyſpiel, zu befördern ſuchen. Nur dies iſt der Maaßſtab der Achtung — und der Weg der Ehre. Aber Jeder hat

auch

auch in seinem eignen Verhältnisse ein gleiches Recht dazu, da nur dies, nie aber der Name irgend eines Standes, dazu berechtigt.

R.

VII.

Briefe über Carlsruhe.

Erſter Brief.

Berlin, den 4ten Febr. 1789.

Freylich, lieber Freund, ſchloß ich vor ſechs Jahren meinen Brief, in welchem ich Dir die wenigen Bemerkungen auf meiner flüchtigen Reiſe nach Carlsruhe mittheilte, mit den Worten: "Und ſo kamen wir endlich nach Carls„ruhe. — Doch dieſe Stadt verdient eine ei„gene Abhandlung, die Du einmal inskünf„tige haben ſollſt." Daß ich mein Verſprechen nicht hielt; daran ſind ſo mancherley Umſtände Schuld. Und gewiß würde ich es auch jetzt nicht mehr gehalten haben, wenn Du mich vor zwey Jahren nicht wieder ſo ernſt-

lich daran erinnert hätteſt. Indeſſen thue ich es jetzt gern, weil ich mich nicht ohne das innigſte Vergnügen an einen Ort erinnern kann, wo ich der Freuden ſo viel genoß, und im Kreiſe von guten und edlen Menſchen, die ich dort kennen lernte, des Lebens und der Freundſchaft Werth ſo ganz ſchätzen lernte. Ueberdies treibt mich ein zweyter Sporn dazu an. Ich meine die vielen theils unrichtigen, theils mangelhaften Nachrichten, die man ſelbſt in den beſten und neueſten Reiſebeſchreibungen und Geographien von dieſer Stadt findet. In dieſer Hinſicht halte ich es nicht nur nicht für überflüßig, ſondern beynahe für meine Schuldigkeit, das Wenige, was ich ſelbſt während meines zweyjährigen Aufenthalts daſelbſt beobachtet habe, öffentlich bekannt zu machen, um, ſo viel als in meinen Kräften ſtehet, das Meinige dazu beyzutragen, daß dieſer liebenswürdige Ort mit ſeinen guten Einwohnern in ſeinem wahren Lichte erſcheine, und verhindert werde, daß nicht ein Geograph immer dem andern die falſchen

Nach-

Nachrichten nachschreibe, die sich nun einmal so allgemein eingeschlichen haben. Nur muß ich Dich bitten, Nichts Vollständiges oder systematisch Geordnetes von mir zu erwarten. Ich gebe Dir meine Bemerkungen, wie ich sie vor vier und fünf Jahren in verschiedenen Zeitpunkten und verschiedenen Lagen und Stimmungen des Geistes niederschrieb. Manche derselben treffen vielleicht jetzt nicht ganz mehr zu, da sich in diesem Zeitraume Mancherley verändert haben kann. So viel aber versichere ich Dich auf mein Gewissen, daß sie damals, als ich sie machte, alle mit der Wahrheit übereinstimmten. Einige neue, die ich nachher, wiewohl vom Lande entfernt, zu machen Gelegenheit gehabt habe, füge ich bey. Möchte ich doch dadurch einem badenschen Patrioten, der Sachkenntniß und Zeit dazu hat, die Veranlassung geben, uns einmal eine genaue authentische statistisch-topographische Beschreibung der sämmtlichen Länder des Hauses Baden zu liefern, welche ihrer musterhaften Administration, ih-

rer

rer vortreflichen Cultur, ihrer hier und da blühenden Industrie ungeachtet, in Absicht auf Geographie und Statistik, in so manchen wesentlichen Stücken noch unter die terras incognitas gehören. — Ich gebe Dir nun so viel, als ich habe.

Die Stadt hat, wie Du weißt, ihre Entstehung dem Markgrafen **Carl Wilhelm**, Großvater und Vorfahrer des jetztregierenden Herrn, zu verdanken. Die Veranlassung dazu soll, wie man mir erzählt hat, diese gewesen seyn. Der Markgraf belustigte sich einst im Hartwalde mit der Jagd: gerieth aber zu tief in's Gehölz hinein, und verirrte sich, nur von einem einzigen Bedienten begleitet. Seine Bemühungen, wieder auf den rechten Weg zu kommen, waren vergebens; die Nacht nahete heran; es ward dunkel, und er mußte sich kurz entschließen, diesmal mit einem Lager auf dem beraseten Boden des Waldes vorlieb zu nehmen. Seine Begleiter, die ihn die ganze Nacht umsonst gesucht hatten, fanden ihn end-

lich

lich am Morgen beym Erwachen von einem sanften und ruhigen Schlafe. Aus Dankbarkeit für diese gehabte Erquickung erklärte er, daß er diesen Platz inskünftige **Carls Ruhe** genannt wissen wollte, und beschloß zugleich, daß zum Andenken an diesen Vorfall daselbst ein Jagdschloß nebst einigen Häusern erbauet werden sollte.

Im J. 1715 den 17ten Junius ward der erste Grundstein dazu von dem Markgrafen in Gegenwart des ganzen Hofes gelegt. Bey dieser Gelegenheit stiftete er zugleich den **Ritterorden der Treue**, von welchem der regierende Fürst allezeit Ordensherr ist. Da verschiedene angesehene Familien sich ebenfalls hier anzubauen anfingen; so faßte der Markgraf den Entschluß, aus dem angefangenen Gebäude ein Residenzschloß zu machen, und eine neue Stadt daselbst anzulegen. Sogleich verfertigte er selbst die Risse und den Plan dazu, und der Bau ging nun außerordentlich schnell von Statten, indem er einem Jeden,

der

der sich hier anbauen wollte, dreyßigjährige Steuerfreyheit ertheilte, und überdem das dazu erfoderliche Holz unentgeltlich anwies.

Der Plan der neuen Stadt hätte in der That nicht eigensinniger erdacht werden können; indem die cirkelförmige Gestalt dazu ausersehen wurde. Das fürstliche Schloß, und zwar namentlich der achteckige Schloßthurm, wurde als Mittelpunkt angenommen, und um diesen herum von der einen Seite her die Stadt in Form eines halben Cirkels, oder — wie man gewöhnlich sagt — eines Sonnenfächers, angelegt. Zu dem Ende wurden nach den zwey und dreyßig Winden eben so viele Alleen als Radien des Cirkels durch den Wald gehauen, die sich alle auf den Schloßthurm, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, concentriren. Neun davon nahm man zur Stadt und zu den neun Hauptstraßen derselben. Die übrigen drey und zwanzig, die zum Theil mehrere Meilen lang sind, führen nach umliegende Flecken, Dörfer und Felder,

von

von denen sie die Namen führen; wiewohl sie nebst den neun Straßen bey Anlegung der Stadt zugleich den Namen eines Prinzen oder Herrn von Adel erhielten.

Vor dem Schlosse ist ein großer freyer sehr geräumiger Platz, den man als den Schloßhof ansehen kann, wenn er gleich durch keine Mauern oder Thore eingeschlossen ist. In einiger Entfernung sieht man die Hauptwache, zwey egale gut gebauete Häuschen von Einem Stockwerke, die gegen einander überstehen, und zwischen denen hindurch man auf einen andern großen regelmäßigen Platz gehet, der zu beyden Seiten mit ziemlich kolossalischen steinernen sehr gut gearbeiteten Bildsäulen aus der heidnischen Götter- und Fabellehre besetzt ist. Herr Gercken im 2ten Theile seiner Reisen durch Schwaben, Bayern u. s. w. S. 176. will auf diesem Platze eine Orangerie von 6000 Stämmen gesehen haben; und Normann schreibt ihm dieses in seinem historischen und geographischen Handbuche,

so

so wie seine übrigen Unrichtigkeiten, nach. Daß Orangerie hier steht, und daß sie schön ist, ist wahr; daß aber wenigstens in den Jahren 1783 und 1784 vielleicht keine 1000 Stämme hier standen, ist eben so wahr. In der Mitte des Platzes ist ein Bassin. Zu beyden Seiten daran liegt der sogenannte alte Schloßgarten. der aber jetzt fast aus weiter nichts, als unter der Scheere gehaltenen Hecken von Buxus, Buchen und Taxus besteht. Doch sind noch nach innen zu verschiedene in einiger Vertiefung angebrachte Beete, die besonders mit Tulipanen besetzt und von hohen lebendigen Zäunen eingeschlossen sind, so daß man sie nur von oben herab sehen kann. Auf der einen Seite befindet sich auch ein in einer ziemlichen Tiefe angelegter Weiher, auf welchem sich viele wilde Enten aufhalten, und zu deren in der Mitte befindlichem Futter- und Brütorte man durch eine Fallbrücke hinuntersteigen kann. Begrenzt wird dieser Garten rechts und links durch zwey Kastanienalleen, die sich in gerader Linie vom

Schlosse

Schlosse aus bis an die Stadt erstrecken, und aus vier Reihen Bäumen bestehen. Eingeschlossen endlich wird er zu beyden Seiten von fürstlichen Gebäuden; rechts nemlich von den Orangeriehäusern, und links von den Marställen und der Reitbahn; nicht aber, wie Gercken sagt, von Häusern für den Hofstaat, die Hofapotheke, den Hofbuchladen u. s. w.

Wo der Garten sich endigt, hebt die Stadt an. Ein wirklich schöner Anblick, wenn man vom Schlosse her kommt. Eine halbmondförmige lange Reihe fast ganz egal gebaueter Häuser von drey Stockwerken, die nur durch die neun nach dem Schloßthurme zu laufenden Straßen unterbrochen werden, stellt sich hier dem Auge dar. Am untersten Stockwerke sind geräumige Arkaden angebracht, die alle mit großen Quadersteinen gepflastert sind, und am Tage so wohl als am Abend zum Spatzierengehen dienen. Diese Reihe von Häusern wird der groſse Cirkel genannt. Ungefehr

gefehr hundert Schritte weiter in die Stadt hinein werden sämmtliche neun Straßen durch eine Querstraße durchschnitten, welche der kleine Cirkel heißt, ungeachtet derselbe wegen seiner weitern Entfernung vom Mittelpunkte größer als der erste ist. Endlich stoßen diese Straßen alle auf die eigentliche Hauptstraße der Stadt, die sogenaninte Lange oder Durlacherstraße, die sich vom Durlacher bis zum Mühlburger Thore in grader Linie erstreckt, und die gröste Breite der Stadt beschreibt. Sie ist etwa eine Viertelstunde lang und von einer ansehnlichen Breite.

Dicht an diese Straße von der andern Seite her schließt sich Klein-Carlsruhe oder — wie man es auch wohl noch nennt — das Dörfele, an. In den meisten Erdbeschreibungen, selbst auch in Normanns oben angeführtem Buche, wird dasselbe immer als ein besonderer, nahe bey Carlsruhe liegender, Ort angegeben. Allein dies ist ganz falsch; denn es macht einen wirklichen Theil der

Stadt

Stadt aus, ungeachtet es seinen eignen Magistrat besitzt, dessen Chef ein Bürgermeister, und zwar ein ehrbarer Handwerksmann, ist. Weil dieser Theil ehedem nur aus schlechten Hütten bestand, und bloß von Leuten aus der untersten Volksklasse bewohnt wurde, erhielt er wahrscheinlich die Benennung Dörfele. Jetzt aber sind in verschiedenen Gegenden nicht nur gute moderne steinerne Häuser erbauet und von Vornehmen bewohnet; sondern es ist auch die nach dem Rieppurer Thor zu führende Straße seit kurzem so sehr verschönert worden, daß sie jetzt unstreitig die schönste in der ganzen Stadt ist, und die Einwohner dieses Quartiers jene Benennung als einen Schimpfnamen ansehen, und ihn nicht mehr gelten lassen wollen.

Ueberhaupt hat man schon seit mehrern Jahren einen Plan zur Vergrößerung und Verschönerung der Stadt gemacht, welcher hauptsächlich darin besteht, daß man die ohnehin baufällige lutherische Stadtkirche, die am

Ende

Ende der mittelsten Straße steht, abbrechen, und von dieser Stelle weg eine neue ansehnliche Straße nach dem Felde zu hinausführen will, an deren Ende alsdann die Kirche ihren Platz erhalten soll. Schon zu meiner Zeit ward die Stadt um ein Beträchtliches erweitert, indem das Mühlburger Thor hinausgerückt, und also alle außerhalb demselben stehenden Häuser zur Stadt gezogen wurden. Einer Nachricht im politischen Journale vom Jahre 1786. S. 1134. zufolge, hat der Markgraf nunmehr jährlich 40,000 Gulden zur Verschönerung der Stadt ausgesetzt, womit wirklich schon Etwas ausgerichtet werden kann.

Die Stadt ist übrigens grösstentheils von einer Mauer umgeben, ausgenommen auf der Seite nach dem Schlosse zu, wo man indessen die Gartenmauer als die Stadtmauer betrachten kann. Sie hat vier Thore, nemlich

lich das Durlacher, das Mühlburger, das Linckenheimer und Rieppurer, und außerdem noch eine kleine Pforte. — So viel für heut. Lebe wohl!

Zweyter Brief.

Ich habe mich zwar bemühet, Dir die Anlage von Carlsruhe so anschaulich als möglich zu machen; allein ohne einen aufgenommenen Plan bey der Hand zu haben, wird dein Begrif davon doch nicht ganz klar seyn. Ich will Dir also hier einige vorschlagen, aus denen Du wählen kannst. In dem Homannischen Atlasse findet sich erstlich eine Charte von Carlsruhe und der umliegenden Gegend in drey Blättern unter dem Titel: Nouveau plan de Carolsruhe etc. gezeichnet von Joh. Jac.

Jac. Baumeister. 1757. Ein schlecht gestochener und schlecht illuminirter, auch nicht mehr ganz richtiger, Grundriß auf einem Blatte in gewöhnlichem Landcharten-Formate: erschien im Seutterschen oder Lotterschen Verlage in Augsburg unter dem Titel: Accurater Prospekt der hochfürstl. markgraf. Baaden-Durlachischen neu erbauten bewunderungswürdigen Residenzstadt Carlsruhe, ohne Jahrzahl. Ein anderer, dem vorigen in Absicht auf Nettigkeit des Stichs und Genauigkeit des Risses vorzuziehender, wiewohl älterer, Plan in Quer-Quartformate führt den Titel: Prospekt der Fürstl. Markgraf. Baaden Durchlach neu erbauten Residenz Stadt Carolsruhe. Noch ein kleinerer, ganz en Miniature, ist beym Hofbuchhändler Macklot in Carlsruhe zu haben. Der beste und genaueste aber ist der, welchen der dortige Organist und Schullehrer, Hr. Fischer, selbst aufgenommen und im J. 1783 im Landchartenformate in Kupfer hat stechen lassen. Er kostet 1 Guld. Reichsgeld.

In den meisten Erdbeschreibungen wird Carlsruhe als eine schöne Stadt aufgeführt. Wenn man sich aber bey einer schönen Stadt zugleich schöne nach den Regeln der edlern Baukunst erbauete Häuser denkt; so kömmt der Stadt wohl dieses Beywort nicht zu. Da es bey Erbauung derselben hauptsächlich darauf ankam, daß sie geschwind zu Stande käme; so wurden die Häuser alle nur von Holz und gröstentheils nur von einem Stockwerke, mit Mansarden, aufgeführt. Es sind zwar in den neuern Zeiten viele ganz artige Gebäude von Steinen erbauet worden; allein bey weitem noch nicht so viele, als zur wirklichen Schönheit der Stadt erfoderlich seyn würden; denn alle Symmetrie in den Straßen wird durch die große Anzahl der noch bestehenden Mansarden-Häuschen aufgehoben, die mehr der Hütte eines Landmannes, als der Wohnung eines Gewerbe treibenden Städters, gleichen.

Noch ein Uebelstand entsteht aus dem schon oben eigensinnig genannten Plane der Stadt.

Da

Da die neun Straßen nemlich alle auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zulaufen; so mußten sie natürlich zum Theil in schiefer Richtung angelegt werden, wenn sie sich gleich nicht, wie Hr. Gercken behauptet, gegen das Schloß zuspitzen; denn beyde Reihen von Häusern laufen völlig parallel mit einander; und dieses vermeintliche Zuspitzen war also lediglich ein optischer Betrug. Eine Folge von diesen schief angelegten Straßen war dann wieder natürlich diese, daß das Innere der Häuser, vorzüglich der Eckhäuser, sehr darunter litt, indem manche Stuben in denselben dadurch die Gestalt vielseitiger Cörper bekommen mußten. Die Straßen sind von hinlänglicher Breite, und seit etwa zwölf Jahren durchgängig sehr gut gepflastert, wiewohl Hr. Gercken versichert, daß dieses nur an den Seiten statt finde.

Anfänglich wurde das fürstliche Schloß eben so, wie die übrigen Gebäude, bloß von Holz aufgeführt. Ich muß Dir bey dieser Gelegenheit eine Anekdote erzählen, die zwar nicht

unbe-

unbekannt ist, aber immer mehr ausgebreitet zu werden verdient. "Vor etwa vierzig Jahren kam der bekannte Freyherr von Pöllnitz auf seinen Reisen auch nach Carlsruhe, und äußerte seine Verwunderung gegen den Markgrafen darüber, daß das Schloß und die Häuser des großen Cirkels nur von Holz, und wenigstens nicht von gebackenen Steinen, aufgebauet wären. Der weise Markgraf erwiederte ihm darauf: Er habe sich hier bloß einen Aufenthalt bauen, ohne seinen Unterthanen dabey überlästig zu fallen, und dessen auch sogleich genießen wollen. Hätte er es von Steinen aufführen lassen; so würde er dieses nicht ohne eine außerordentliche Schatzung seiner Unterthanen haben thun können, und hätte vielleicht, da mehr Zeit dazu erfoderlich gewesen wäre, nicht einmal die Vollendung seines Werkes erlebt. Ueberdem sey sein Land schon so oft der Schauplatz des Krieges gewesen, und er sey nicht im Stande, den Ort gegen den Ueberfall der Feinde gehörig zu befestigen. Es sey daher gar nicht vernünftig, viel

Geld auf einen Ort zu verwenden, den er leicht im Kriege wieder eben so abbrennen sehen könnte, wie ehedem andere Lustschlösser in seinem Lande. Da er überdies nicht der reichste Herr sey; habe er sich bloß ein Haus nach seinen Umständen erbauet, und er wolle lieber, daß man von ihm sage, er wohne übel, und habe keine Schulden, als er habe ein kostbares Schloß und stecke in großen Schulden.„ In den ersten Regierungsjahren des jetzigen Markgrafen glaubte man indessen, ohne Bedrückung der Unterthanen ein besseres und bequemeres Gebäude für die fürstliche Familie errichten zu können; und so ward dasselbe ganz massiv aufgeführt und ansehnlich erweitert. Hr. Gercken, der es noch für ein hölzernes Haus ausgiebt, hätte dieses theils aus mehrern glaubwürdigen gedruckten Nachrichten wissen, theils von dem ersten dem besten Einwohner erfahren, theils auch aus der genauern Betrachtung des Schlosses selbst abnehmen können. Es präsentirt sich von außen, besonders in einiger Entfernung, sehr schön, und

würde

würde noch ungleich mehr Wirkung thun, wenn der Platz, worauf es steht, etwas erhöhet wäre. Es herrscht sehr viel Geschmack in der Anlage und Ausführung; Schade nur, daß der Baumeister nicht mehr auf die innere Einrichtung gesehen hat, indem darin so viele Winkel und finstre Gänge befindlich sind, daß Jemand, der nicht recht bekannt darin ist, wie in einem Labyrinthe herumirrt. Es hängt auf der einen Seite durch eine Gallerie mit einem Nebengebäude zusammen, in welchem unten die Hofapotheke, oben aber die fürstliche Bibliothek ist. Eine Beschreibung der schön und geschmackvoll ausgezierten Zimmer wirst Du wohl nicht von mir erwarten; was aber in dem einen und dem andern derselben Merkwürdiges zu sehen ist; sollst Du in der Folge erfahren.

Doch muß ich hier noch des Schloßthurmes, den ich schon oben als das Centrum der Stadt angeführt habe, besonders erwähnen, weil man auf demselben der schönsten Aussicht genießt, die nur irgendwo zu finden ist; indem

man von demſelben nicht nur in die neun Straßen der Stadt, ſondern auch in die daran liegenden Schloßgärten und die drey und zwanzig Alleen des Hartwaldes ſieht. Inwendig finden ſich noch jetzt vier und zwanzig leere Stübchen oder kleine Zellen, die von eben ſo viel jungen Mädchen bewohnt wurden, welche der vorige Markgraf unterhielt. Sie waren alle egal gekleidet, und ihre Beſtimmung war, die prächtigen und koſtbaren Tulipanen des fürſtlichen Gartens ſauber zu mahlen *), und dann täglich einige Parthien Tarok zu ſpielen, womit für eins derſelben ein Gewinſt von einer ganz eignen Art verknüpft war, welchen auch Schubart in Stuttgard ehedem in ſeiner Deutſchen Chronik weitläuftiger beſchrieben hat.

*) Man findet ihre wirklich ſchönen Arbeiten noch auf der markgräfl. Bibliothek in vielen großen und ſehr dicken Folianten.

Dritter Brief.

Daß die Lage von Carlsruhe angenehm seyn müsse, wirst Du schon aus dem, was ich Dir in den vorigen Briefen gesagt habe, schließen können. Dir dieses noch näher zu beweisen, soll der Gegenstand des Gegenwärtigen seyn. Das Angenehme liegt theils in der Natur, theils in der künstlichen Anlage. Du magst Deine Schritte auf eine Seite hinrichten, wohin Du willst; so wird Dein Auge und Dein Geist befriedigt, und nie fiel mir der Ausspruch des großen Addison: Thou canst not go, where the universal love smiles not around, so oft und so lebhaft ein, als hier. Beynahe auf allen Seiten ist die Stadt von dem Hartwalde eingeschlossen. Zu jeder Stunde des Tages, auch im brennendsten Sommer, bieten Dir hier die hochwipflichten Eichen und Buchen und schlanken Tannen und Fichten Schatten und Erquickung dar; denn nicht leicht

vermag ein Strahl der Sonne durch ihre dickbelaubten Aeste hindurchzudringen. Allerhand Anlagen, als Pflanzschulen für jungen Anwuchs, Kirschgärten u. dgl. unterbrechen zuweilen die stille Einförmigkeit des Waldes, und bewahren Dich so gegen die Gleichgültigkeit und den Ueberdruß, der aus der fortgesetzten Betrachtung eines und ebendesselben Gegenstandes am Ende nothwendig entstehen muß. Nur hier und da liegen offene mit Getraide und Gartengewächsen verschiedener Art bepflanzte Felder, die von der Fruchtbarkeit des Bodens und der Betriebsamkeit der Einwohner zeugen. Was Carlsruhe noch zur vollkommen reizenden Lage fehlt, sind Berge und Gewässer; denn der ganze Hartwald, wenigstens in der Nähe herum, ist eben, und auch nicht einmal ein kleiner Bach bewässert die Stadt. Man hat zwar vor ungefehr acht oder zehen Jahren einen Kanal, der Landgraben genannt, von Durlach aus der Pfinz hieher ziehen lassen; da er aber nicht tief genug ist, und auch keinen gehörigen Abfluß des Was-

sers

sers hat; so gewährt er wenigen Vortheil, und wegen seines trüben Wassers noch weniger Annehmlichkeit.

Was nun die künstliche Anlage betrift; so giebt dieselbe in der That der natürlichen Nichts nach. Dahin gehört vor allen andern der neue fürstliche, oder hinter dem Schlosse befindliche, Garten, welcher die bey weitem größere Hälfte des Cirkels ausmacht. Kann man ihn gleich nicht dem Wörlizer zur Seite stellen; so herrscht doch gewiß in der Anlage desselben viel Geschmack, und er gehört ohne alle Widerrede zu den reizendsten und angenehmsten dieser Art in Deutschland. Der französische Geschmack, der in den vorigen Zeiten, besonders beym vorigen Markgrafen, der herrschende war, ist zwar noch nicht ganz daraus verbannt; — denn man findet noch viele hohe und niedrige geschnittene Heckenwände und andere Schnörkeleyen darin. — Allein der englische erhält doch allmählig das Uebergewicht, da der Markgraf selbst au-

ßerordentlich für die Engländer eingenommen ist. Ueberhaupt ist der Garten nichts weniger als einförmig; sondern überall trift man Abwechselung an. Beym Haupteingange, der zu jeder Stunde des Tages und der Nacht offen steht, indem nicht einmal eine Thür daran befindlich ist, tritt man zuerst auf einen geräumigen freyen Platz zwischen den niedlichst angelegten mannichfaltigsten Blumenbeeten, Rosenhecken und Rosenkörben; darauf bieten sich ringsumher drey und zwanzig lange Alleen, von hohen Heckenwänden eingeschlossen, zum Theil auch mit hochwipflichten Linden und düftenden Orangebäumen besetzt, und sämmtlich auf den Schloßthurm stoßend, dem Auge dar, wovon besonders eine ihrer melancholischen Stille und Düsterkeit wegen der Philosophengang heißt. Auf einmal befindet man sich in einem natürlichen Walde von hohen Eichen und Buchen; dann wieder in einem englischen Park mit einem künstlich aufgeführten Hügel, auf welchem ein hoher breitwipflichter Platanus seine großblätterigten Aeste

ausbreitet, um dem Ruhe ſuchenden auf einem ſeinen Stamm rings umgebenden hölzernen Kanapee Kühlung und Schatten zu reichen. Kaum hat man dieſen Park verlaſſen; ſo iſt man ſchon wieder in eine chineſiſche Gegend verſetzt, indem man vermittelſt rauher Felſenſtufen auf eine mäßige Anhöhe hinanſteigt, worauf ein nicht prächtiges, aber niedliches und geſchmackvoll ausmeublirtes, chineſiſches Sommerhäuschen ſteht, von wo man durch eine andere ſchmale und gewundene Felſentreppe in ein künſtlich angelegtes, von Anhöhen eingeſchloſſenes, Thal herabſteigt, das mit Bäumen, Gewächſen und Blumen America's und Indiens bepflanzt iſt, und wo man unter zahmen Störchen, türkiſchen Gänſen und Enten und andern Thieren friedlich umherwandelt, und ſich in dem Zaubergartrn irgend einer wohlthätigen Fee zu ſeyn dünkt. Die Anmuth und Täuſchung zu vollenden, finden ſich unter dem Hügel, auf welchem das Sommerhaus ſteht, zu beyden Seiten zwey durch bloß auf

einander gelegte fürchterliche Felsenstücken gebildete, mit Moos austapezierte und mit Bänken versehene, Grotten, in welchen tiefe Stille und schauerliche Oede herrscht. An diese, mein Bester, kann ich nicht ohne die lebhaftesten Regungen der Freude, der Dankbarkeit und der Wehmuth denken! Oft waren sie mein Zufluchtsort, wenn ich des lermenden Geräusches der Stadt um mich her überdrüßig, mich nach Genuß der Natur und der Einsamkeit sehnte. Oft saß ich hier in Frühstunden in stille Betrachtungen vertieft, oder mit meinem Tasso, Machiavel, Pope, Wieland und Andern meiner Lieblinge, und vergaß darüber alles Elendes außer mir, und dünkte mich glücklicher in dieser gekünstelten Felsenkluft, als alle Großen der Erde, und dankte innigst dem guten Fürsten, daß er seine Unterthanen so uneingeschränkt Theil nehmen ließ an dem, was er zu seinem Vergnügen schaffen ließ.

Der ganze Garten ist mit den mannichfaltigsten Bäumen und Stauden der fremden

Erd-

Erdtheile angefüllt, welche dem Auge die möglichste Abwechselung verschaffen. Ehedem war die Anzahl derselben noch weit beträchtlicher, wie man aus dem 138 Octav-Seiten starken und eng gedruckten Indice Plantarum horti carolsruhani tripartito, den der ehemalige markgräfl. Garten-Ingenieur **August Wilhelm Sievert** ohne Jahrzahl und Druckort herausgegeben hat, ersehen kann, und in welchem 1733 verschiedene Species befindlich sind. Diese ausländischen Gewächse dienen aber dem Garten nicht bloß zur Zierde; sondern man sucht auch durch Anlegung von Pflanzschulen Nutzen aus dem Verkaufe derselben zu ziehen. Der jetzige Hofgärtner **Miller**, ein geschickter Botaniker, hat ein Verzeichniß davon auf einem Bogen drucken lassen, in welchem sämmtliche zu diesem Endzwecke gezogenen Pflanzen nach Linneischen Namen aufgeführt und die Verkaufspreise zugleich beygefügt sind. In einem Theile des Gartens findet man die schönsten Baumschulen der besten Sorten des hol-

ländi-

ländischen, englischen und franzöſischen Obſtes — auch zum Beſten der Unterthanen, die ihre inländischen Arten veredlen wollen — Außerdem noch zieht man vorzüglich in dieſem Reviere eine anſehnliche Menge von allerhand Franzobſt, Pfirſichen, Aprikoſen u. dgl. an niedrigen Eſpaliers, die kaum zwey Fuß hoch ſind, daher die Früchte hier durch das Rückprellen der Sonnenſtrahlen deſto mehr durchkocht, und alſo wohlſchmeckender werden können. Mit dem Obſtgarten iſt auch der Bau des Gemüſes verbunden, wovon ſehr Vieles gewonnen wird. Auf Treibhäuſer und Miſtbeete wird verhältnißmäßig nicht viel verwendet, indem von der Tafel des Markgrafen koſtbare und theure Speiſen ſo viel als möglich verbannt ſind. Jedoch werden Ananas gezogen, die aber dort bey weitem nicht ſo koſtbar zu erzielen ſind, als bey uns. Sie ſtehen den ganzen Sommer über in bloßen Häuſern von Glasfenſtern, und die Sonne thut nunmehr das, was bey uns das Feuer bewerkſtelligen muß. *)

*) Bey einem Privatmann ſahe ich dieſes herrliche Gewächs den Winter über noch ſimpler behandeln. Im

Auf theure und seltene Blumen wird jetzt nicht mehr wie unter der vorigen Regierung gesehen, wo oft eine einzige Tulipanen- oder Hyacinthenzwiebel an die Blumenhändler mit mehrern tausend Gulden bezahlt wurde; jedoch gebricht es auch dem Garten an diesen Zierrathen nicht ganz. Steinerne Statüen findet man gar nicht darin, und vermißt sie wahrlich auch nicht.

Mit einem Worte, lieber Freund, Du siehest hier überall das Angenehme mit dem Nützlichen, die Kunst mit der Natur, das Kostbare mit dem Wohlfeilen vereint.

Hinten wird der Garten durch eine halbzirkelförmige von innen niedrige, von außen aber ziemlich hohe, Mauer begrenzt, die zugleich statt einer

Herbste nemlich werden die Pflanzen aus der Erde genommen, die Wurzeln ringsum abgeschnitten, und so in einem trocknen, der Kälte nicht ausgesetzten, Zimmer ganz bloß aufgehängt, und erst im Frühjahre wieder in die Erde gesetzt, wo sie bald wieder Wurzeln schlagen und in die Höhe schießen; oder man läßt sie unbegossen in den Töpfen in einer eingeheitzten Stube den Winter über stehen. Freylich erndtet man die Früchte etwas später ein; allein man sparet auch dabey die grossen Kosten. Indessen glaube ich nicht, daß man in dem fürstlichen Garten auch auf diese Art mit ihnen verfährt.

einer langen Ruhebank dienen kann. An dieselbe stößt nun unmittelbar der Hartwald mit sei- 23 Alleen, welche eigentlich bloß Fortsetzungen der im Garten selbst befindlichen Alleen sind. Außer denselben giebt es tiefer im Walde hinein noch verschiedene geräumige fast runde Plätze, wovon der eine besonders zum Exercierplatze für das Militair gebraucht wird.

Dicht an den Garten schließt sich auf der einen Seite der von einer hohen Mauer umgebene große Fasahnengarten an, welchem zwar weniger Kunst, aber desto mehr schöne Natur herrscht. Es ist ein Theil des Waldes mit einer außerordentlichen Menge hoher Eichen, Tannen, Fichten, Buchen und Birken und vieler niedrigen Sträucher und Dickicht versehen, durch welche eine große Anzahl der reizendsten Alleen durchgehauen sind. Ich bin zweifelhaft, ob ich ihm oder dem Schloßgarten in Absicht auf das Angenehme des Aufenthalts den Vorzug einräumen soll. So viel ist sicher, daß unter allen Anlagen dieser Art, die ich noch bis jetzt

gese-

gesehen habe, dieses die einzige ist, die ich mi unserm Thiergarten in Vergleich stellen mögte. Es wird jährlich eine beträchtliche Anzahl junger Fasahnen darin durch welsche Hühner ausgebrütet und gezogen, und in einem ziemlich geräumigen mit Drathgitter eingezäunten Platze werden auch die glänzenden asiatischen Gold- und Silberfasahnen unterhalten. Ungefehr in der Mitte des Gartens steht ein ansehnliches sehr angenehm gelegenes Haus, welches die Wohnung des Fasahnenmeisters ist. In dem letzten Sommer (1784.) da ich mich daselbst aufhielt, fing man an, in einem Theile eine künstliche Anlage zum Vergnügen der fürstlichen Familie zu machen. Man umschloß einen beträchtlichen Platz mit einer Stacketwand, bauete einige kleine ganz sonderbar angelegte, und noch sonderbarer von innen und außen bemahlte Häuschen darin, grub in der Mitte einen Weiher aus u. d. gl. mehr und wollte nachher verschiedenes Rothwild hineinlassen. Wie dieses nachher ausgefallen sey, kann ich nicht sagen.

In vielen Erdbeschreibungen, wie z. B. auch in unseres verehrungswürdigen Hrn. OCR. Büsching unübertroffenen Werke, werden überhaupt die Carlsruher Gärten sehr gerühmt. Allein die außerhalb der Stadt liegenden zum Theil ziemlich großen Gärten der Privatleute — denn die in der Stadt sind ganz unbeträchtlich — sind bloße Baum- und Gemüß- oder wohl gar Grasgärten, so daß sie wohl auf den Namen von schönen Gärten keinen Anspruch machen können. Weinberge und Weingärten — diese Zierde der Landschaften — fehlen hier gänzlich. Da aber Durlach und seine umliegende Gegend damit reichlich versehen und nur eine Stunde von hier entfernt ist; so fühlt man zur Herbstzeit auch diesen Mangel nicht. Bey dieser Gelegenheit kann ich der herrlichen Allee nicht unerwähnt lassen, die man vor ungefehr 16 Jahren von Calsruhe nach Durlach in schnurgerader Richtung angelegt hat, so daß man aus dem Thore der einen Stadt in das Thor der andern sehen kann. Sie besteht aus hohen pyramidalförmigen bis auf den Boden dick belaubten italienischen Pappelbäumen. — So viel von der Lage der Stadt, die wie du nun wohl mit mir einig seyn wirst, bey einem gesunden und sehr gemäßigten Klima gewiß ein sehr angenehmer Aufenthalt ist. Lebe wohl!

[Die Fortsetzung folgt.]

Berlinisches Journal
für
Aufklärung.

Herausgegeben
von
G. N. Fischer und A. Riem.

Dritten Bandes erstes Stück.

April. 1789.

I.

Zwey lyrische Gedichte *)

1.

Dem Könige Friedrich

1785.

(Auch noch vor Bekanntwerdung des teutschen Fürstenbundes)

Fürchtet, fürchtet sie nicht, sie werden nicht
wiederkehren
Jene Zeiten der Knechtschaft, jene verworfenen
Jahre,

*) Dem Enthusiasmus für eine böse Sache muß man

Da die Tyrannin Rom Europens Völker beherrschte,
Da sie des vormals so freyen, so kühnen Germaniens Völker
— Nicht mit der Klugheit edler Gesetze, nicht mit dem Schwerdte
Tapferer Heere, — o Nein! verächtlich mit drohender Ruthe
Zittern

nicht immer, nur gelassen, kalter Philosophie; . . . zuweilen auch Enthusiasmus entgegen setzen.

Freylich ist hier das Gegengift selbst Gift, und das Sprüchlein: ne quid nimis! (welches, ein wenig lyrischer ausgedrückt, und in einer besondern Rücksicht genommen, ohngefehr: Preßfreyheit übersetzt werden könnte) muß allerdings nicht vergessen werden.

Indeß, jenes Uebel (Enthusiasmus, leidenschaftliches Interesse für eine böse Sache) sitzt in der Phantasie und im Herzen, auf diese würke man, um schnell zu würken, zuerst auch durch Phantasie- und Empfindung. Dann aber vollende kalte Philosophie langsam die Cur, und sichre die Dauer der Gesundheit.

In jedem andern Falle ist es sehr wahr: daß eine gute Sache eben so wenig durch lyrische Deklamationen, als durch Stockschläge vertheidigt werden müsse.

Muioch.

Zittern machte. Die Zeiten, da nur gemiethete Kronen
Unsere Könige trugen, und statt des friedlichen Scepters,
Blutige Geissеln, ach, zu welchen sie selber als Knechte
Nur gedungen waren! — o jene schröcklichen Zeiten,
Da der tyrannische Glaube, von seiner Hölle, von seinen
Unsichtbaren Furien, und von den Fackeln und Dolchen
Seiner Priester begleitet, — dem edlen Gefühle der Menschheit
Und der frey gebornen Vernunft gewaltsamen Tod, — und
Stürbe sie nicht — ein ewig Gefängniß drohte. Da Wahrheit
Gegen Wahrheit und Tugend sich gegen Tugend, Gewissen
Gegen Gewissen empörte; da ach, im geängsteten Menschen
Gott nun gegen sich selber aufstand! — Da des erlösten

Christenvolkes Chöre, die festlichen Hymnen des
Höchsten
Sich mit dem lauten Winseln Gemarterter, und
mit dem Aechzen
Langsam Sterbender mischten; der Altar Chri-
stus vom Blute
Hingerichteter Unschuld dampfte! —
Nein, Ihr befreyten
Völker Germaniens, — jetzt in allen Künsten
des Friedens
Beyspiel den Völkern Europas, und an Helden-
tugend
Ihre Bewundrung und Furcht! — o Nimmer
kehren sie wieder
Jene Zeiten der Knechtschaft, jene verworfenen
Jahre;
Nimmer, o Friederich, Du des Menschen-
rechtes Vertheidiger,
Schützer der Seelenfreyheit, Du Selbstregierer
und Vater
Meines beglückten Prutenieus, — Nimmer dul-
den die Völker,
Welche Dich herrschen sahn, den Scepter scla-
vischer Kön'ge,

Und

Und Dein Name wird bleiben die Furcht und Liebe der Nachwelt.
Nein, Dich können sie nicht in Dein Jahrhundert begraben!
Deine Sonne wird leuchten, so lange die Sonne des Himmels
Ihre Tage bescheint. Du wirst noch, ehe Dein Schicksal
Dich zu Deinen Vätern versammelt, alle die Hölen
Und Eiswälder zerstören, wohin der kriechende Schatten
Giftiger Nebel und zitternder Frost heimtükisch sich bargen,
Als auf Luthers Morgen Dein leuchtender, wärmender Tag kam!
Ha verkriechet euch nur im Dickigt nördischer Wälder,
Ihr mit dem heiligen Kreuz' an der Stirn', und den blutigen Händen
Unter den schwarzen Talar! O, grabt euch tief in die Felsen,
Schreibt an die Pforten der Hölle (den frommen Wandrer zu fahen):
„Hier

„Hier die Wunder des Herrn!„ — O,
brütet Rath mit einander:
Wie ihr die Sonne vom Himmel herunter zu
zaubern vermöget,
Oder zu vergiften mit Blumen und Kräutern
die Erde;
Bis Peſtwolken ſich ſammeln, und alle Thäler
bedecken!
Auf und ſpitzet den Dolch und ſchleifet das Meſ-
ſer und ſchleichet
Zu den Straßen hinab! — — Er aber wird un-
ter euch fallen,
Wie des Allmächtigen Blitz, und wird den Wil-
len verderben,
Ehe die That beginnt! — O, laß Dich der
Nachwelt erbarmen,
König! Gilt es denn Blut; ſo gelt es die See-
len der Mörder!
Kaufe das Leben mit Blut! Erhebe die ſchröck-
liche Schärfe,
Sie, an der vier Drachen zu Tode bluteten:
drohn
Allen Kronen Tuiſtos, die jene Hölen zu Tem-
peln,

Jene Nachtgefährten dem Volke zu Richtern ernennen:
Daß Du den seligen Frieden, der nur im Sonnenschein' bauet;
Jede gesellige Tugend, und o, die Freyheit des Geistes,
Der, sich selbst ein Gott, die Richter des Glaubens verachtet,
Selbst sich richtet und straft und warnet und bessert; — und Alles,
Was Dein segnender Tag uns schenkte, der ewigen Nachwelt
Ewig sicherst, o König! — daß, wenn längst auch der Name
Deiner Völker in Staubbedeckten Chroniken schlummert,
Deinen Namen der Landmann ferner Gegenden nenne,
Wann er am ruhenden Festtag', aus dem Buche der Weisheit
Und des himmlisches Trostes selbst sich lehret und tröstet;
Wenn er dem wandernden Fremdling, eh' er ihn speiset und tränket,

Nicht

Nicht mehr prüfen muß: mit welchen Gebeten er Gott dankt?
Wenn er beym Mahl' ihn frägt: Kommst da von Norden und kennst du
Nicht noch andre Geschichten des großen König's in Norden,
Welcher vor tausend Jahren gestorben ist? — Fremdling erzähle!"

Dann ist vollbracht ein Werk, als wär' es vom Himmel gefallen;
Dann ist vollbracht dein Werk in Kühnheit, wie es begonnen:
Dann ist dein Namt verherrlicht zur Furcht und Liebe der Nachwelt!

O, unsterblich zu bleiben im unempfindlichen Marmor;
Oder in Büchern, von Motten zerfressen: oder im Kopfe
Kalter Gedächtnisse, welche die Tugend berechnen: was ist es,
Als ein unsterblicher Tod! — O, Vater! wenn dennoch das Schicksal

Jene

Jene verworfene Zeiten (vielleicht vom furchtsamen Auge
Deines Propheten zu schröcklich erdichtet) über uns schickte:
Ach, so müsse dein Name vergessen werden vom Marmor,
Wie er vergessen dann ist vom Herzen des elenden Volkes! —

2.

Dem König Friedrich Wilhelm.

1787.

Also sang mein Lied (es hatte vom Kelche gekostet,
Der Esaias Seele mit kühnen Träumen erfüllte)
Also sang mein Lied in den letzten Tagen des Königs
Friederich; und der König lehnte sein Haupt an den Busen
Friederich Wilhelms und verschied! — — —

Siehe, nun war es vollendet, und ohne Blut an der Schneide
War es vollendet. Da wandte mein Lied sein zürnendes Antlitz,
Ging und schämete sich des blutigen Rathes und dachte,

Was

Was die Weisheit spricht: zerstöre dein eigenes
Werk nicht.
Sind die Fluren gesegnet; so nimm das Gewitter
vom Himmel!
Schonet, ihr Völkererzieher, o schonet der eiser-
nen Ruthe:
Daß sie den Kindern ewig in Ehren bleibe; daß
ewig
Nur die Strafe gefürchtet, der strafende Vater
geliebt sey!

Ja, du hast dein Schwerd zu deinen Gebei-
nen versammlet,
Großer wohlthätiger Krieg! und hast uns auf die
erhabne
Stufe den Frieden gestellt, mit seiner grünenden
Palme.
Er wird an Vaterblicken die Völker lenken, die
du erst
Mit der blutigen Rechte bändigtest; Er wird sie
lehren
Deines Tages sich freuen, den alle mit Andacht
bestaunten,
Wenige noch genossen. —

Schon spendet Er Kränze der stillen Bürgertugend, und baut den sanften, freundlichen Künsten
Sichre Hütten, und öfnet den Tempel Apolls auch dem deutschen
Musenpriester. Ihm flicht in die Lorberkrone des Sieges
Ihre Veilchen die Grazie; seine tapfersten Feldherrn
Opfern den Huldgöttinnen, und siegen mit friedlichem Blicke;
Fesseln die Herzen der Völker, gewinnen statt Länder und Kronen,
Thränen des Dankes ihm.

Es wohnet Schweigen im Lande,
Ausser der Stimme des Festes; und in den Tempeln des Glaubens,
Und in den Hallen der freyen Vernunft wird Menschenfriede
Bürgertreu und Eintracht und Bruderliebe gepredigt.

Freyheit, Freyheit, o König, von Milde der Sitten und Weisheit
Sanft und sicher geleitet; — wenn Tugend und Hoheit der Seele
Mehr dem Volke gilt, als wucherndes Gold, und dem Fürsten
Mehr, als Wappen und Stammbaum; wenn sich zu eigenen Thaten
Wessen Geist sie vermag, entschliessen darf, und der Mensch nun
Wieder des Stolzes genießt, sich Mensch zu fühlen! — nur Freyheit
Hebet die Völker empor, und hält sie, und läßt sie nicht sinken.
Und wo die Tugend geachtet, der Fleiß belohnt wird, da braucht es
Keiner Gesetze zur Drohung, und keiner Ruthen zur Strafe.

Sieh, um dieser Freyheit willen und dieses Stolzes,
Ach, um seines eigenen Segens willen, o Vater,
Wird dein glückliches Volk anbeten und lieben mit aller
Liebe,

Liebe, die es zu Gott hat, — deinen Tag, und
ihn schätzen;
Bis mit den irdischen Sonnen auch dieses Licht,
auch der Name:
Friedrich und Friedrich Wilhelm in jene
Welten zurückkehrt.

M.

II.

Einige Gedanken über das Censur-Edikt vom 19ten December 1788.

Ich würde es nicht wagen, irgend Jemand meine Gedanken über eine Königliche Verordnung mitzutheilen, hätte nicht das Königliche Kammergericht bey einer sehr neuerlichen Veranlassung entschieden:

„in der Hauptsache hat der Satz,

„daß es an sich erlaubt sey, Gesetze zum „Gegenstande gelehrter Untersuchungen zu „machen, nicht nur überhaupt wegen „des davon abhängenden Besten der „menschlichen Gesellschaft, sondern auch „besonders zufolge der in den Preußi„schen Staaten hergebrachten Grund„sätze seine völlige Richtigkeit;„

wenn nur die Erinnerungen darüber beschei-

den

den und gründlich vorgetragen werden. Das Erstere zu thun, ist meine höchste Pflicht, und Letzteres in seinem ganzen Umpfange leisten zu können, mein innigster Wunsch. In so fern es die engen Grenzen, die ich mir vorschreiben muß, zulassen, will ich versuchen, das, was mir das Auffallendste zu seyn scheint, mitzutheilen.

Das Censuredikt ward gewiß in der alleredelsten Absicht gegeben, die ein Monarch nur je für die Wohlfahrt seines Landes und für das moralische Beste seiner Unterthanen haben kann; nemlich: daß elende Schmierer und Pasquillanten nicht mehr so ungestört, wie sonst, ihr Wesen treiben sollen. Sie sollen fernerhin nicht mehr ihre schädlichen Absichten, Religion und Sitten zu untergraben, durchsetzen können. Sie sollen den Königlichen Räthen nicht durch falsche Darstellung ihrer Absichten das Zutrauen der Unterthanen rauben, und so bey ihnen die Liebe zu ihrem König erkalten machen u. s. w. — Wer erkennt nicht

mit

mit heissem innigsten Dank die weise väterliche Absicht, die ein Edikt hervorbrachte, das, von dieser Seite angesehen, beynahe unumgänglich nothwendig geworden war.

Wenn aber ein Landesherr eine Verordnung ergehen läßt, um irgend eine Absicht im Allgemeinen zu erreichen; so können er und seine Räthe wohl unmöglich in das kleinste Detail sich einlassen, oder sich in alle die Lagen und Verhältnisse hineindenken, die sie für einzelne Personen zur Beschwerde machen können. Dies zu verlangen oder zu erwarten, wäre die größte Unbilligkeit; und daher geben weise Regierungen solchen Personen Erlaubniß, ihre Beschwerden und die Mittel anzuzeigen, wie ihnen abgeholfen werden könne.

Hier ist nun nicht die Rede von einzelnen Personen oder Verhältnissen, sondern von zwey für den Staat ziemlich beträchtlichen Nahrungsständen, als dem Buchdrucker- und Buchhändlergewerbe, für welche das neue Censuredikt höchst niederschlagend und drückend

ist. Dieses darzuthun, und zugleich zu beweisen, daß durch diese Verordnung auch den Königlichen Einkünften Abbruch geschiehet, gehe ich jetzt einige Paragraphen derselben durch, welche die nächste Beziehung darauf haben, und betrachte sie so genau, als es mir möglich seyn wird.

§. V. Schriften, welche zu einer von den Klassen gehören, worüber die Censur einem ganzen Collegio vorstehendermaßen aufgetragen ist, müssen von dem Drucker oder Verleger dem Präsidenten oder Chef des Collegii zugestellt werden. Dieser kann, wenn er die Schrift, nach ihrem sogleich in die Augen fallenden Gegenstand und Inhalt, nach der genugsam bekannten Denkart, den Grundsätzen und der Zuverläßigkeit ihres Verfassers, oder nach der darin gewählten Methode eines strengen wissenschaftlichen, nur Sachkundigen faßlichen Vortrags, ganz unbedenklich findet, die Erlaubniß zum Druck ohne weitere Rückspräche sofort ertheilen.

Findet er aber dabey einiges Bedenken, oder sonst eine genauere Prüfung des Inhalts nöthig: so muß er die Handschrift, ohne den geringsten

Verzug, einem der Mitglieder des Kollegii zu solchem Behuf zustellen.

Hat dieser gegen die Bekanntmachung der Schrift nichts zu erinnern: so muß er solches dem Präsidenten anzeigen, welcher, wenn er darüber mit dem speciellen Censor einverstanden ist, ebenfalls sofort und ohne weitern Aufenthalt den Druck verstattet. Wenn aber der besondere Censor, entweder bey der Schrift überhaupt, oder bey einzelnen Stellen darin, Bedenklichkeiten wider den Druck und die Bekanntmachung derselben, die durch eine mit dem Verfasser, nach den Umständen, allenfalls zu nehmende Rücksprache nicht gehoben werden können, zu finden vermeinet: so muß er solche bey der nächsten Versammlung des Kollegii ordentlich vortragen, und das Kollegium muß sodann entscheiden, in wie fern dergleichen Schrift zum Druck zugelassen oder verworfen werden soll.

Uebrigens müssen die Präsidenten und Chefs der Kollegiorum ernstlich darauf sehen, daß die unter ihrer Direktion stehende Censur der Bücher, besonders solcher, deren Erscheinung in einem gewissen bestimmten Zeitpunkt erfolgen soll, durch die Saumseligkeit, Langsamkeit, oder übertriebene Aengstlichkeit der Censoren nicht ohne Noth aufgehalten, und ein schneller lebhafter Ver-

trieb des dem Staate nützlichen Gewerbes der Druckerey und des Buchhandels, nicht ohne die erheblichsten Ursachen gestört oder unterbrochen werde. Dagegen müssen aber auch Drucker und Verleger dafür sorgen, daß nur leserlich geschriebene Manuscripte zur Censur vorgelegt werden; und obgleich übrigens aus Schriften, wo wegen der herannahenden Messe, oder sonst eine vorzügliche Beschleunigung des Drucks nöthig ist, nachgegeben wird, daß die Manuscripte fernerhin auch in einzelnen Bogen zur Censur eingereicht werden können: so müssen dennoch in einem solchen Fall mit jedem folgenden zugleich alle vorhergehende bereits abgedruckte Bogen dem Censor mit vorgelegt werden, und dieser muß, um alles Einschieben und eigenmächtige Veränderungen nach der Censur möglichst zu verhüten, die Erlaubniß zum Druck auf einen jeden einzelnen Bogen bemerken.

Es ist sehr einleuchtend, daß die Herren, denen dies Censurgeschäft jetzt aufgetragen ist, es bloß als Nebensache betrachten können und müssen. In den Buchdruckereyen ist aber die Einrichtung so, daß ein derselben zum Druck übergebenes Manuscript nicht über 24 Stunden

den daraus vermißt werden kann, wenn nicht Setzer und Drucker in der Zeit müßig stehen sollen. Der Buchdruckereyeigenthümer ist aber verbunden, diese Leute von Messe zu Messe zu behalten, und ihnen die Zeit des Müßiggehens, so wie die Zeit, in der sie arbeiten, zu bezahlen. Nun werden in Berlin täglich 50 bis 60 Bogen (zu Meßzeiten auch viel mehr) gedruckt. Wo ist der Censor, der die Durchsicht dieser Bogen bestreiten könnte! zumal wenn, wie der Fall doch möglich ist, alle diese Bogen in Ein Fach einschlagen? Den Schaden, den die Buchdrucker durch verzögerte Censur leiden, und für den sie doch von Niemand Ersatz zu fordern berechtigt sind, liegt also am Tage. Auch trift es sich gewiß oft, daß der Censor Tagelang seiner Geschäfte oder Erholung halber von seinem Hause abwesend ist; oder er setzt einige Zeit zu seinem Sommervergnügen aus, welches er, wenn er nicht seine Gesundheit seinem Berufe aufopfern will, nicht unterlassen kann. Wie geht es nun dem

Buch-

Buchdrucker, der ohne Genehmigung nicht fortdrucken darf? Freylich würde der gewöhnliche Censor einen gelehrten Rath bestellen, der seine Stelle in diesem Fache ersetzen sollte; allein, ist es nicht in der Natur der Sache gegründet, daß ein solcher seinen Auftrag weit behutsamer und ängstlicher ausrichten wird, als Jemand, der ganz freye Macht in Händen hat?

Verzögerung des Drucks entsteht hieraus auf alle Fälle. Gesetzt aber: der Buchdrucker wagte es, auf's Gerathewohl hin, mit dem Druck fortzufahren, und der Censor fände dann in den rein abgedruckten Bogen ihm bedenkliche Stellen, so daß Blätter aus dem Bogen geschnitten werden müßten — wer leidet dann den dreyfachen Schaden: der umsonst bezahlten Zeit, des verdorbenen Papiers, und dessen, was nun anstatt des ausgeschnittenen gedruckt werden muß? Gewiß Niemand anders, als der Buchdrucker.

Mit sehr lebhaftem Dank müssen die Buchdrucker zwar noch zur Zeit die große Betrieb-

samkeit und lobenswürdige Schnelligkeit erkennen, mit der die Herren Censoren den Manuscripten ihr Imprimatur geben. Die edlen Männer fühlen es, wie sehr drückend jede Verzögerung dem Buchdrucker werden müßte. Indeß kann es in der Folge nicht an Fällen fehlen, wo der Präsident des Kollegiums es für zu mißlich hält, für sich allein einem Manuscripte die Erlaubniß zum Druck zu ertheilen, und, indem er mit hundert andern Geschäften überhäuft wird, das Werk einem sachkundigen Rath zur nähern Prüfung zu übergeben. Die Bedenklichkeiten des Präsidenten vergrößern nun natürlicherweise die Bedenklichkeiten des Raths; und um desto sicherer zu gehen, und zugleich auch Pflicht und Gewissen volle Genüge zu leisten, will er die Sache nicht allein entscheiden, und trägt sie in der nächsten Versammlung dem ganzen Kollegium vor. So gehen, dem erforderlichen Gange der Sachen gemäß, acht auch wohl mehrere Tage für den Buchdrucker verloren. Hat dieser nun eine

kleine Druckerey, in der nur eben ein solches Werk in einem halben Jahre fertig werden kann, auf welches ein Buchhändler schmerzlich wartet, weil er auf guten Erwerb davon rechnet; so sind nun alsdann beyde, der Buchhändler und der Buchdrucker, in den größten Schaden gesetzt. Wenn aber in größern Buchdruckereyen bey mehreren Werken dergleichen Anstoß genommen wird, welcher den Druck aufhält; so ist natürlicher Weise auch der Verlust um so größer, und die Wiederholung solcher Fälle muß den Untergang des Buchdrukkers unumgänglich nach sich ziehen. Die Setzer und Drucker muß er wegen Mangel an Arbeit wieder dahin ziehen lassen, von wo sie herkamen, welche er oft mit Kosten in's Land ziehen mußte; und an ihm selbst fällt dem Staate ein verarmter Bürger mehr zur Last.

Die schnellste Durchsicht und Abfertigung von Seiten der angestellten Herren Censoren ist auch immer noch nicht hinreichend, den Nachtheil und das Zurückbleiben des Buchdruk-

druckers zu verhindern. Der neuen Unkosten nicht einmal zu gedenken, die es uns macht, da wir zum Umhersenden der Manuscripte einige Leute mehr zu halten genöthigt sind. Sehr selten nur haben die Gelehrten ihre Werke schon ganz vollendet ausgearbeitet, wenn sie es dem Buchdrucker übergeben. Dies verursacht also nothwendig bey jedem einzelnen Bogen zwey Gänge; einmal, wenn er zum Censor hingebracht, und das andremal, wenn er von da zurückgeholt wird; und das ist in der hiesigen Residenz mehrentheils keine Kleinigkeit, da die Herren Censoren der verschiedenen wissenschaftlichen Klassen oft beynah eine kleine Tagereise von dem Buchdrucker entlegen wohnen. So unbedeutend dieser Umstand auch scheinen mag; so hat er dennoch die Folge, daß er den Druck vertheuern muß, und daraus folgt dann wieder ganz natürlich, daß die Buchhändler, welche ihre Verlagsartickel bisher in Berlin drucken ließen, sie nun sämmtlich in ausländische Druckereyen geben werden,

wo sie mit keinen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und den Druck um einen wohlfeilern Preis erhalten. Nicht allein die einländischen Papiermühlen leiden dadurch merklich an ihrem Absatz, sondern auch in den Königlichen Accisen wird man einen Ausfall bemerken; denn nun brauchen weiter keine fremden Papiere eingeführt zu werden, auf welchen ansehnliche Auflagen liegen. Die Papiere, die Accise geben, kommen von ausländischen Buchdruckern bedruckt, als Bücher herein, und diese sind, wie einmal festgesetzt ist, accisefrey.

(Der Beschluß folgt.)

II.

Versuch einer Untersuchung der Frage: Kann reiner Naturalismus Volksreligion werden?

(Fortsetzung der im 3ten Stücke des 2ten Bandes abgebrochenen Abhandlung.

Doch vielleicht bedarf selbst der spekulative Denker, wenn auch eben nicht in dieser, doch in noch anderer Rücksicht der positiven Religion; zwar nicht, um seinen Willen durch ihre Autorität noch sicherer und kräftiger zu edeln, ausdauernden Entschließungen zu bewegen, aber doch, um vermittelst ihrer versinnlichten Darstellung der Religionswahrheiten, ihn desto leichter und sicherer in die Parthey des Verstandes zu ziehen? Die bloße spekulative Erkenntniß und Gewißheit von der Religion ist vielleicht zu kalt, zu abstrakt, um alle Ver-

sinn-

sinnlichung mit den innersten Trieben und Neigungen des Willens auf's genaueste sich vereinigen zu können. Allein auch in dieser Rücksicht, glaube ich, kann der spekulative Denker, bei vorausgesetzter Evidenz von den Wahrheiten des reinen Naturalismus, der Unterstützung einer positiven Religion entbehren.

So lange er bloß in theoretischer Absicht über einzelne Wahrheiten der Vernunftreligion nachdenkt, und ihre Beweisgründe aufsucht und prüft, so lange er von einer Idee zu der andern mit langsamen Schritten fort gehet, sich bey den charakteristischen Merkmalen jeder einzelnen verweilt, sie ordnet, mit einander vergleicht, von einander trennt, und durch alle diese Operationen zur vollen deutlichen Uebersicht des Ganzen sich allmählig erst vorbereitet oder den Weg bahnt; so lange wird und kann seine Erkenntniß auch nur kalt, abstrakt und unfruchtbar für den Willen seyn. Wenn er aber diese Untersuchung bereits auf's Reine gebracht; — wenn er nach vollendeten

Nach-

Nachdenken über einzelne Wahrheiten nun auf die durchlaufene Bahn zurück sieht, und mit einem deutlichen Blicke die durchdachten Wahrheiten in ihrem Zusammenhange und ihren Folgen überschaut; so wird auch seine Erkenntniß sogleich in Empfindung sich verwandeln, und alles erforderliche Interesse für den Willen erhalten. Die Wahrheit wird sich ihm nun gleichsam vergegenwärtigen, und unter einer versinnlichten bis zum Anschauen der gestellten Form aus dem Verstande in den Willen übergehen. Der Totaleindruck, in den sich die einzelnen bereits deutlich erkannten Merkmale der Wahrheit vereinigen, wird nun mit seiner vollen Kraft aller Triebe und Neigungen des Willens sich bemächtigen, und sie alle in eine harmonische für die Befriedigung jenes zwiefachen Willensinteresses so günstige und heilsame Stimmung setzen.

Wozu also noch einer andern populären Versinnlichung oder Form des Anschauens, wodurch die positive Religion allgemeine Ideen

Wahrheiten dem gemeinen Menschenverstande eindringlicher und praktischer zu machen sucht; da die innere reine Vernunftevidenz schon im Stande ist, den allgemeinen Ideen der Religion eine Art von Versinnlichung und mit ihr zugleich Leben, Anschauen und wirkende Kraft auf den Willen zu verschaffen?

Außer diesem erstern können und müssen wir aber noch einen zweyten Fall annehmen, wo der reine Naturalismus das doppelte Willensinteresse befriedigen kann, auch wenn er keine anschauende beruhigende Ueberzeugung seiner Wahrheiten gewähren sollte. So wie dort die Bedingung der Evidenz, so ist es hier die Bedingung eines guten Willens, unter welcher sich die Erreichung jener praktischen Zwecke denken läßt.

So groß und entscheidend man den Einfluß einer gegründeten, vollendeten Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion auf die Moralität des Willens auch immer annehmen mag; so ist doch beydes, die Evidenz in

den

den Ideen der Religion auf der einen, und die Güte und Festigkeit der Maximen des Willens auf der andern Seite nicht so wesentlich und unzertrennlich mit einander verbunden, daß sich ohne die erstere diese letztere niemals sollte denken lassen. Vielmehr, wenn der Wille bereits einen solchen Grad der Güte und Ausbildung erreicht hat, daß ihn allein das Interesse seiner einmal feststehenden Maximen leitet; so bedarf er eben nicht nothwendig einer unzweifelhaften, vollendeten Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion, um mit Hülfe derselben auf dieser hohen Stufe seiner Veredlung und Ausbildung sich erhalten, und zu einer immer höhern sich hinaufschwingen zu können.

Das Interesse eines durchgängig guten, ausgebildeten Willens ist schon für das alles gestimmt oder eingenommen, was die Religion dringender noch empfiehlt, deutlicher und gewisser bestätigt. Hier ist also von Seiten des Willens kein Widerspruch, der erst gehoben,

kein hartnäckiger Streit, der erst beygelegt werden müßte. Der gute Wille fühlt sein Interesse, sein Bedürfniß in den Wahrheiten der Religion völliger befriedigt, indem sie ihm die Idee der Tugend durch wirkliche Darstellung ihres objektiven Ideals recht eigentlich fixiren, und damit das ganze Gebäude der Moral auf einem sichern, unerschütterlichen Grunde aufbauen. Aus dieser Ursache wird ihm freylich an einer deutlichen, gegründeten Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion sehr viel gelegen seyn. Weit entfernt, dem Verstande in seinem Streben darnach Hindernisse entgegen zu setzen, wird er vielmehr seinen Eifer im Forschen nach Wahrheit beleben, verstärken und unterhalten. Aber vorausgesetzt, daß der Verstand weder mit Hülfe des Ansehens einer Offenbarung, noch auf dem Wege der Spekulation zu dieser Evidenz gelangen könnte: so wird der vollkommene ausgebildete Wille auch da noch die Güte und Festigkeit seiner Maximen behaupten. Er wird sich von dem Schwankenden, Unsichern und Unbestimmten

ten in den religiösen Verstandesideen weder in den Gegenständen seiner Wahl noch in dem Maaße seines Begehrens und Verabscheuens irre leiten lassen. Eine auch nur wahrscheinliche oder gar noch zweifelhafte Erkenntniß in der Religion wird für den guten Willen schon die Stelle der Evidenz vertreten, und sein Interesse befriedigen.

Das ist auch ganz natürlich. Die menschliche Natur hat zu viele edle Triebe, zu viele vortrefliche Anlagen zum Guten, als daß sie nicht auch ohne die Unterstützung gewisser bestimmter Motive einer Art einen hohen Grad der moralischen Vollkommenheit erreichen sollte. Und wenn nur erst der Wille von dem Interesse der Sinnlichkeit bis zum reinen Enthusiasmus für alles Gute und Edle sich erhoben, und allen seinen Trieben und Neigungen dahin ihre bestimmte, feste, harmonische Richtung gegeben hat; — wenn in ihm durch lange, fortgesetzte, ununterbrochene Uebungen die Tugend zur Fertigkeit, zur Gewohnheit, zum wesentlichen Be-

dürfnisse geworden, wenn sie, so zu sagen, schon die Natur des Instinkts angenommen hat; so wird sie, gleichsam als wirkte sie nach mechanischen Gesetzen, in ihrer Stärke, Schönheit und Reinigkeit sich auch dann noch zeigen, und darin erhalten, wenn sie von der Religion keine zureichende Begünstigung oder Unterstützung mehr zu hoffen hat. Die Moralität hat, unabhängig von der Religion, ihre eigenthümliche Grundstützen, auf denen sie ruht. Und sollte ja der gute Wille zur vollkommenern Befriedigung seines Interesse noch eine Unterstützung von der Religion nöthig finden; so wird er um seines eigenen Interesse willen, und vermöge des Grundsatzes: was wir wünschen, das glauben wir, die Lehrsätze der Religion als Wahrheiten annehmen, und sich ihrer zu Bewegungsgründen seiner Entschließungen bedienen, so viele und so scheinbare Zweifel der Verstand in theoretischer Absicht auch immer noch gegen sie vorbringen möchte.

Immer-

Immerhin nenne man dieses standhafte Verhalten des guten Willens bey den Fehltritten oder Zweifeln des Verstandes eine bloße moralische Kaprice oder Inkonsequenz; — genug, der gute Wille läßt sich von den Fehltritten des Verstandes nicht zu ähnlichen Fehltritten verleiten; er nimmt an dem Schicksale desselben nicht einen gleichen Antheil, sondern geht vielmehr seinen eignen, einmal betretnen Weg sicher fort, wenn der Verstand sich schon längst in die Labyrinthe des theoretischen Skeptizismus oder Unglaubens verirrt hat.

Die Erfahrung selbst widerlegt alle Zweifel, welche man gegen die Wahrheit dieses Satzes erheben könnte. Zu allen Zeiten hat es theoretische Skeptiker und Ungläubige gegeben, die von den spekulativen Zweifeln, Irrthümern und Fehltritten, ihres Verstandes sich nicht zu praktischen Fehltritten zu Thorheiten und Lastern verleiten ließen, die vielmehr nach festen, moralischen Prinzipien gut und rechtschaffen handelten, ob sie gleich entweder gar keine, oder doch eine

schwankende, unsichere Erkenntniß und Ueberzeugung in der Religion hatten, mit einem Worte: Männer, die in der Theorie als Atheisten dachten, und in der Praxis als Christen lebten.

Ewig fern sey es von mir, dadurch das ganz Unschädliche theoretischer Irrthümer in der Religion für die Moralität ohne Einschränkung erhärten, und den großen, wichtigen Einfluß der religiösen Ideen und Ueberzeugungen auf die Tugend wegraisonniren zu wollen, welcher bey allen den Ausnahmen noch immer gesichert bleibt. Es war hier nur meine Absicht, einen Fall anzuführen, wo das Interesse des Willens bey dem reinen Naturalismus, auch als skeptisches oder atheistisches System betrachtet, sich aufrecht erhalten und gesichert bleiben kann.

Aber dieser Fall ist und bleibt immer selten. Es giebt der entgegengesetzten Fälle weit mehrere, in welchen es bis zum Augenschein klar ist, wie unzertrennlich feste Grundsätze und Ueberzeugungen in der Religion, mit ächter, reiner Moralität des Willens verbunden sind. Wenn man

nem-

nemlich auch zugeben muß, daß spekulative Zweifler und Ungläubige bey einem vollkommenen Willen, der sich bereits an edle reine Maximen und Beweggründe zu moralisch-schönen und guten Handlungen gewöhnt hat, von ihrem theoretischen Unglauben oder Skeptizismus nicht zu unmoralischen Prinzipien und Handlungen verleitet werden: so wird es doch auf der andern Seite um so einleuchtender, wie sehr die mehresten Menschen bey einem unvollkommenen, unausgebildeten Willen der Stützen der Religion zur Tugend bedürfen. Ja, ich glaube hier noch einen Schritt weiter gehen und behaupten zu dürfen, daß es um die Reinigkeit und ausdauernde Stärke der Tugend bey der Menge gänzlich geschehen seyn würde, wenn ihr die wichtigsten Wahrheiten der Religion mangeln, oder auch nur irgend noch zweifelhaft bleiben sollten.

Bey den wenigsten Menschen ist und wird der Wille bis auf den Grad veredelt und ausgebildet, daß er, unabhängig von dem Despotismis der Leidenschaften und Begierden, und von allem

allem Interesse der Sinnlichkeit und äußerer Motive bloß durch die innern, reinen Beweggründe der Tugend gelenkt werden kann. So abhängig er in seinen Maximen und Entschließungen von dem Verstande auch immer bleiben mag; so werden doch sinnliche Begierden und Neigungen stets geschäftig seyn, ihm unter mancherley Vorspiegelungen den einzigen wahren Gesichtspunkt in der Wahl des Besten zu verrücken, um ihre Herrschaft über ihn desto ungestörter behaupten, und ihn desto leichter und sicherer auf ihre Seite hinziehen zu können. Sie werden den Verstand durch erregte, praktische Zweifel in Verwirrung setzen, sie werden ihn gleichsam mit einem Nebel umziehen, durch welchen er weder den wahren Werth und die Beschaffenheit der Dinge, noch ihr richtiges Verhältniß zur Moralität des Willens wird helle genug einsehen können. Und wie nun also — ein Fall, der sich bey dem unvollkommenen Willen sehr oft ereignen muß — wie? — wenn bey diesem beständigen Hin- und Herschwanken bald auf die Seite des reinen sittlichen,

lichen, bald auf die Seite des unreinern sinnlichen Interesse der Wille mit sich selbst in Widerspruch — wenn das schwächere Interesse der Sittlichkeit, mit dem stärkern, in seinen Foderungen weit ungestümern sinnlichen Interesse in Kollision geräth — auf welche Seite wird sich alsdann das Uebergewicht endlich hinneigen, welche Art des Interesse wird endlich über die andere einen entscheidenden Sieg davon tragen? Wenn jenes weit schwächere Interesse des vernünftigen Willens nicht von einer anschauenden Evidenz in Ansehung der Religions-Wahrheiten unterstützt wird, wie kann es dann wohl der fürchterlichen Uebermacht sinnlicher Triebe und Neigungen noch widerstehen? Diese Evidenz kann nun der gemeine Verstand aus Gründen, die ich bereits angeführt, nirgends, als in dem Ansehen einer positiven Religion finden. Nur diese also, und nicht der reine Naturalismus, wird also hier das Interesse des Willens hinlänglich befriedigen können.

Die

Die Nothwendigkeit einer positiven Religion als Volksglaube läßt sich überhaupt, wie mich dünkt, von zweyerley Seiten betrachtet, darthun. Dem gemeinen Verstande muß es erstens unstreitig noch weit schwerer werden, zu einer beruhigenden Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion zu gelangen, wenn sich ihr nicht nur theoretische, sondern auch praktische Hindernisse von Seiten eines ungebildeten der Sinnlichkeit noch unterworfenen Willens entgegensetzen, und sie auf alle Weise zu schwächen suchen. Wie das reine Interesse der Sittlichkeit bey dem vollkommenen Willen dem Verstande seine Ueberzeugung erleichtert und verstärkt; so wird sie ihm im Gegentheil von dem sinnlichen Interesse des unausgebildeten Willens durch so manche dagegen aufgewiegelte praktische Zweifel und Bedenklichkeiten erschwert und vermindert. Und diese Art Zweifel, welche in den sinnlichen Begierden und Leidenschaften ihren Grund haben, sind in der That für die Moralität des Willens um so schädlicher und gefährlicher, je

schwe-

schwerer sie zu vertilgen, je gewisser sie die Zeichen eines schon ausgearteten, und durch sie nur noch immer schlimmer werdenden Willens sind. So lange sich dieser nemlich hinter jene praktische Zweifel als einen Hinterhalt verbergen kann, wird er auch in ihnen noch Gründe genug zur Rechtfertigung, oder wenigstens zur Entschuldigung seiner unmoralischen Prinzipien und seiner Handlungsweise finden.

Dieser Schwäche und Verdorbenheit des Willens muß also wegen Mangel an innerer Evidenz der Religionswahrheiten die Offenbarung zu Hülfe kommen. Sie muß hier mit der Kraft ihres positiven göttlichen Ansehens vor allen Dingen den Willen bessern, seinen Hang zur Sinnlichkeit einschränken, seinen Neigungen und Bestrebungen eine edlere festere Richtung geben, und durch Wegräumung jener praktischen Zweifel, die nur unter dem Schutze eines unmoralischen sinnlichen Interesse sich erhalten können, dem Verstande von selbst die Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion erleichtern. Keines-

neswegeS will ich damit behaupten, daß man, um den Willen aus dem Grunde zu beſſern, oder die unreinen ſchädlichen Quellen zu verſtopfen, aus denen ſeine unmoraliſchen Maximen und Entſchließungen entſpringen, dem gemeinen Verſtande bloß die Autorität einer Offenbarung vorhalten, ihn nicht auch zugleich auf die natürlichen guten oder ſchlimmen Folgen dieſer oder jener Geſinnungen und Handlungen aufmerkſam machen, und ihm dieſelben lebhaft und anſchaulich ſchildern müſſe. Dies trägt allerdings nicht wenig dazu bey, das Intereſſe des Willens für das Gute, Edle und Gemeinnützige zu beleben, zu verſtärken und zu unterhalten. Aber einzig und allein würde es bey den mehreſten doch nicht hinreichende Wirkſamkeit haben, deren moraliſche Gefühle nicht verfeinert, nicht ausgebildet genug ſind, um für ſo manche koſtbare Aufopferungen und Selbſtverleugnungen in dem innern Bewußtſeyn der Unſchuld und Tugend hinreichenden Erſatz zu finden.

Die

Die positive Religion bedient sich zweytens außer der unmittelbaren Autorität, womit sie ihre Wahrheiten als unzweifelhaft bekräftiget, noch eines andern schicklichen Mittels, ihre praktischen Zwecke um so leichter und sicherer auszuführen. Dieses Mittel ist: Versinnlichte Darstellung ihrer Lehren und Vorschriften. Und von dieser Seite betrachtet, muß uns ihre relative Nothwendigkeit, oder ihr ausschließendes Vorrecht, allgemeine Volksreligion zu seyn, einen so sehr einleuchten.

Durch die sinnliche Form, welche die Offenbarung den Religionswahrheiten giebt, erhalten diese erst das rechte Interesse sowohl für den Verstand als für den Willen des grösten Theils der Menschen. Denn so wie diese versinnlichte Darstellung die allgemeinen Wahrheiten der Religion dem gemeinen Verstande anschaulicher und faßlicher macht; so macht sie sie dem Willen zugleich rührender, kräftiger und eindringlicher. Keine andere Gattung der Wahrheiten bedarf einer Versinnlichung so sehr,

als gerade die Wahrheiten der Religion und Sittlichkeit, eben weil sie mit dem Willen, dessen Trieben und Neigungen in einer so genauen wesentlichen Verbindung stehen. In so fern die Religion um ihrer praktischen Zwecke willen der Sinnlichkeit Abbruch thut, und sie in ihren gehörigen Schranken zu erhalten sucht, darf sie auch auf keine Begünstigung und Unterstützung von Seiten des sinnlichen Interesse rechnen. Sie muß also darauf bedacht seyn, dasselbe dennoch auf eine andere Art mit ihrem höhern geistigen Interesse zu vereinigen, die sinnlichen Triebe und Neigungen in ihre Parthie zu ziehen, und somit ihren Wahrheiten Eingang in das menschliche Herz zu verschaffen.

Eine Religion, die ihre Wahrheiten ganz nackend ohne alle sinnliche Einkleidung vorträgt, kann, meines Erachtens, keine Religion des Volks seyn. Sie würde in den Händen der mehresten in kalte unfruchtbare Beschäftigungen des Verstandes ausarten, ohne das Herz

zu treffen, und für sich einzunehmen. Oder, — da das menschliche Herz doch immer befriedigt seyn, sich so gern in anderer Absicht schadlos halten will; so könnte eine solche durchaus spekulative Religion bey dem sinnlichen an reine abstrakte Begriffe nicht gewöhnten Menschen zu mancherley groben bildlichen Vorstellungen, zu verschiedenen Illusionen und Ausschweifungen der Einbildungskraft, kurz, zur religiösen Schwärmerey Veranlassung geben.

Indem das Herz bey kalter Betrachtung bloß spekulativer Religionswahrheiten sich von lebhaften Empfindungen leer fühlte, und keine Nahrung, keine Befriedigung für sich darin fände; so würde es aus Abneigung gegen jene abgezogene Begriffe und Wahrheiten gar leicht geneigt seyn, in das entgegengesetzte Extrem allzu sinnlicher und bildlicher Vorstellungen auszuschweifen, um dadurch den Wahrheiten der Religion das erforderliche Willensinteresse zu verschaffen. Und wie leicht wäre nicht der Uebergang von diesen zu bildlichen Vorstellungen,

gen, diesen allzu sinnlichen religiösen Gefühlen bis zum zügellosesten Fanatismus, der gewiß um so gefährlicher seyn, um so weiter um sich greifen würde, je mehr er sich unter der Maske abstrakter, aber mißgedeuteter Vernunftbegriffe verbergen, und so aller gesunden Vernunft hartnäckig Trotz bieten könnte.

Unumstößliche Wahrheit bleibt es demnach, daß eine ganz geistige Religion nur für den eigentlichen spekulativen Denker alles das leisten kann, was sie ihrer Natur und Bestimmung nach leisten soll. Für den zahlreichsten Theil der Menschen hingegen bleibt eine Religion wesentliches Bedürfniß, die sich nicht allein mit den höhern Verstandeskräften beschäftiget, sondern auch auf die untern Kräfte der Seele wirkt; eine Religion, deren Interesse zugleich befriediget, veredelt, und einen sichern Kanal zum Herzen sich öfnet. Und diese Erfordernisse sind nun gerade die Eigenschaften der positiven Religion.

Schon

Schon aus dem Begrif derselben scheint dieses charakteristische Attribut gefolgert werden zu können. Eine jede positive Religion geht von Thatsachen aus; denn diese sind die Dokumente, durch welche sie sich in Ansehung ihrer Lehren und Vorschriften als wahr und göttlich legitimirt. Thatsachen aber sind Erscheinungen, folglich versinnlichte Darstellung allgemeiner Ideen und Wahrheiten. —

Außerdem bedient sich auch jede positive Religion, so viel wir deren wenigstens an der Wirklichkeit kennen, gewisser Bilder, womit sie ihre Lehren und Vorschriften dem gemeinen Verstand anschaulicher und dem Willen interessanter zu machen sucht, da nemlich jede positive Religion entweder eigentlich, oder doch zunächst nur für gewisse Zeiten und Nationen bestimmt war; so mußte sie auch den Ton und Charakter des Zeitalters und Volkes annehmen, für welches sie die Stelle reiner Vernunftbegriffe und Ueberzeugungen in der Religion vertreten sollte. Sie mußte also ihre

allge-

allgemeinen Wahrheiten unter Bildern vortragen, da der kindische Verstand und Wille des großen Haufens nur an dem Gängelbande solcher sinnbildlichen Vorstellungen geleitet werden kann, die innerhalb der Sphäre seiner Ideen und Erfahrungen liegen. Zu gleichem Zwecke verband endlich eine jede positive Religion mit dem Glauben an ihre Autorität zugleich die Beobachtung gewisser äußerer Gebräuche oder Zeremonien, die unter gewissen Bedingungen ein sehr schickliches Mittel seyn können, die Sinnlichkeit von andern, minder würdigen Gegenständen allmählich ab, und auf Gegenstände der Religion und Sittlichkeit hinzulenken, und dadurch hinwiederum das Interesse der Sinnlichkeit mit dem der Religion und Moralität glücklich zu vereinigen.

Und was wird nun das endliche Resultat unserer bisherigen Untersuchungen seyn? Gewiß kein anderes, als dies: daß nicht Naturalismus, sondern nur positive Religion den

Cha-

Charakter einer Volksreligion annehmen und behaupten könne.

Aber welche unter allen den positiven Religionen, die je geblühet haben, und zum Theil, wie z. B. die Jüdische, die Indische und die Mahomedanische noch fortdauern, verdient in aller Absicht zu allen Zeiten und unter allen Nationen als Volksreligion dem reinen Naturalismus an der Seite gesetzt zu werden?

Selbst von Seiten derer, die den Geist des Christenthums auch nur einigermaßen kennen, und seinen Werth zu schätzen wissen, glaube ich keinen Widerspruch befürchten zu dürfen, wenn ich diese Frage ganz zum Vortheil und zur Ehre der christlichen Religion entscheide.

Die übrigen auf göttliche Offenbarungen Anspruch machende Religionen sind offenbar entweder ein Werk des Betrugs und des Priester-Despotismus, eine Frucht des Aberglaubens und der religiösen Schwärmerey; oder es sind höchstens nur Anstalten der Vorsehung,

deren ganzer Zweck auf gewisse bestimmte Zeiten, und auf jede gewisse einzelne Nation sich einschränkte, und die nur den besondern Bedürfnissen dieses Zeitalters und dieses Volkes angemessen waren.

Die positive christliche Religion hingegen erscheint in dem erhabensten Charakter einer universalen Volksreligion; denn sie hat alle Erfordernisse derselben. Sie kann ihrer Natur nach auf jeden Boden verpflanzt werden *), und unter jedem Himmelsstriche die besten und edelsten Früchte hervorbringen. Sie hilft den allgemeinen Bedürfnissen jedes Zeitalters und jedes Volkes ab; sie ist den geringen Fähigkeiten einer noch ungebildeten und unwissenden eben sowohl, als den höhern Fähigkeiten einer schon mehr kultivirten Nation angemessen.

Sie bleibt nemlich nicht unverändert dieselbe, bloß auf gewisse Zeiten und Völker eingeschränkt;

*) Auch nach Afrika? und in Länder, wo die Einbildungskraft Bilder mehr, als trockne Lehrsätze liebt?

A.

schränkt; sie läßt sich vielmehr — und das ist unstreitig eines ihrer grösten Verdienste, das sie des Charakters einer Universalreligion würdig macht — in Ansehung ihres Formellen nach den Einsichten und dem Charakter der Zeiten und Menschen modifiziren; sie nimmt eine verfeinerte geistigere Gestalt an, wenn ihre Bekenner bereits auf eine höhere Stufe der Verfeinerung und Ausbildung ihrer moralischen Begriffe gestiegen sind, so wie sie umgekehrt wiederum auf die religiösen Kenntnisse und den moralischen Geschmack des Volkes zurück wirkt, und beydes vergeistiget, veredelt und verfeinert.

Unter allen den verschiedenen äussern Gestalten, die sie annimmt, bleibt indeß ihre genaue durchgängige Uebereinstimmung mit den wesentlichsten Wahrheiten der Vernunftreligion immer das untrüglichste Kennzeichen ihrer Wahrheit und Göttlichkeit, die sie freylich aus mehr als einem Grunde für das Volk auch durch manche äußere Beweisgründe glaubwürdig machen muß.

Von der andern Seite — was nemlich die versinnlichte Darstellung der Religionswahrheiten anbetrift — läßt das Christenthum gleichfalls alle übrige positive Religionen weit hinter sich zurück. Wie sollte man z. B. nicht mit dem heiligsten Enthusiasmus für diese liebenswürdige Menschenreligion eingenommen werden, wenn man sieht, welche schöne treffende sinnliche Einkleidung der Stifter derselben, dieser tiefeindringende weise Menschenkenner, ihren allgemeinen Wahrheiten gegeben, wie faßlich, wie anschaulich auch dem gemeinsten Menschenverstande, wie interessant und eindringlich er sie dadurch zugleich dem Willen gemacht hat.

Man denke hier nur an die, durch das rührende, liebenswürdige Bild des Vaters von ihm versinnlichte und simplifizirte, metaphysische Idee des Unendlichen; — an die durch seinen Tod und dessen Absichten versinnlichte *), und bis zum Anschauen bestätigte Vernunftlehre von der göttlichen

*) Dies verstehe ich nicht.

lichen Erbarmung und Versöhnlichkeit gegen den verirrten, aber reuigen Sünder; — an die Wahrheit der Unsterblichkeit, anschaulicher und begreiflicher dargestellt, durch die sinnbildliche Lehre des Christenthums von der Auferstehung, und noch an andere Arten der Versinnlichung mehr, die das Christenthum seinen allgemeinen Wahrheiten und Vorschriften durch Thatsachen Beyspiele und Gebräuche giebt; — und man wird sich von dem hohen gemeinnützigen Werthe dieser einzigen Religion in ihrer Art noch augenscheinlicher überzeugen.

Doch — wozu eine Lobrede auf eine Religion, die so wenig einer fremden Empfehlung bedarf, die vielmehr schon von selbst ihre Vorzüge und Vortreflichkeiten dem ächten unpartheyischen Kenner vor die Augen mahlt.

Nöthiger und nützlicher wäre es vielleicht, einen ausführlichen Versuch über die beste Methode vorzuschlagen, wie man die christliche Offenbarung ihrer Vollkommenheit immer näher bringen, und ihre zufällige Mängel immer mehr

und mehr vermindern könne, wenn nicht bereits mehrere Philosophen und aufgeklärte Gottesgelehrten dergleichen rühmliche Versuche angestellt hätten, die zu ihrer Ehre und Beruhigung nicht ohne erwünschten Erfolg geblieben sind.

Also mit ein Paar Worten nur so viel davon, als in den Plan dieser Untersuchung wesentlich gehört.

Der christliche Volkslehrer würde sogleich seinen einzigen wahren Gesichtspunkt, nemlich die möglichst zu erreichende Anwendbarkeit der Religionslehren auf Verstand und Willen, aus den Augen verlieren, wenn er reinen Naturalismus von christlicher Offenbarung in Ansehung der Materie selbst wesentlich trennen, und jedes für sich als isolirt, oder gar als einander entgegengesetzt darstellen wollte. Aechte, praktische Religion bleibt in Ansehung ihres Wesentlichen und Materiellen eine und dieselbe, man mag sie nun als reinen Naturalismus oder als christliche Offenbarung sich denken. Der christliche Volkslehrer darf daher,

her, um die positiven Lehren und Vorschriften des Christenthums auf das Zweckmäßigste vorzutragen und zu empfehlen, nur immer den eigenthümlichen doppelten Zweck einer jeden, und insonderheit der christlichen Offenbarung unverrückt vor Augen behalten, nemlich 1) durch die Idee von positiver, göttlicher Sanktion den Wahrheiten des reinen Naturalismus populäre Evidenz; so wie 2) zugleich durch versinnlichte und simplifizirte Darstellung ihnen sinnliches Interesse, Anschaulichkeit und Wirksamkeit für den Willen zu verschaffen.

Der christliche Religionslehrer wird daher erstens zwar allerdings den Glauben an die äußern Kennzeichen der Wahrheit, z. B. an Wunder und Weissagungen, wodurch sich die Lehre Jesu bey dem Volk einzig und allein, oder doch grösstentheils als wahr legitimirt, nächst den eigentlichen Religionslehren predigen, und ihn als nützlich und nothwendig empfehlen müssen. Da aber dieser gesammte, wunderbare Theil der christlichen Religion, als positive

Lehrform betrachtet, nicht eigentlich Religion selbst ist, sondern sich nur zu derselben wie Mittel zum Zwecke verhält; so wird der christliche Volkslehrer ihn auch nicht als Zweck, sondern nur als ein Mittel behandeln dürfen, die erforderliche ausdauernde praktische Ueberzeugung von den Religionswahrheiten selbst dadurch zu erleichtern und zu befördern.

Und gesetzt nun, das Urtheil der Naturalisten sey gegründet; der Glaube an Wunder fände überhaupt weder in den Gesetzen der Natur, noch in der Geschichte selbst hinlängliche Beweisgründe für sich, und wäre daher nichts mehr und nichts weniger, als bloße Täuschung; so würde er doch schon als ein bloßes Vorurtheil, in so fern man ihn als Mittel zur Erreichung des eigentlichen und letzten Zweckes der Religion ansieht und behandelt, alle unsere Schonung verdienen, da er unter dieser Einschränkung auf die Praxis nicht den mindesten nachtheiligen, sondern vielmehr einen wohlthätigen Einfluß hat, und es

im Grunde für die gemeine Vernunft gleichviel ist*), wie sie sich die Mittheilung religiöser und sittlicher Begriffe denkt. Die Meinung von dem übernatürlichen Ursprunge der Religionsbegriffe, beruht auf der dunkeln, unausgewickelten Idee von Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit, deren deutliche Auflösung und Auseinandersetzung ein bloßes Bedürfniß oder Interesse der spekulativen Vernunft zu seyn scheint.

Zweytens, da es ein eben so wesentlicher Zweck der positiven Religion ist, ihre Wahrheiten durch versinnlichte Darstellung dem gemeinen Verstande und Willen anschaulich und interessant zu machen; so wird sie der christliche Volkslehrer mit beständiger Hinsicht auch auf diesen Zweck behandeln, aber hier zugleich alle seine Beurtheilungskraft und seinen Scharfsinn aufbieten müssen, um zwey Extremen einen

*) Ist dies nicht zuviel behauptet? Woher nun der moralische Werth, und die Würde, die bloß aus vernünftigem Handeln entsteht. R.

nen allzu abstrakten und spekulativen Vortrag auf der einen, und eine allzu sinnliche und bildliche Einkleidung der Religionswahrheiten auf der andern Seite gleich glücklich vermeiden zu können. Denn durch diese letztere wird die Erkenntniß und Ueberzeugung von einer abstrakten Wahrheit nicht erleichtert, und popularisirt, sondern vielmehr noch erschwert und verdunkelt. Hier nun kommt der Vernunft eines jeden allein das volle Recht zu, über dasjenige entscheidend zu urtheilen, was von den eigenthümlichen Lehrmeinungen der positiven Religion und der Art ihres Vortrages für uns noch nützlich und anwendbar, was hingegen als bloßes Lokal- und Temporalbedürfniß anzusehen und bey Seite zu setzen sey. Die Vernunft kann und darf hierüber einen sichern und bestimmten Maaßstab festsetzen. Von ihr allein, als dem höchsten Tribunal aller Erkenntniß und Wissenschaft, muß daher auch der christliche Volkslehrer sich die Methode vorschreiben lassen, wie er nach dem Grade

und dem Umfange der individuellen Aufklärung seiner Leser oder Zuhörer die Wahrheiten und Vorschriften des Christenthums auf das nützlichste und zweckmäßigste behandeln könne. —

Herrlich und herzerhebend ist in der That die Aussicht, welche sich uns bey diesen Betrachtungen, bey Festsetzung und Empfehlung dieser Regeln, eröfnet.

Hier wäre nemlich ein Fingerzeig auf den eigentlichen Weg gegeben, wo sich reine Vernunft, angewendet auf die Wahrheiten der Religion und Sittlichkeit, mit dem positiven christlichen Volksglauben zur möglichst vollkommenen Harmonie vereinbaren lasse, und wo man durch wechselseitige Hülfe unterstützt, zur moralischen Wohlfahrt der gesammten Menschheit gemeinschaftlich hinarbeiten könne.

Welch ein ausgebreiteter, welch ein gegründeter Ruhm für die Vernunft wäre nicht diese glückliche Harmonie! Wahrlich! schon ist es für die Philosophie kein gemeiner Sieg,

wenigstens den edlern denkenden Theil der Menschheit über seine wichtigsten Verhältnisse und Angelegenheiten belehrt zu haben. Aber ihr schönster Lorbeer — der höchste Triumph ihres Ruhms würde es seyn, auch noch den weit zahlreichern, nicht denkenden Theil des Menschengeschlechts durch zweckmäßige Benutzung der dazu bereits getroffenen göttlichen Anstalten auf dem Wege des Glaubens zu eben dem Ziel ihrer Bestimmung hingeführt zu haben, wo auch diee Menschenklasse endlich das Vehikel des Glaubens wird ablegen und mit eigenen Augen und heitern Blicken die ewigen Wahrheiten der Religion und Sittlichkeit anschauen dürfen.

Zusätze

Zusätze des Herausgebers zu vorstehender Abhandlung.

Ueber diese Abhandlung, die ich unter denen, welche die Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer positiven Religion behaupten, für eine der interessantesten halte, die über diesen Gegenstand erschienen sind, kann ich nicht umhin, ihrem würdigen Verfasser einige Zweifel vorzulegen, welche mir bey Durchlesung derselben eingefallen sind. Einwendungen geben oft zu genauerer Berichtigung der Ideen Gelegenheit, und als solche will ich sie auch nur angesehen wissen. Ich behalte einer besondern Abhandlung das nähere Detail über diesen Gegenstand vor.

Positive Religion ist von dem reinen Naturalismus nur äußerst wenig, nemlich in den Lehrsätzen unterschieden, welche außer dem Gebiet

biet der Vernunft liegen, und nie ein Gegenstand der Anschauung und Eviktion werden können. Das eigentliche Christenthum, nach der Lehre Christi, ist eigentlich diese Vernunftreligion; denn in den Evangelien finden wir die Glaubenssätze nicht, welche in den spätern Zeiten hineinverwebt wurden, und eine gute Exegetik setzet uns über gewisse falsche Folgerungen in den Stand, urtheilen zu können. Ich wüßte überhaupt Nichts, was Jesus gelehrt haben sollte, das der gemeinste Menschenverstand nicht zu fassen im Stande wäre, da der Gegenstaud seiner Lehre das praktische Verhalten des Menschen als Bedingniß seiner Glückseligkeit beabsichtet. Hiezu sind Bekanntschaft mit der Moralität und den Beweggründen zu derselben, und den Mitteln, sich dieselbe zu verschaffen, nothwendig. Soweit ist nichts als reiner Naturalismus, und die Vernunft tritt mit der höchsten Autorität (wenn dies anders diesen Namen verdiente) hinzu, und zeigt, daß dieses einzige Absicht der Gott-

heit

heit und unbedingter Wille derselben ist. — Diese vernünftige Ueberzeugung macht die Verstandessätze zu religiösen Lehrsätzen, in so fern sie nemlich Gott und den Menschen in Beziehung setzt, und den Willen des letztern jenem des Ersteren unbedingt, aber nicht ohne Vernunftgründe unterwirft. Dies ist die Religion der Weisen, so wie des gemeinen Volkes, nur daß Letzteres gar nicht auf diesen Gesichtspunkt geführt, und mit Glaubenssätzen beschwert wird, für welche keine Vernunftgründe angebracht werden können, weil sie als Offenbarung nicht in den Creis der Verstandessätze gehören und gebracht werden können. Jene faßlichen Sätze der Vernunft, wozu eigentlich wenig Spekulation nöthig ist, da ihre Evidenz aus Erfahrungen sich begründet, werden durch Nebensätze vermehrt, die, da sie weder in der Erfahrung begründet sind, noch werden können; ja sogar einige derselben aller Erfahrung und Vernunft sich entgegensetzen, das Hauptsystem des reinen Naturalismus in

seinen praktischen Folgen hemmen, und unthätig machen. Diese positive Sätze, die so unnöthig sind, da das praktische Verhalten, durch physisches Bedürfniß, Convenienz, Gefühl des Nützlichen und Anständigen u. s. w., nicht aber durch übersinnliche, mit dem praktischen Verhalten in keiner Beziehung stehende Lehrsätze positiver Glaubenslehren bewirkt wird, oder werden kann, kommen bey einer Religion der Vernunft vergebens als subsidiarische Mittel hinzu, da der reine Naturalismus, oder die Vernunftreligion ihrer nicht bedarf.

Es fragt sich nun: wenn das gemeine Volk durch den Unterricht seiner Jugend eben so stark wäre gewöhnt worden, ein vollkommenes praktisches Verhalten als unbedingten Willen der Gottheit, und als einzige Quelle seiner Glückseligkeit anzusehen, ob es alsdann minder tugendhaft und gut seyn würde, als unter der Last unbegreiflicher Glaubenssätze, die

die in ihrer Natur mit dem praktischen Theile der Religion nichts gemein haben, sondern für sich allein bestehen? Wir finden, daß bey dem gröbsten Pantheismus und den elendesten Glaubenssätzen, die Heiden und Indier, besonders die Brachmanen, und die zu diesem Glauben gehören, wenigstens eben so tugendhaft, barmherzig, und voll guter Werke sind, als die rechtgläubigsten Christen mit ihren Glaubenssätzen immer seyn können; unstreitig, weil das praktische Verhalten aus den Erfahrungen von guten oder schädlichen Folgen, nicht aber aus den Meinungen entsteht, ob Brama dreyeinig, ob die Kuh das heiligste Thier, oder ob mehr Personen im göttlichen Wesen seyen; ob Gott einen Sohn in Judäa, oder viele derselben mit den Weibern in Serendiep (Ceylon) zeugen könne; ob er Somonacodom oder wie der Sohn Gottes heiße.

Das große Ressort, welches unbedeutende Dinge zu göttlichen Wahrheiten macht, ist

der Unterricht der Erziehung, welcher eben so gewiß tugendhafte Naturalisten, als gute Christen, Judier und Heiden macht. Der Mensch bedarf eines Sporns zu edlen Handlungen, aber wenn er nicht in der Ueberzeugung von der großen Nützlichkeit und der unbedingten Nothwendigkeit des praktischen Verhaltens, und daß dieses fester, heiliger Wille Gottes, und das einzige Bedingniß der Glückseligkeit sey, liegt, werden die Lehren von Opfern und Blutvergießen, die Nothwendigkeit eines thätigen guten Lebens wohl anschaulicher machen, und als Gründe dazu dienen können? Grade das Gegentheil. Wo die reine Vernunftreligion den Menschen verlassen könnte, die dem verdorbenen Willen, den Willen Gottes im nützlichen Gebrauch seiner Freyheit vorhält, und ihn in zeitliche und ewige Beziehungen auf Gott setzt, da können obige Glaubenssätze nur schaden und nicht nützen. Erschlafft die Kraft des Willens an den Regungen der Naturtriebe, und bey den besten Beweggründen zum Guten, nemlich

dem Gefühl seiner Nützlichkeit durch Erfahrung; wie sehr müssen sie denn nicht erst durch ein unbegrenztes Vertrauen auf das Verdienst und den Tod eines Dritten herabgestimmt werden, da entweder das eigne Verdienst durch selbstthätiges tugendhaftes Handeln, oder das letztere, wo ersteres ist oder nicht ist, vergeblich wird; denn ist das eigne Verdienst des Menschen da, so braucht er keines Versöhners, ist es nicht da, und tritt letzterer Fall ein, so fällt aller vernünftige Grund hinweg, einen praktischen Wandel nöthig zu machen; denn wenn ein Stellvertreter meine Schuld einmal bezahlt hat, so bin ich weiter Nichts schuldig, und ich könnte Letzterem nichts schuldig bleiben, wenn er auf Wiedererstattung verzicht thäte, so wenig als mir eine Bürgschaft etwas nützen würde, wenn ich einem guten Gläubiger, der mich nicht drückt, meine Schuld am Ende doch selbst bezahlen müßte.

Solche positive Glaubenssätze bringen, da sie mit den Lehren der Vernunft nicht Gemeinschaft haben, nothwendig und je nach ihrer Na-

tur immer Schaden; da im Gegentheile der reine Naturalismus keine einzine Entschuldigung und Rechtfertigung zur Beruhigung seines Gewissens, als in einem guten Zeugnisse desselben zuläßt; einer edlen Quelle, die sorgfältiger vor allen Fehlern bewahrt, als der Glaube, daß gute Werke sündhaft seyen.

Die menschliche Gesellschaft gewinnt auch bloß in der Hinsicht an wahren Vortheilen, als die Menschen die Verpflichtungen der Naturreligion befolgen, welche ohne alle positive Glaubenssätze, jede Bedürfnisse der Staaten heben.

In der bürgerlichen Gesellschaft, in der wir leben, sind wir überhaupt nicht im Stande, Etwas anders thun zu können, um ihr nützlich zu werden, als grade, was reine Vernunftreligion uns zur Pflicht macht. Daher sind alle Civil- und andere Gesetze nur in dem Verhältnisse gut, als sie sich der Vernunftmäßigkeit am meisten nähern, und daher ist der reine Naturalismus die einzige Religion, über welche dem Staate das Recht, sie zu erhalten, aber keines,

sie

sie zu unterdrücken zusteht; denn mit ihrer Erhaltung werden die Bande der bürgerlichen Verhältnisse und der bürgerlichen Pflichten geknüpft, und wo sie der Staat über die Grenzen verweisen könnte, würde er sein Land von guten Werken entvölkern, und mit Glaubensmeinungen anfüllen, die mehr zum Streit, als zur Einigkeit Anlaß geben. Diese reine Vernunftreligion zu unterdrücken hat der Staat kein Recht, weil überhaupt Niemand ein Recht zu seiner eigenen Zerstörung zukommt. Man verstehe mich aber nicht unrecht, als nähme ich die Parthey einer Religion, die dem Staate verderblich ist, oder des unreinen Naturalismus, da ich mich oben schon hinlänglich erklärt habe, daß der Reine das Befolgen aller Pflichten, die die Vernunft erkennt, als nothwendiges Bedingniß seiner Glückseligkeit, und als unbedingten Willen Gottes voraussetze. Ein Staat, der solche Grundsätze für gefährlich halten könnte, würde sich selbst nachtheilig werden, und zum Besten der Menschen hat dieses noch nicht Statt gefunden.

Selbst

Selbst die stärksten Vertheidigungen des hergebrachten Systems nehmen diese Lehre, diesen reinen Naturalismus, als den Hauptheil des Christenthums, oder als natürliche Religion im Schutz, indem sie auf die Erhaltung des Ganzen dringen.

Es ergeben sich nun die Fragen, auf die ich gerne eine Beantwortung wünschte:

Wie heißt der Glaubenssatz, welcher ohne Zuthun des Verstandes bey irgend einem Menschen Etwas Gutes hervorbringen könnte, das die reine Vernunftreligion nicht vermag?

Wie heißen und worin bestehen die Beweggründe der positiven Religion, welche dem reinen Naturalismus fehlen?

Worin besteht die Evidenz, welche die erstere vor der letztern gewährt, und wodurch wird sie Evidenz?

Die Beantwortung dieser Fragen muß vieles in's Licht setzen.

Ich habe mich auf die Einwendung, wegen der Untüchtigkeit des gemeinen Volks zur Spekulation nicht eingelassen, weil der reine Naturalismus vom gemeinen Volke nicht Spekulation fodert, diese auch nie die Quelle seines praktischen Verhaltens werden kann. Das praktische Verhalten entspringt aus den empirischen Eindrükken der Erfolge unserer Handlungen, und da diese allein zur Sinnenwelt gehören; so ist die Evidenz der Ueberzeugung durch fortdaurende Erfahrungen bewirkt, und wird durch sie erhalten. Daß die Erhaltung seiner Selbst und seiner Glückseligkeit, wirklicher Wille Gottes sey, dies einzusehen ist leicht, und bedarf keiner Metaphysik, da diese Wahrheit allgemein im Verstande aller Menschen liegt. Weiter fodert der reine Naturalismus vom gemeinen Manne nichts. Lebt er gut; so braucht er keine Stüze bey positiven Religionen zu suchen; denn sein Gewissen stört seine Ruhe nicht — lebt er Nicht gut; so kann ihm der reine Naturalismus sehr leicht den Zusammenhang zwischen der Ursache

und

und seinen Uebeln zeigen; und wenn die Liebe zu sich Selbst und zu seiner Glückseligkeit, ihn vom Bösen nicht abhält; wenn die Ueberzeugung, daß er dem Willen Gottes entgegen handelt, ihn von Lastern nicht zurückbringt, und die Ueberzeugung, daß seine Fehler durch nichts anders, als Tugenden wieder gut gemacht werden können, ihn nicht bessern; so werden es die Glaubenssätze einer positiven Religion noch weit weit weniger thun, für die die Vernunft keine Gründe darbieten, und welche, wie ich schon gesagt habe, ihn in eine verderbende Ruhe stürzen müssen, da sie ihn mit fremdem Verdienste stille machen, wo die Vernunftreligion, das Anspannen seiner höchsten Selbstthätigkeit, zum Bedingniß einer wahren, künftigen und dauerhaften Ruhe fodert.

S. 41. Dieser Schwäche und Verdorbenheit ꝛc. —

Die Offenbarung hat bekanntlich vor der reinen Vernunftreligion Nichts voraus, als die

Glau-

Glaubenslehren, welche in der Vernunft weder ihre Existenz finden, noch von ihr völlig eingesehen werden können. Was würde aber dem reinen Naturalismus mit Dingen geholfen seyn, bey denen er so wenig zu irgend einer Evidenz gelangen kann, daß die Natur dieser positiven Glaubenssätze, die in ihrer Natur, da sie als Glaubenssätze nie die Grenzlinie der Ueberzeugung berühren, sondern in sich Unhinlänglichkeit, Unzuverläßigkeit und Zweifel involviren, grade im Gegentheil, den denkenden Weisen, welchem Alles Glauben auf Authorität ein Greuel seyn muß, von der freyen, ungezwungenen Annahme derselben, zu seiner Stärkung in den Vorfällen, wo sich eine Widerspruch seines Willens ergiebt, abhalten und entfernen muß.

Nehmen wir gar im Systeme des reinen Naturalismus Mangel an innerer Evidenz der Religionswahrheiten an, womit wollen wir die Mängel suppliren, die sich bey einer vorgegebenen Offenbarung, die noch weit weniger Gründe der Evidenz zuläßt, als der Naturalismus, beruhi-

ruhigen? Müßten wir, bey dem Mangel von Eviktion über die positive Wahrheiten, nicht immer zu Etwas Anderem unsere Zuflucht nehmen, um die Lücken auszufüllen, welche die von Beweisen verlaßne Glaubenssätze, ihrer Natur nach eröffnen; und wenn wir finden, daß Täuschungen der Autorität und positiven Religion keine haltende Stützen unsrem Naturalismus unterlegen, werden wir nicht immer wieder zur Vernunft, als der alleinigen Führerin unseres Willens, und zu der Allmacht derselben unsere Zuflucht nehmen müssen, die uns durchaus, selbst in den grösten Collisionen zwischen ihm und Neigungen, allein, durch das Gefühl des Großen und Edlen, zu reinem moralischen Verhalten, und zu freywilligen Aufopferungen, bringen kann?

Vielleicht werden bey der gemeinen Klasse der Menschen sich Schwierigkeiten eröffnen; ich fürchte aber, daß die positive Religion, oder der Gebrauch der Offenbarung ihr kein Gegengift dagegen schenken wird. Die positiven Glaubens-

sätze von zukünftigen willkührlichen Strafen (denn die natürlichen Erfolge vernachläßigter Moralität als relative Strafe lehrt schon der Naturalismus) machen nicht nur wenig Eindruck bey dem gemeinen Manne, sondern die Offenbarung selbst wirkt, dem schärfern Eindruck dieses positiven Glaubenssatzes durch andere Glaubenssätze ihres Systems entgegen, indem sie seine Besorgnisse durch das überfließende Verdienst eines Stellvertreters beruhiget, an welches der Glaube, der Furcht alle Ursachen benimmt, und den Fehlenden ohne sein Zuthun und selbstthätiges Bestreben mit dem Richter aussöhnt, den er fürchten zu müssen glauben könnte. Ueberdem liegt in dem Positiven der Religion so wenig Wirkendes, daß bloß ein blinder Glaube täuschende Ruhe dem Fehlenden gewähren kann. Denn käme das Positive derselben in den Creis unserer Untersuchung; so würde, da sie außer den Grenzen der Vernunft liegen, der menschliche Verstand sich in einer öden Wüste finden, wo Nichts ihm den Weg zur vernünftigen Entwicklung

wicklung desselben und zur Beruhigung bahnen könnte, da Glaubenssätze nur Untersuchungen ihrer Unhinlänglichkeit, oder höchstens ihrer Wahrscheinlichkeit zulassen, letztere aber wieder ihrer Natur nach zwar Beyfall, aber nicht Evikt̃ion gewähren kann.

Bey der mittlern Klasse der Menschen, die eben so wenig ganz ohne Gründe, als ganz nach Gründen glauben oder empfinden können, würde das Labyrinth der Zweifel nur noch verwickelter durch Hinweisen auf positive Religion werden, sobald sich Zweifel vorfinden; im Gegentheile würde das Hinweisen auf's Nützliche und Nothwendige im moralischen Verhalten als einzigem Bedingnisse wahrer Glückseligkeit, ihn auf die einfache Bahn des vernünftigen Selbstdenkens und thätigen Handelns bringen, wo der Rückblick auf unerforschliche Glaubenssätze, ihn in einem ewigen Schwanken hinhalten muß.

(Der Beschluß folgt.)

IV. Be-

IV.

Betrachtungen über die Kometen: Geschichte des in diesem Jahre zurückerwarteten Kometen: Beschreibung eines bequemen Instruments zur Aufsuchung desselben: von Ernst Gottfried Fischer, Prorektor der Berlinischen Schule im grauen Kloster.

Ich weiß nicht, was für eine böse Laune ehedem viele Astronomen geplagt haben muß, daß sie in dem Weltgebäude, auf diesem erhabenen Schauplatze der Weisheit und Güte des Schöpfers, nichts als ihre eigenen finstern Grillen, nichts als Schreckenbilder für die Menschheit sahen. Ich will hier nicht die elenden Träumereyen der Astrologie erwähnen; nur einiges, was ehedem selbst verständige Männer

von

von der Einrichtung der Weltkörper glaubten, will ich erzählen.

Die Sonne, das wohlthätigste aller Gestirne, war ihnen ein schreckliches kochendes Feuermeer, ähnlich unserm irdischen verzehrenden Feuer; ihre Flecken wären Dampf- und Rauchwolken; auf dem Merkur fanden sie eine Hitze, gegen die ein glühendes Eisen Kühlung geben, und auf dem Saturn eine Kälte, gegen die die Kälte unsers Südpols die Hitze eines glühenden Ofens heißen konnte. In den hellen Streifen, die man öfters auf Jupiters Scheibe siehet, sahen sie schreckliche Feuersbrünste, die diesen halben Weltkörper verheerten, und die nur durch Sündfluthen, die sie in den dunklern Streifen wahrnahmen, gelöscht werden konnten. Das rothe, düstere Licht des Mars, worauf konnte dieses anders deuten, als auf einen traurigen Wohnplatz unglücklicher Wesen. Und die Kometen, Gestirne, die plötzlich wie bleiche drohende Geister am Himmel erscheinen und wieder verschwinden, gestal-

tet, wie drohende Ruthen und Schwerdter, oder wie eine schreckliche Flamme, was konnten diese anders seyn, als warnende Vorboten von Krieg, und Pest, und Unglück ganzer Nationen? und können wohl Gestirne, die Schrekken und Unglück auf Millionen Meilen um sich her verbreiten, ein fröhlicher Aufenthalt glücklicher Wesen seyn?

So sahe man sonst die Welt nur durch einen düstern, wiedrigen Nebel an. Aber wer fühlt nicht, daß wir jetzt freyere, reinere Lüfte athmen? Ein milderes Licht hat jene Meinungen, Geburten einer finstern Phantasie verscheucht; und da, wo man sonst nichts als ungeheure Schreckengestalten sah, entdeckt das Auge im mildern Sonnenstrahl eine bezaubernde endlose Aussicht, deren nähere Gegenstände, die das Auge noch fassen kann, Bewunderung, und hohe entzückende Ahndungen über das erregen, was noch in dämmernder Ferne vor uns liegt.

Die Sonne ist uns nicht mehr ein schrecken-der Feuerpfuhl. Dies unermeßliche große wohl-thätige, allbelebende Gestirn gewiß ein Wohn-platz edlerer, wenn auch uns sehr unähnlicher, Wesen, umfließet eine sanfte Atmosphäre von Licht, die ihr wohlthätiges Licht über ein Heer von Weltkörpern verbreitet. In ihr flammt nicht verzehrende Hitze. Der Stoff der Wärme ist auf allen Welten vertheilt; der Strahl der Sonne, ohne selbst Feuer zu seyn, setzt bloß den belebenden Wärmestoff in Bewegung; auf dem Merkur wird dieser Stoff von gröberer, auf dem Saturn und Uranus von weit subtilerer Natur seyn, als bey uns, so daß der stärkere Sonnen-strahl auf dem Merkur, der mildere auf Venus, Erde, Mars, und der schwächere auf Jupiter, Saturn und Uranus, doch nur gleiche Wirkung der Wärme auf jeden dieser Welt hervorbringen können. Auch schmachten Uranus und Saturns Bewohner bey ihrer großen Entfernung von der Sonne nicht in ewiger Nacht oder Dämmerung, und Merkurs Bewohner blendet kein uner-

trag-

träglicher Tag. Empfindlichere Organe (Augen mag ich nicht sagen, vielleicht sind diese nur auf unserer Erde) empfindlichere Organe können dem glücklichen Bewohner Saturns den Mangel stärkerer Sonnenstrahlen mehr als ersetzen. Seine Sinne können weiter reichen, als die unsrigen. Der Schöpfer wies diesem Planeten einen weitern Weg im Weltraume an, als unserer Erde, gab ihm fünf und vielleicht noch mehr Monde, nebst einem wunderbaren Ring zu beständigen Begleitern. Sein Jahr dauert so lange, als dreyßig Erdenjahre. Gewiß sind dort nicht Grönländische Wüsteneyen. Was nützten diesen leblosen Wüsten jene wunderbare Anstalten. Dort sieht man wegen der größern Bahn des Planeten das Weltgebäude aus einem geräumigern Standort, aus mehr Gesichtspunkten. Dort wird man die Entfernungen der Sonnen messen können, die wir Fixsterne nennen, und die wegen des kleinen Standorts, auf den unsere Messungen eingeschränkt sind, uns ewig unermeßlich bleiben werden.

Der scharfsinnigste Astronom unserer Erde, würde schwerlich mit einem gemeinen Kalender für ein Jahr auf der Saturnuswelt fertig werden. Unser einziger Mond macht ihm mehr zu schaffen, als derjenige weiß, dem die Astronomie fremd ist; und die Berechnung des Laufes von fünf oder mehr Monden würden allen seinen Scharfsinn übersteigen. Sollten diese Umstände nicht auf Geschöpfe einer höhern Stuffe deuten, als wir Erdenbürger sind? Ein Leben, das vielleicht nach unserer Rechnung Jahrhunderte dauert, (denn sollte nicht die Lebensdauer der Bewohner anderer Welten, mit den Umlaufszeiten derselben, d. h. mit ihren Jahren und Jahreszeiten in einem schicklichen Verhältniß stehen?) eine längere Lebensdauer, sage ich, wird jene Bewohner Saturns in den Stand setzen, tiefer in die Geheimnisse der Natur, tiefer in die Kenntniß des Weltbaues, tiefer in die Erkenntniß ihrer eigenen Natur und Bestimmung einzudringen. Merkurs Bewohner sind vielleicht manche Stuffen tiefer, vielleicht

auch

auch tiefer, als wir. Ihre Sinne sind vielleicht von gröberer Natur, bedürfen um gerührt zu werden, der stärkern Erschütterung, der nähern Sonne. Ihr Jahr ist kurz, noch nicht so lang, als drey unserer Monate, vielleicht also auch ihre Lebensdauer kürzer, als die unsrige. Ihre Bahn ist enge, ihr Standort also beschränkt, und schwerlich dürfte es dem Scharfsinn selbst vollkommnerer Wesen, als wir sind, gelingen, von dort aus auch nur die wirkliche Einrichtung unsers Sonnensystems kennen zu lernen. Kopernikus, Kepplers, Newtons, Eulers Scharfsinn in einem Wesen vereinigt, wäre dort, wie ein treffliches musikalisches Instrument im luftleeren Raum. — Aber was sollen wir aus den beschweifsten Gestirnen machen, die oft wie eine plötzliche Erscheinung am Himmel sich zeigen, und gewöhnlich nach kurzer Zeit wieder verschwinden? Ein Theil der Alten hielt sie für bloße Erscheinungen in unserm Luftkreis, wie Feuerkugeln und Sternschnupfen. Nur ein Seneka, und einige andere weise Männer ahn-

deten,

deten, daß sie Weltkörper seyn möchten. Tycho von Brahe entschied durch seine Messungen diese Frage, und erwies unwidersprechlich, daß die mehresten derselben weit jenseits des Mondes ihre Laufbahn zurücklegen. Newtons alles durchdringender Scharfsinn entdeckte die Gestalt ihrer Bahnen, und lehrte, sie zu berechnen, und seitdem ist es eine erwiesene Wahrheit, daß sie beständige Weltkörper sind, so gut, wie die Planeten. Ihre Bahnen, die sie um die Sonne machen, sind nicht, wie die Planetenbahnen, kreisähnliche, sondern äußerst lange, und im Verhältniß gegen ihre Länge sehr schmale Ellipsen, von ungeheurem Umfang. Ein Ende dieser Bahnen schmiegt sich nahe um die Sonne herum, bey einigen Kometen sogar weit näher, als Merkurs Bahn: das andere Ende schweift in unermeßliche Fernen weit über alle Planetenbahnen unserer Sonnenwelt hinaus. Die Umlaufszeit der meisten scheint Jahrhunderte, bey einigen vielleicht Jahrtausende zu dauern. Die Gestalt dieser Weltkörper ist

eben

eben so auffallend, und von den übrigen Planeten verschieden, als ihre Bahn. Ihr Licht gleicht gemeiniglich nicht dem schimmernden Strahl der übrigen Sterne, sondern dem sanftern Schimmer eines Nordlichts. Ihr Körper ist zwar rund; aber durch Fernröhre dennoch von ganz anderm Ansehn, als die Scheibe eines Planeten. Ein Kern von etwas dichterer Masse scheint in einen Dunstkreis von sanftem Lichtschimmer gehüllt zu seyn; und eben diese Lichtatmosphäre bildet auf der Seite des Kometen, die der Sonne gegenüber stehet, einen Schweif von Lichtschimmer, durch den man öfters die Fixsterne, wie durch den Schimmer des Nordlichts hindurchschimmern siehet, und der oft eine beträchtliche Länge am Himmel einnimmt.

Die Fernröhre haben zwar den Astronomen schon öfters auch unbeschweifte Kometen gezeigt, doch ist diese Ausnahme selten; vielleicht hatte auch der Schweif nur eine solche Lage, daß er von der Erde aus nicht wohl zu sehen war. Verfolgt man einen Kometen während

seiner

seiner Sichtbarkeit mit dem Fernrohre; so entdeckt man noch mehr auffallende Umstände. Wird ein Komet sichtbar, noch ehe er durch seine Sonnennähe gegangen ist; so erscheint er gemeiniglich zuerst als ein schwacher, kaum begränzter Nebelfleck. Allmählig wird sein Licht stärker, die Scheibe begränzter, und auf derselben setzen sich Flecken von verschiedener Größe und Lage ab, gleichsam als schwämmen sie in der übrigen Masse. Diese Flecken sind veränderlich, sie ziehen sich gemeiniglich, allmählig, in eine Masse oder Kern zusammen, dessen Licht lebhafter ist, dessen Gränzen sich aber in der ihn umgebenden Lichtatmosphäre verlaufen. Aber dieser Kern ist eben so wenig von fester und beständiger Natur. Er theilt sich in der Folge von neuem in mehrere Flecke, die sich immer mehr in der übrigen Masse verlaufen, und endlich nichts als das Ansehen eines matten Nebelflecks übrig lassen. Doch beobachtet man diese Abwechslungen nicht bey allen Kometen auf gleiche Art, und es zeigt sich überhaupt bey diesen Weltkörpern eine

große

große Verschiedenheit. Der eine erscheint röther, die Farbe eines andern spielt mehr in's Gelbe, ein dritter erscheint in blassem Silberlicht. Der Schweif des einen ist lang, eines andern kurz. Bey einem wird der Schweif breiter und durchsichtiger, je weiter er sich von dem Körper entfernt, bey einem andern läuft er spitzig zu, bey einem dritten erscheint er gekrümmt, bey einem andern unregelmäßig gestaltet, bey den meisten veränderlich. Diese Verschiedenheiten machen es begreiflich, wie ehemals die durch Aberglauben und Furcht erhitzte Phantasie, Schwerdter und Ruthen, und Lanzen und Kreutze, und wer weiß was sonst für Schreckenbilder am Himmel sehen konnte. — Einen Umstand muß ich noch bemerken, den ich der Aufmerksamkeit der Beobachter des gestirnten Himmels empfehlen möchte, weil es mir scheint, als wenn man bey Beobachtung der Kometen ihn bisher vielleicht nicht mit genugsamer Aufmerksamkeit betrachtet hätte; sonst würde er eine Menge sonderbarer Hypothesen über die Natur der Kometen in der Geburt

erstickt

erstickt haben. Nirgends finde ich eine Nachricht, daß man einen Kometen im halben Licht, wie den Mond im ersten und letzten Viertel, oder gar sichelförmig gesehen hätte, obgleich die Kometen in allen möglichen Lagen gegen Erde und Sonne erscheinen, so daß es scheint, als müßte man bisweilen nothwendig so etwas bemerken. Da man dies aber allen sichern Nachrichten zufolge noch nie bemerkt hat; so giebt uns dieses wirklich einige Aufklärung über die Natur dieser sonderbaren Weltkörper. Ihr Licht kann kein von der Sonne geborgtes Licht seyn, sonst würden sie wie Mond und Planeten in ab- und zunehmendem Lichte erscheinen. Wollte sie Jemand für dunkle aber durchsichtige Körper halten, wie wirklich einige, ich weiß nicht, ob im Scherz oder Ernste, vermuthet haben, so würden wir sie, wenn sie völlig durchsichtig wären, gar nicht sehen können; wären sie aber unvollkommen durchsichtig, so würde das Sonnenlicht, wenn es durch den ganzen Körper hindurch gedrungen wäre, und einen Weg, viel-

leicht von vielen hundert Meilen, in einer halb-durchsichtigen Masse zurückgelegt hätte, wohl schwerlich noch Kraft haben, einen vielleicht einige tausend Meilen langen Schweif bis an sein Ende zu erleuchten. Wenigstens müßte in diesem Falle die von der Sonne abgekehrte Seite des Kometen auf alle Fälle weit dunkler erscheinen, als die gegen die Sonne gewendete Seite, und dies bemerkt man, so viel ich in den Nachrichten Anderer finde, oder bey dem Kometen von 1769 selbst bemerkt habe, nicht. Es kann also weder das Licht seines Kopfes, noch seines Schweifes, erborgtes Licht seyn. Ist aber der Komet selbst ein leuchtender Körper; so kann die Erleuchtung des Sonnenlichtes an ihm wenig oder gar nicht zu bemerken seyn. Man erleuchte die Flamme einer Kerze, durch tausend andere Lichter, sie wird darum nicht glänzender, oder auf der Seite, wo sie nicht beleuchtet wird, dunkler erscheinen. Die Lichtstrahlen, wenn sie auf einen selbstleuchtenden Körper fallen, scheinen ihre Kraft fast eben so zu verlieren, als

wenn

wenn sie auf einen völlig dunkeln oder schwarzen Körper fallen.

Nehme ich alles bisher gesagte zusammen; so dürften vielleicht folgende Gedanken über die Natur dieser Körper nicht ohne Wahrscheinlichkeit seyn.

Diese Körper sind aus feinerem Stoff als unsere Erde gebildet. Die Astronomen haben längst bemerkt, daß ihre Masse in Vergleichung mit ihrer Größe sehr gering seyn müsse. Denn ihre anziehende Kraft ist so schwach, daß sie nahe bey einem Planeten vorbeygehen können, ohne eine merkliche Störung seines Laufes hervorzubringen. Desto stärker aber ist die Wirkung eines Planeten, dem sie sich nähern, auf ihre Bahn. Der Komet von 1759 verspätete seine Zurückkunft über anderthalb Jahr, weil er bey seiner vormaligen Erscheinung dem Wirkungskreise Jupiters und Saturns zu nahe gekommen war, hingegen war die Einwirkung des Komeeten

ten auf sie selbst kaum merklich. Dieser, auf unleugbare Beobachtungen gegründete Satz, daß die Masse der Kometen sehr gering sey, verbunden mit dem, was ich oben von dem eigenen Lichte dieser Körper sagte, leitet sehr natürlich auf die Folge, die Masse dieser Körper für einen, ich weiß nicht, ob ich feuer- oder lichtähnlichen Stoff sagen soll, zu halten, der nur mit wenigen gröbern Theilen vermischt ist, die sich bey seiner Annäherung zur Sonne, nach seiner Mitte zusammenziehen, und den hellen Kern bilden, vielleicht weil die subtilere Materie, durch die nähere Sonne erwärmt, ausgedehnt, und erleichtert, den schweren Stoff allmählig nach dem Mittelpunkt des Körpers niedersinken lässet. Entfernt sich der Komet wieder von der Sonne, so werden diese schwereren Theile sich wieder erheben, und sich allmählig mit der übrigen Masse verbinden. Wir finden nichts an den Kometen, was uns auf die Idee von einem festen Körper leiten könn-

te. Keine Umdrehung um die Axe, keine scharf begränzte Flecken, keinen scharf begränzten Rand; alles zeigt Spuren eines Körpers, der bloß aus einer flüßigen sehr subtilen, und für sich leuchtenden Masse bestehet.

Aber wozu dienen diese sonderbaren Körper im Weltraume? so wird vielleicht die Neugierde manches Lesers fragen. Freund, ich weiß es nicht; aber eins weiß ich gewiß: umsonst setzte sie die Hand des Schöpfers nicht an den Himmel! umsonst und unbevölkert schuf er nicht viele tausende dieser Körper! (Denn klein kann ihre Anzahl nicht seyn, da wir fast in jedem Jahre neue, noch nicht von den Astronomen beobachtete, durch die Fernröhre am Himmel finden.) Willst Du indessen doch meine Gedanken hören; so wisse denn: ich halte sie für Körper einer höheren Art, und ihre Bewohner für edlere, höhere Wesen, als wir Planetenbewohner sind. Uns heftete die Natur an die Schaale unsers festen

sten Planeten, so daß wir uns weder über seine Oberfläche erheben, noch in das Innere desselben eindringen können; jene durchdringen den leichten flüßigen Lichtstoff des Kometen bis in sein Innerstes. Uns gab die Natur einen schweren Körper, aus gröberm Stoff, von unserer Erde gebildet; ein zarterer Stoff, dem Lichte ähnlich, das er bewohnt, mit Sinnen gerüstet, die wir nicht kennen, wird dort den Geist des denkenden Wesens mit der leblosen Natur verbinden. Uns wies die Natur einen engern Kreis um unsere Sonne an: Sie führt die Natur auf einer unermeßlichen Bahn, bis an die Gränzen der Sonnenwelt. Wir sehen den Weltbau beynahe immer aus einem Standpunkte; sie aus unendlich vielen; bald führt sie die Bahn ihres Weltkörpers in eine Ferne hinaus, wo sie die Sonne mit allen Planeten, wie in einer Projection, etwa wie wir Jupiters oder Saturns Mondensystem sehen; (man erlaube mir immer das Wort sehen; denn wer kann von andern

Sin-

Sinnen anders als in menschlicher Sprache reden)); bald führt sie ihre Bahn mitten unter die Planeten hinein, als sollten sie nun das in der Nähe betrachten, was sie erst aus der Ferne sahen; dann steigen sie wieder zu einer Entfernung hinauf, wo es ihnen vielleicht möglich wird, selbst die Einrichtung anderer Sonnenwelten als die unsrige kennen zu lernen. Wir erleben sechzig oder achtzig Umläufe unsers Planeten: erleben sie eben so viele Umläufe ihres Weltkörpers, so werden wir ihre Lebensdauer nach Jahrtausenden rechnen müssen. In welchem Maaß wird also ihre Erfahrung der unsrigen, und alle ihre Kenntnisse den unsrigen überlegen seyn! Der Lauf unsers Planeten ist weit regelmäßiger, weit weniger Störungen unterworfen, und doch verflossen Jahrtausende, ehe der menschliche Scharfsinn seine Gesetze enträthselte; auf einem Kometen würden wir, mit nicht größern Kräften, als die unsrigen sind, die Gesetze der Bewegung unsers eigenen Weltkörpers nie ergründen, oder

doch die Theorie derselben nie zu dem Grade von Genauigkeit bringen, zu welcher wir bey der Bewegung unsers Erdkörpers gekommen sind. Dort werden also vollkommnere Geschöpfe wohnen, die das, was wir durch einen mühsamen Calcul herausbringen, mit einem Blicke umfassen.

Die Vorstellung, die ich mir von der physischen Beschaffenheit dieser Weltkörper mache, kann für uns einigen Vortheil haben, indem sie uns von einer unnöthigen Besorgniß befreyen kann. Es scheint ein Verhängniß der Kometen zu seyn, daß sie den armen Erdenbewohner in Furcht setzen sollen. Sonst zitterte man vor ihnen als warnenden Strafruthen der Gottheit; seit uns eine reinere Philosophie belehrt hat:

Der Mensch ist nicht der Zweck von Millionen Welten,
Die er theils kaum erkennt, theils nie wird kennen lernen:

Und

Und daß ein Ländchen nur sein künftig Unglück sieht,
Schickt Gott nicht eine Welt, die dort am Himmel glüht.

seitdem ist eine Besorgniß von anderer Art eingetreten.

[Die Fortsetzung folgt.]

Berlinisches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von
G. N. Fischer und A. Riem.

Dritten Bandes zweytes Stück.

May. 1789.

I.

Erzählungen und Sprüche.

(Aus einer bekannten, aber oft nicht verstandenen Quelle.)

1.

Der Weizen und das Unkraut.

Das Himmelreich ist einem Manne gleich,
Der guten Samen auf sein Feld gestreut.
Und als die Leute schliefen, kam sein Feind,

Warf Unkraut in den Weizen, und schlich fort.
Der Weizen wuchs empor, und brachte Frucht;
Doch mit ihm auch das Unkraut. — Siehe da,
Da kamen sie, die Leute, zu dem Herrn:
Es ist entsetzlich; hast du, lieber Herr,
Nicht guten Samen auf dein Feld gestreut?
Wo kommt ihm denn das böse Unkraut her? —
Gelassen sprach der Weise: Als ihr schlieft,
Da kam mein Feind, und warf das Unkraut aus. —
Das geht nicht! kann nicht bleiben! riefen sie.
Herr, nur ein Wort; und wir sind hin aufs Feld,
Und reissen's aus! — Mit nichten, sprach der Herr;
Auf daß ihr nicht, wenn ihr nach Unkraut sucht,
Mir meinen Weizen, den ich ausgestreut,
Zertretet oder ausrauft! Beydes laßt
Zur Erndte wachsen, und zur Erndtezeit
Will ich den Schnittern sagen: Sondert mir
Zuvor das Unkraut aus, und bindet es
In Bündlein ein, daß man's verbrennen kann;
Den Weizen bringt in meine Scheuren ein.

„Was,

„Was, Freunde, lernt ihr aus der Weisheit Mund? —
Daß, wer sogar den Weizen ausrauft, weil
Er schleichend Unkraut liebt, ein schlimmer Wirth
In Gottes Garten sey, und nah verwandt
Dem Feind, ders Unkraut in den Weizen warf!„

2.

Das Heimliche.

So verborgen ist nichts, daß es endlich nicht offenbar werde:
Nichts so heimlich, es kommt dennoch zuletzt an den Tag!

3.

Das Flickwerk.

Kein Kluger flickt vom neuen Zeug den Lappen
Aufs alte Kleid:
Denn sieh, er weiß, das Neue reißt bald wieder
Vom Alten ab;
Es reimt, so schön er glänzt, der neue Lappen
Doch auf den alten Rock sich nicht!

Kein Kluger faßt den Most in alte Schläuche:
Denn sieh, der Most
Zerreißt die alten Schläuche, wird verschüttet,
Und Most und Schläuche kommen um!

4.

Das sichre Kennzeichen.

Dornen bringen keine Trauben:
Disteln keine Feigen. Jeder
Baum, gut oder schlecht, hat Früchte
Seiner Art. — An ihren Früchten,
Freunde, sollt ihr sie erkennen.

5.

Der Geist Christi.

Die Jünger.

Herr, erlaub' uns, und wir lassen
Feuer tab vom Himmel fallen,
Und verderben ihn, den Frevler!
Auch Elias hat's gethan.

Jesus.

Also wißt ihr noch nicht, Kinder,
Welchem Geist ihr folgen sollt? —
Ich bin da, um zu beglücken;
Zu verderben kam ich nicht!

Fischer.

(Kann fortgesetzt werden.)

II.

Beytrag zur Reformationsgeschichte des Jahrs 1540.

Keine Politik ist sich so gleich geblieben, und keine hat so die Kunst verstanden, sich zu vergrößern, als die Römische. Die Verlegung der Kaiserlichen Residenz von Rom, die Wallfahrten der Bischöfe nach dem Grab Pauli und Petri, die Anfragen der Kirchen und Geistlichen, die Kreuzzüge, die Streitigkeiten Heinrichs des Vierten mit den Deutschen Reichsständen, und tausend andre Ereignisse, mußten alle zur Ausführung des großen Plans beytragen, der nichts geringers, als die Alleinherrschaft über die Erde, zum Zweck hatte.

Durch die unterbrochne Aufmerksamkeit auf Alles, was jene Absicht befördern konnte, wurden Grundsätze veranlaßt, die wir von dem

Römi-

Römischen Hofe, Jahrhunderte hindurch, auf eine ganz gleichförmige Art befolgt, und bald durch Gewalt, bald durch die feinste List ausgeführt sehn.

In der einen Hand den Blitz, in der andern den Segen, theilt der heilige Vater den letztern da aus, wo jener nicht mehr zünden kann.

Die neuern Bemühungen, die armen verirrten Protestanten in den Mutterschooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzubringen, sind eine bloße unschuldige Religionsvereinigung, die der Fürst-Bischof zu Rom, aus väterlicher Sorgfalt für das Heil der ihm anvertrauten Seelen, sich zur Pflicht machen muß. Es ist der Mund der Liebe, mit dem er zu dieser gütlichen ganz absichtlosen Vereinigung auffordert; aber wehe den Unwissenden, die sich durch diese schmeichelnde Einladung täuschen lassen!

Schon vor dritthalbhundert Jahren führte die Römische Politik in einem ähnlichen Fall eine ganz ähnliche Sprache; das heißt, in einem

nem Zeitpunkt, wo äußere Gewalt die Reformation nicht mehr hindern, und geheiligter Unsinn nicht mehr durch den Stempel der Unfehlbarkeit Cours bekommen konnte.

Mein Belag ist die geheime Instruktion, die Pabst Paul der Dritte dem Bischof Thomas Campeggi ertheilte, der als päbstlicher Commissarius zu dem Wormser Religionsgespräche im J. 1540 abgesandt wurde. Ich fand sie an einem Ort, wo ich sie schwerlich gesucht hätte, und wo Andre sie schwerlich suchen werden; bey Sam. Guichenon Bibliotheca Sebusiana und de Grassis Diario Curiae Romanae, die der Geh. Rath Hoffmann im J. 1731 herausgegeben hat. —

Noch immer schmeichelte sich Karl der Fünfte, die der Religion wegen entstandnen Irrungen durch ein Religionsgespräch und Vereinigung beyder Theile, die er sich sehr leicht vorstellte, beylegen zu können. Es wurde daher ein dergleichen Religionsgespräch erst zu Hagenau, und dann zu Worms veranlaßt,

auch

auch zu letzterm, jedoch mit anfänglichem Widerspruch der Protestanten, der Pabst eingeladen. Aus ganz begreiflichen Gründen mußten dem Pabst alle dergleichen Unterredungen über die Religion und ihre Gebrechen sehr unangenehm seyn: dennoch nahm er die Einladung an, und ernannte zu seinem Commissarius den Bischof Thomas Campeggi, den er mit der geheimen Instruktion versah, die ich gegenwärtig mittheilen will.

Doch die Bemühungen der Römischen Politik und des Nuntius verfehlten auch diesmal ihren Zweck; denn es war unmöglich, daß bey der Art und Weise, wie man sich vor beyden Theilen bey diesen Gesprächen benahm, etwas fruchtbarer herauskommen konnte. Man stritt z. E. vier Tage über die Frage: Ob die Erbsünde ein bloßer Mangel oder etwas Positives sey? und ob die böse Lust, die nach der Taufe bliebe, bloß materialiter oder auch formaliter Sünde wäre? —

Dies vorausgesetzt theil' ich die Instruktion selbst mit, in einem Deutschen Auszug, worin indeß nichts Wesentliches ausgelassen worden. Sie ist überschrieben:

Paul des Dritten Instruktion für den Bischof von Feltre, Thomas, und die übrigen Gelehrten, die ihn nach Deutschland begleiten werden. Rom, den 5. Oct. 1540.

„Es haben jüngsthin die Deutschen Fürsten zu Hagenau beschlossen, eine Versammlung sowohl katholischer als protestantischer Gelehrten zu veranlassen, die sich zu Worms, den 28. Oct. dieses Jahrs, wegen der streitigen Religionspunkte unterreden sollen; ohne sich jedoch darüber eine Entscheidung anzumaßen."

„Der Kaiser hat uns mit kindlichem Respekt ersucht, auch unsrer Seits einen Bevollmächtigten dorthin zu schicken, der die Deputirten der katholischen Stände mit sei-

nem Rath und Einsichten unterstütze und das Beste unsrer Religion befördere."

„Wir könnten nun zwar Alles, was bisher ohne unsern Beytritt der Religion wegen verhandelt worden, geradezu aufheben, verdammen und verachten; dennoch aber wollen wir lieber, als Stellvertreter unsers Herrn, dessen Liebe nachahmen, und das Beste der uns anvertrauten Schafe auch auf diesem Wege zu befördern suchen. Denn auch Christus erniedrigte sich, stieg von seinem himmlischen Thron auf die Erde, nahm die Gestalt eines schwachen Menschen an, und unterwarf sich endlich dem bittersten Tod."

„Nach reiflicher Ueberlegung: wen wir zu dieser Wormser Unterredung von hier aus abschicken sollten? wollen wir aus besonderm Vertrauen dies Geschäft euch, dem Bischof von Feltre, übertragen; und eure Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit und Kenntniß

niß der Deutschen Angelegenheiten läßt uns den besten Erfolg eurer Bemühungen erwarten."

„Aber überzeugt, daß es, nach dem Ausdruck des Salomo, da wohl steht, wo viele Rathgeber sind, haben wir für gut gefunden, euch einige gelehrte und sprachkundige Gehülfen mitzugeben, deren Rath ihr euch bey vorkommenden Fällen bedienen könnt."

„Bey der Ausführung des Auftrags selbst dient euch folgendes zur Richtschnur."

„Zuvörderst müßt ihr diejenigen Schriften mitnehmen, die sowohl von Reichs wegen, als von beyden Theilen, über die Religion erschienen sind. Dahin gehören:"

„Das Wormser Edikt gegen Luthern und seine Anhänger, vom Jahr 1520."

„Der Reichsschluß, vom J. 1530."

„Die lutherische Confession und deren Widerlegung."

Die

„Die gegen die letztere gerichtete Apologie der Lutheraner."

„Das Nürnberger Edikt, vom J. 1532."

„Der gottlose Frankfurter Anstand (impius recessus Francofordiae), vom Jahr 1539." (a)

„Die Antwort der Protestanten, welche sie den Grafen von Manderscheid nnd Nüenaar (Novae Aquilae) eingehändigt.

„Die dem Kaiser zu Gent von den Protestanten in diesem Jahr übergebnen Artickel, und endlich

der Rezeß der Hagenauer Versammlung vom 28. Jul. dieses Jahrs."

„Außer diesen Schriften wird euch noch unser Nuntius, der Bischof von Modena, der sich gleichfalls zu Worms einfinden wird, dasjenige mittheilen, woraus ihr euch wegen dieses Geschäfts belehren und zu solchem vorbereiten könnt."

Ihr

„Ihr habt daher demselben bey eurer Ankunft zu Worms sogleich euren Auftrag zu eröfnen, und ihn zu ersuchen, eine Konferenz mit den Kaiserlichen Deputirten und dem Bischof von Artois, unserm geliebten Bruder, zu veranstalten, um mit diesen gemeinschaftlich zu überlegen, wenn und wie ihr die Sache anzufangen habt?“

„Ihr müßt euch sehr hüten, von unserm eigentlichen Plan etwas merken zu lassen, sondern anfänglich bloß hören, was von Andern für oder wider die Sache gesprochen wird. Salomo sagte schon: Wer hört, wird weiser; und nach dem Befehl des heil. Jacobi soll man geschwind zum Hören, aber langsam zum Reden und zum Zorn seyn.“

„Keinem der Eurigen ist es erlaubt, sich mit den Deputirten der Katholiken oder der Gegner für sich auf Etwas einzulassen; sondern

dern

dern dies darf nur mit eurem und derjenigen Vorbewust und gemeinsamen Rath geschehn, die wir euch zugeordnet haben."

„Sollte Jemand von euch Etwas in Erfahrung bringen, das für uns von Nutzen seyn könnte, der muß solches sogleich euch, dem Commissario, hinterbringen; hauptsächlich aber müßt ihr zu erforschen suchen, welche von den katholischen Deputirten uns nicht so ganz zugethan sind."

„Gegen diese habt ihr euch besonders vorsichtig zu betragen, und dahin zu sehn, daß das Gespräch nur immer im Allgemeinen bleibt, so daß daraus nichts Nachtheiliges gezogen werden kann."

„Anders verhält es sich mit den ächt katholischen Deputirten, gegen die ihr schon freyer herausgehn könnt, und die ihr nach euren besten Einsichten mit eurem Rath unterstützen müßt."

„Den

„Den protestantischen Deputirten müßt ihr mit jeder Art von Höflichkeit zuvorkommen, und ihnen zu erkennen geben, wie wir ganz bereit wären, die Einigkeit des Glaubens, besonders bey einer so ansehnlichen Nation, als die Deutsche sey, wieder herzustellen, und daß wir hierin gern die Pflichten eines guten Vaters erfüllen würden; nur müßten sie auch ihrer Seits sich als gehorsame Kinder bezeigen.“

„Unter andern habt ihr ihnen hierbey auf eine geschickte Art allen den Schaden und Nachtheil vorzustellen, den die Deutsche Nation durch diese Religionstrennung erlitten hat, und sie zugleich auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die sie unfehlbar zu besorgen haben, wenn sie nicht zur Kirche Gottes zurückkehren würden.“

„Verlangen sie, daß einige Punkte geändert und ihnen nachgelassen werden sollen:

so

so habt ihr solche schriftlich zu erfordern und an uns einzusenden. Sind die Punkte von der Art, daß wir sie der Ehre Gottes und unserm Gewissen unbeschadet zugestehen können: so habt ihr ihnen zu deren Bewilligung Hofnung zu machen, und wir werden alsdann durch die That unsre Liebe zum Frieden beweisen."

„Sollten die protestantischen Deputirten, bey der Vertheidigung ihrer vorgefaßten Meinungen, unsre Person angreifen: so müßt ihr euch dennoch aus der einmal angenommenen Mäßigung im Reden und Handeln nicht bringen lassen; sondern dergleichen Aeußerungen mit der Versicherung begegnen, daß unsre ganze Absicht und Wünsche dahin gingen, Frieden und allgemeine Ruhe wieder herzustellen. Jedoch müßt ihr euch dabey so ungezwungen benehmen, als ob diese Mäßigung euerm Charakter natür-

lich sey, nicht als ob ihr in unsre gute Sache ein Mißtrauen setztet."

„Wir werden es nicht mißbilligen, wenn durch euer wechselseitiges Gespräch ein solcher Weg ausgemittelt wird, auf welchem, mit Gottes Hülfe, die Abtrünnigen wieder mit uns vereinigt werden. Sollte dies aber auch nicht geschehn: so sollen uns dennoch unsre Bemühungen nicht reuen, weil wir wenigstens unsre Schuldigkeit gethan; deren Erfolg wir höherer Leitung überlassen müssen."

„Uebrigens sind uns die Beschuldigungen nicht unbekannt, welche die Lutheraner unserm apostolischen Stul machen. Eure Pflicht erfordert es, bey vorkommender Gelegenheit diese falschen Vorstellungen zu berichtigen und zu widerlegen; ohne euch jedoch deshalb in einen Streit einzulassen. Denn unsre Absicht ist bloß, daß ihr Gehülfen der

katholischen Deputirten seyn, nicht aber irgend etwas verhandeln, beweisen oder abschliessen sollt."

„Glückt es euch nicht, die Protestanten zur Rückkehr zu bringen: so ist es genug, wenn ihr bloß ihre Plane zu erforschen sucht. Es versteht sich von selbst, daß ihr dabey vorsichtig zu Werke geht, damit eure wahre Absicht nicht entdeckt werde."

„Wir erwarten von allem, was unsre Gegner reden, schreiben oder thun, uren Bericht, auf den wir euch schleunigst bescheiden werden."

„Zuletzt ermahnen wir euch, die Ehre unsers heiligsten Stuls möglichst zu befördern, und zu verhüten, daß unser Ansehn nicht noch mehr, als bereits geschehn ist, herabgesetzt werde."

„Unser Herr sey mit euch! Er segne euer Geschäft, und bringe euch glücklich zurück."

„Gege-

„Gegeben zu Rom, beym heiligen Markus, unterm Fischerring, am 5. Oct. 1540, und im sechsten Jahr unsers Pontifikats.“

Sollte man glauben, daß die Wahrheit so viele Regeln der Convenienz und der Vorsichtigkeit erfoderte? und daß der Stellvertreter Gottes die Untersuchung seiner Lehrsätze mit solcher Aengstlichkeit verbieten könnte? — Es ist mir bey Lesung dieser Instruktion oft vorgekommen, als ob sie einen Friedensschluß oder ein andres wichtiges Staatsinteresse, nicht aber die Ausmittelung der Wahrheit und die Untersuchung desjenigen, an dem jedem so viel gelegen seyn muß, der Religion, zum Gegenstand hätte. — Doch das System des Isidors und der ganze Schwall seiner Erdichtungen ist wahrlich eine wichtige Provinz, an deren Erhaltung dem Fürstbischof zu Rom viel gelegen seyn mußte und noch ist. Wer kann es ihm also verdenken, wenn er die Wahrheit,

die

die jetzt in diese Provinz mächtig eindrang, abzukomplimentiren suchte? — Der Zuschauer hat dabey das Vergnügen, die verschiednen Sprachen, die der schlichte Menschenverstand und eine übersirnißte Politik reden, in ihren abweichenden Ausdrücken kennen zu lernen. Der Italienische Politiker, unwissend wie das Mittelalter, aber verschlagen und stolz, versteckt sich und schleicht und scheut das Licht; indeß der Deutsche Mann, Luther, mit dem ganzen Gewicht eines wahrhaft großen Mannes, von Herzen zu Herzen spricht.

Um eben die Zeit, da Pabst Paul der Dritte diese Instruktion ertheilte, hatte Jemand, unter dem verstellten Namen Hulderich Neobulus, einen Traktat über die Bigamie geschrieben und solche vertheidigt. Diese Schrift wurde Luthern zugesandt, und dieser ließ sich folgendergestalt darüber heraus: "Wer nun "begehrt mein Urtheil über dieses Buch, der "höre zu! Also spricht Doktor Martinus Lu"ther über dieses Buch Neobuli. Wer diesem

Bu-

"Buben und Buch folget, und darauf mehr "denn ein Frau nimmt, und will, daß es ein "Recht seyn soll, dem gesegne der Teufel das "Bad im Abgrung der Höllen, Amen. Das "weiß ich wohl, Gott Lob, zu erhalten; und "wenn es eitel Nebolus Hulderiche, samt eitel "Teufeln schneyete, ein ganzes Jahr lang, man "soll mir kein Recht draus machen; das will "ich wohl wehren. Vielweniger soll man mir "daraus ein Recht machen, daß ein Mann sich "von seinem Weibe scheiden möge mit Recht, "wo sie sich selbst nicht zuvor durch öffentlichen "Ehebruch geschieden hat; welches dieser Bube "auch gern wollte lehren." u. s. w.

Gott geb' uns viel solcher Männer, die, — zwar in ihrer Sprache, wie sie unserm Jahrhundert ziemt, — aber eben so offen, edel, frey und gerade heraus für Recht und Wahrheit reden!

J. H. L.

III. Ueber

III.

Ueber den Geist der Gesetzgebung und das Verhältniß zwischen dem Unterthan und Souverain.

Es ist unstreitig kein erhabneres und wichtigeres Geschäft in der Welt, als einen Staat zu regieren, seine Verfassung sey welche sie wolle, demokratisch oder aristokratisch, monarchisch oder republikanisch. Nicht allein erhaben und wichtig wegen der äussern Vorzüge; der Ehre und des Ansehns, der Macht und Glücksgüter, sondern, was weit mehr sagen will, als dies alles, erhaben und wichtig wegen des Amts, das der Regent bekleidet, der Pflichten, wozu er sich anheischig macht, und der Würde der Subjekte, die die Gegenstände seiner Regierung sind.

Der

Der Regent, wer er sey, Einzelherr oder ein Korps mehrerer Befehlshaber, deren Wille an das Volk für den eines Einzelherrn gilt, steht oben an, regt und belebt das Ganze, ist den Gliedern des Staats, was der Geist dem Leibe; die Sonne dem Weltall ist. Die Sonne belebt durch ihren wohlthätigen Lichtstrahl die Natur, und ströhmt Erquickung und Freude in alle Bewohner der Erde. So auch der Regent. Sein heller Geist theilt sich dem Unterthan mit, und seine weise Güte schafft dem Lande Wohlstand und Reichthum.

Wie alles zuerst vom Regenten ausgeht, kehrt auch alles wieder zu ihm zurück. Der innere Wohlstand des Reichs, dessen Größe, Glanz und Macht ist Wohlstand des Königs, dessen Größe, Glanz und Macht. So auch Armuth und Schwäche, Unordnung und Verzagtheit. Das Haupt steht in einer so innigen Verbindung mit dem Körper, daß jenes sich neigt, wenn dieser verfällt, und jenes sich hebt, wenn sich dieser ermannt.

Der Einfluß der Regierung auf den Zustand des Staats ist so groß und einleuchtend, daß er Jedem in die Augen springt. Was kann deshalb wohl wichtiger fällt, als den Geist zu finden und zu erhalten, der die Regierung beseelen muß, wenn sie den Körper beleben will.

Da der König nicht überall und unmittelbar gegenwärtig ist und seyn kann, um auf alle seine Unterthanen zu wirken, und das Reich zu regen und zu lenken, wie die Seele den Körper, so frägt sichs, welches ist das Mittel, wodurch der Regent allen seinen Unterthanen, wie das Haupt seinen Gliedern, gegenwärtig seyn, und ihnen diejenige Bewegung und Richtung ertheilen kann, die sein Wille verlangt und seiner Weisheit angemessen ist? — Es ergibt sich gar leicht, daß das Mittel des Regenten, seinen Willen zum Willen der Unterthanen zu machen, kein anderes seyn kann, als die Gesetzgebung.

Die

Die Gesetze, die der König gibt, sind sein Wille an die Nation, und der Geist dieser Gesetze ist der Geist des Regenten. Durch die Gesetzgebung ist der König allen seinen Unterthanen gegenwärtig und nahe, wirkt auf sie, wie die Seele auf den Leib. Hierdurch wird er Herr und Vater einer großen Familie, ermuntert und ermahnt, verordnet und gebietet mit einer Ueberallheit Millionen Bürgern seines Reichs, wie im grauen Alterthum die Stammväter den wenigen Genossen ihres Hauses. Ein Werk, das ohne Gesetzgebung unmöglich wäre.

Aber auch der Geist der Gesetze ist der Geist des Regenten. Hierin ist allen seinen Unterthanen nicht allein seine ganze Seele gegenwärtig, sondern auch alle Eigenthümlichkeiten derselben lesbar. Sie, die Gesetze, sind die Lichtstrahlen, die vom Geiste des Königs, wie von der Sonne im Mittelpunkt, ausschiessen, und rundumher bis auf alle Grenzen seines Gebiets gleichförmig reichen. Diese Ge-

setze reflektiren den Geist des Regenten, stellen seine Stärke und Schwäche, seine Erhabenheit und Unwürde in treuen Zügen dar. Die Strahlen, die der gesetzgebende Geist eines Regenten wirft, sind Licht und Feuer zugleich. Sie erhellen und wärmen, schaffen Tag und Segen, oder sie blenden und versengen, wirken Stockung und Armuth.

Was kann also wichtiger seyn, als den nothwendigen und ewigen Charakter zu wissen und zu beherzigen, der allen Gesetzen unveräusserlich ist, und den die Regierung nie aus den Augen verlieren muß, wenn sie ihre eigene Würde behaupten und den Flor des Reichs begründen will.

Gesetze des Staats sind der Wille des Regenten an seine Unterthanen. Von dem Augenblicke an, wo Friederich Wilhelm den Scepter nimmt, und Ihm mehr denn sechs Millionen Menschen den Eid der Treue schwören, winkt er diesen allen seinen Willen zu,

und

und sie alle harren mit gehorsamen Blicken auf die Gebote, welche sein gesetzgebender Geist ihnen heiligt und ertheilt. Unverletzlich sollen und werden ihnen diese Gebote seyn; denn sie alle gelobten Treue und Gehorsam auf Leben und Tod. Willig schafft für Ihn der erwerbende Stand, willig zieht vor ihm der Krieger ins Schlachtfeld. Aber auch welch ein erhabnes und wichtiges Geschäft ist es, das der Monarch übernimmt. Ein zahlloses Heer von Sorgen steigt mit dem Diadem auf sein Haupt. Für mehr denn sechs Millionen Menschen wacht sein Geist, und wirkt sein Wille. Ihnen allen will er Gesetze geben. Gesetze! die ihm selbst heilig seyn, die die Zustimmung seines Gewissens, den Beyfall der Gottheit und die Einwilligung seiner Unterthanen haben sollen; Gesetze, die ein Geist beseelt, dessen nur ein König würdig ist.

Wenn sich ein Erbe auf den Thron setzt, und sich mit den erhabenen Gedanken unterhält, daß von nun an er durch seinen Willen ein so großes Reich regieren solle; daß er es durch Gesetze re-

gie-

gieren wolle, wodurch er allen Unterthanen, wie der Geist dem Leibe, gegenwärtig ist, die ein treues Bild seiner Seele entwerfen, und worauf seine eigne Größe und das Wohl der Nation beruht; welche Frage kann ihm da wohl angelegentlicher seyn, als diese: Welchen Geist müssen und sollen alle meine Gesetze athmen?

Daß Friedrich Wilhelm diesen großen Gedanken gehegt habe, beweisen alle seine ersten Schritte, welche Er that. Kaum hatte er den Scepter genommen; so gab er den wichtigen Befehl an seinen obersten Gesetzverweser, worin er auf die Vollendung einer vollkommnen preussischen Gesetzgebung drang. Um einen solchen Befehl zu geben, muß schon die große Absicht zum Grunde liegen, nach dem wahren Geiste der Gesetze regieren zu wollen. Da muß schon der Grundsaß feststehen, daß die wahre Größe und Würde des Regenten aus der Stärke und dem Wohlstande der Nation resultirt, und daß dieser nur durch eine weise Gesetzgebung erzielt und bewahrt werden kann.

Welch ein großer Ernst es hiermit sey, sieht man auch daraus, daß ein Jeder, wer er sey, Einheimischer oder Fremder, eingeladen und aufgefordert wird, alle seine Kräfte und Einsichten aufzubieten, um zur Vervollkommnung des Plans das Seinige beyzutragen.

Auch mich hat diese menschenfreundliche Absicht ergötzt und bewogen, über das Eigenthümliche aller Gesetze nachzudenken; um, wo möglich, das, was den wesentlichen Charakter aller Gesetzgebung ausmacht, zu finden und festzustellen.

Die Resultate meiner Nachforschung liefere ich dem Leser in folgendem Aufsatze.

Ich lasse demnach alles das bey Seite, was zur Erklärung, Berichtigung und Läuterung einzelner Vorschriften dient; dies bleibt Männern von Beruf überlassen, und erfordert viel mehr Bekanntschaft und eignes Studium, als daß ich mich als ein Laye darin wagen könnte.

Allein,

Allein, es sey mir erlaubt, über das, was allgemeine Bedingung und nothwendiger Charakter aller Gesetze ist oder seyn soll, über das wahre Verhältniß des Souverains zum Unterthan, die eigentliche Größe eines Regenten als Gesetzgebers, meine Gedanken zu eröffnen, und die Pflichten aufzusuchen, die ein Regent als Gesetzgeber nie übertreten darf, ohne von seiner Würde zu sinken, und in seinen eignen Augen verwerflich zu werden.

Wenn man es nicht zugestehn will, daß fast in keinem Lande die Gesetzverwaltung so vollkommen ist, als in den preußischen Staaten; so muß man doch einräumen, daß Preußen dies vor allen andern Ländern voraus hat, daß die Verbesserung der Gesetze und Rechtspflege zur allgemeinen Angelegenheit gemacht ist; daß also die machthabende Gewalt von dem wahren Geist der Gesetzgebung beseelt wird, und allein die Heiligung der Menschenrechte und Beförderung der menschlichen Glückseligkeit zur Absicht hat.

Wenn

Wenn man eine solche wohlwollende Redlichkeit mit der strengen Gerechtigkeit gepaart sieht; so dringt sich Einem eine ernste Achtung für die Regierung auf, die zugleich mit einer stillen Entzückung der Seele verknüpft ist; und wer sieht nicht mit froher Erwartung der Ausführung eines so edlen Plans entgegen!

Ich lenke jetzt zu meiner Untersuchung ein.

Die Art, einen Körper zu regieren, muß aus der wesentlichen Beschaffenheit seiner Glieder fliessen; wo nicht, so widerspricht die Art der Regierung dem Wesen derer, die regiert werden sollen; und wo dieses ist, da kann höchstens nur eine regellose Bewegung erreicht werden, wo sich Triebfeder und Maschine, Gewicht und Wage das Wiederspiel halten. Am Ende laufen die Theile gegeneinander, gerathen in Stockung, und das Ganze verwest je länger, je mehr.

Um nun zu ergründen, wie zwischen dem Regenten, als dem Triebrade und den Unterthanen, als der zu bewegenden Maschine, eine

wesent-

wesentliche Kongruenz zu bringen sey, müssen wir in den Charakter, der sowohl dem Oberhaupte als seinem Untergebenen eigenthümlich und unveräußerlich ist, eindringen.

Der Regent ist nur der Beweger eines Körpers von Menschen, und es kommt darauf an, den ersten Grund zu finden, woraus alle Triebfedern entspringen, und wohin sie alle wieder zurück leiten müssen, damit die Stöße und Regungen, die dem Körper ertheilt werden, dem wesentlichen Charakter der Glieder entsprechen.

Um nun den eigenthümlichen und unveränderlichen Charakter aufzufinden, aus welchem allein das wahre Verhältniß des Menschen gegen Menschen, des Unterthans gegen seinen Souverain, und des Souveräins gegen seinen Unterthan herfließt, müssen wir zuförderst von Allem abstrahiren, was bloß Folge unsrer zufälligen Existenz ist, und allein die wandelbaren Verbindungen dieses Lebens angeht. Wir müssen die zeitliche Hülle entfernen, und den Regen-

ten so gut seines Purpurs als den Bettler seiner schmutzigen Lappen entkleiden. Nackt und prunklos müssen wir den Menschen, wie er aus der Hand der Allmacht kommt, betrachten, und untersuchen, was er nach dieser ersten Entlassung aus der Schöpferhand mit sich bringt. Kurz! wir haben es allein mit dem Menschen zu thun, und erwägen ihn nach dem nothwendigen Zwecke, der nicht allein alle irdische Zufälligkeiten weit übersliegt; sondern der alle Epochen der Existenz, ja die ganze Ewigkeit umfaßt, und nie verlischt; es sey denn, daß die Allmacht Gottes der Güte beraubt werden, und statt Seligkeit Vernichtung schaffen wollte.

An dem Menschen nun, so wie er aus dem mütterlichen Schooße der schaffenden Weisheit kommt, erblicken wir sogleich einen doppelten Charakter, einen zufälligen und veränderlichen, und einen nothwendigen und ewigen. Der Mensch ist sinnlicher Natur und geistiger Kraft. Vermöge seines sinnlichen Charakters ist der Mensch irgendwo und irgendwann, vermöge sei-

ner

ner geistigen Existenz ist er weder an Zeit noch Ort; noch an alle Zufälligkeiten seines sinnlichen Daseyns gebunden.

Daß der Mensch in diesem doppelten Charakter existirt, ist keinem Zweifel unterworfen. Wir werden unmittelbar durch das Bewußtseyn auf Beydes geführt. Jeder sieht sich, sobald er nur zu einiger Entwickelung gekommen ist, in der Welt mit Allem umgeben, was seine irdische Verbindung mit sich führt. In unserm Auge spiegeln sich Myriaden von Geschöpfen, und unserm Ohr ertönt die ganze Natur. Unzählbare Bedürfnisse erzeugen sich mit unserm Eintritt in die Welt, und alle unsre Sinne girren unaufhaltsam nach Befriedigung. Alles nun, was sich uns von einer solchen Seite zeigt, sey es in oder außer uns, wovon wir einsehen, daß wir desselben bloß irgendwo und irgendwann bedürfen, wünschen und geniessen; das sich uns an sich nie als ein ewiges Bedürfniß, unveränderliches Gut und unverlöschbares Eigenthum darstellt, gehört zu unserm sinnlichen Charakter,

und

und wir werden uns dadurch unsrer zufälligen Existenz bewußt.

Es hat zwar zu allen Zeiten Grübler gegeben, die diese sinnliche Existenz, und alles, was mit ihr zusammenhängt, in lauter Schein verwandeln, und auf solche Art unsern zufälligen Charakter aus dem Reiche der wirklich daseyenden Dinge wegzuvernünfteln gesucht haben. *) Allein es sind und bleiben dies immer nur schwache Versuche einer sich selbst verkennenden Vernunft. Die sinnliche Existenz ist ein Datum, und alle ihre Eräugnisse fliessen nach einer unabänderlichen Gesetzmäßigkeit ab; und wer sie leugnet, begeht die Inkonsequenz, daß er etwas leugnet, was auch ganz und gar zu leugnen unmöglich wäre, wenn es nicht existirte; denn um es als daseyend bezweifeln zu können, muß es schon da seyn, weil sonst überall der Begriff davon fehlte. Denn eben darin besteht das Unterscheidende aller Vorstellungen der Sinnenwelt,

daß

*) Aus Mißverstand hat man dies auch der Kantischen Philosophie anschuldigen wollen.

daß sie einzeln sind, und unmittelbar gegeben werden. Sie sind deshalb nicht Vorspiegelungen der Phantasie; denn auch diese ist nur ein regelloser Nachhall wirklicher Darstellungen, auch nicht Produkte und Erarbeitungen eines isolirten Verstandes an sich selbst, sondern Gegenstände, die dem Verstande als fremder Stoff zum Denken gegeben werden. Wenn also weder die Phantasie noch der Verstand die sinnlichen Vorstellungen selbst gebähren kann, indem beide nur formale Funktionen haben, und keine sinnliche Vorstellung ihrem Inhalte nach erzeugen können; so ist von Seiten des Menschen schon gar keine Illusion möglich; denn aller Betrug, den uns die Phantasie spielen könnte, bestünde doch nur in der Verrückung der Regelmäßigkeit, Verständlichkeit und Ordnung der sinnlichen Vorstellungen; denn aus sich selbst könnte sie uns nie einen Stoff schaffen, weil sie gar keine materielle Vorstellungen hervorbringt. Nun aber besteht darin das Kennzeichen der unmittelbaren Darstellun-

ſtellungen durch die Sinnlichkeit, daß ſie nicht von uns ſelbſt erzeugt ſind, und auch nicht von unſrer Spontaneität abhängen, ſondern daß ſie uns anderswoher und unwillkührlich gegeben werden, und materiell ſind, und eben dies führt uns den Beweis, daß ihnen Gegenſtände außer uns entſprechen, daß ſie Realität haben, und nicht auf Schein oder Täuſchung beruhen.

Ganz etwas anders iſt es aber, wenn der Gegenſtand der Sinnlichkeit im Verhältniſſe zu den nichtſinnlichen Dingen und namentlich zur geiſtigen Selbſtthätigkeit erwogen wird. Hier ergibt ſich, daß alle ſinnliche Vorſtellungen von den Bedingungen abhängen, die unſerm zufälligen Charakter als ſolchem nothwendig ſind. Ein Gegenſtand wirkt auf uns, und wir bekommen eine Vorſtellung von ihm. Wie nun, wenn das Subjekt, welches dieſe Vorſtellung bekommt, durch ſein Vorſtellungsvermögen an gewiſſe Formen, oder eine ihm weſentliche Art, vorzuſtellen, gebunden iſt? werden ſich die Objekte nicht in dieſe Formen

ſchmie-

schmiegen müssen, wenn sie überall von dem Subjekte vorgestellt seyn wollen. Da aber diese Formen der Vorstellungskraft des Subjekts wesentlich sind, und also die einzige Art, wie sich das Subjekt etwas vorstellen kann, ausdrücken; so werden auch alle Vorstellungen, die das Subjekt hat oder bekommen kann, dieser Form gemäß seyn, d. i. was von der Form an sich prädicirt wird, wird auch allemal ein Prädikat derjenigen Vorstellungen seyn, die durch diese Form nur allein möglich sind. Da nun z. B. die Formen der Sinnlichkeit Raum und Zeit sind; so werden alle Gegenstände, die uns durch die Sinne dargestellt werden, räumig und zeitig seyn, und alle Prädikate haben, die durch Zeit und Raum möglich sind. Vermöge dieser Prädikate, die den durch die Sinne vorgestellten Dingen nur kraft der subjektiven Vorstellungsart zukommen, sagen wir, daß die Dinge außer uns nur Erscheinungen sind. Hierdurch rauben wir ihnen die Wirklichkeit nicht; denn diese steht durch

Empfin-

Empfindung mit Bewußtseyn oder durch die Wahrnehmung fest; aber wir zeigen damit an, was die Gegenstände im Verhältnisse zu den nothwendigen Bedingungen unsrer Receptivität sind. Erscheinungen haben ihren Grund in den Dingen an sich, der Schein aber in einem voreiligen Urtheile des Verstandes; Einbildungen sind nichts, als regellose Zusammensetzungen der Phantasie, wozu aber die Sinnlichkeit schon vorher die Materialien geliefert haben muß.

Diese Einschränkung, daß die Objekte isolirt und getrennt von der Art, wie sie uns gegeben und von uns vorgestellt werden, nicht das sind, was sie im Verhältniß auf die nothwendigen Bedingungen unsers Anschauungsvermögens sind, ist ein Resultat kritischer Bescheidenheit; denn wir können doch gar nicht behaupten, daß unsre jetzige Art zu empfinden und anzuschauen die einzige Art aller Wesen sey, noch auch, daß die Vorstellungen, die wir in unsrer jetzigen sublunarischen Existenz von

den

den Dingen haben, alles erschöpften, was je endlichen Wesen von der Welt zu empfinden und anzuschauen möglich ist; sondern es läßt sich vermuthen, ja von einer durch unendliche Mannigfaltigkeit schöpferischen Weisheit erwarten, daß ihre Schöpfung sich noch in weit mehrern und vielfältigern Gestalten repräsentire. Gleichfalls können wir nicht behaupten, daß unsre sinnliche Vorstellungen, die wir bereits von den Dingen haben, uns die Dinge ganz und gar so vorstellten, wie sie an sich und außer der Art unsrer Vorstellung seyn mögen; nein, wir können und dürfen niemals sagen, das sind die Dinge an sich, sondern nur: so stellen sie sich uns dermalen und nach unsern jetzigen subjektiven Bedingungen, Formen und Gesetzen der Receptivität dar. Kurz also: die Gegenstände, welche wir unsrer subjektiven Empfänglichkeit gemäß anschauen, sind für uns durch diese (nur unsrer sinnlichen Einrichtung nothwendige) Restriktion — Erscheinungen. Also nicht Schein und Täuschung,

nicht

nicht Irrwische oder Feen, sondern wirkliche und reelle Darstellungen, Gegenstände, denen wir ein Daseyn außer uns zugestehen müssen, weil sonst ihre Erscheinung unmöglich wäre. Wir bescheiden uns nur, weder die einzigmöglichen Formen der Anschauung zu haben, noch die Dinge für weiter nichts zu halten, als was sie bloß in Beziehung auf uns sind, und uns also auch nicht unbefugter Weise die schöne Aussicht zu verbauen, und die Hoffnung zu benehmen, daß wir dereinst die Welt Gottes in vervielfältigter Gestalt und Form anschauen werden.

Also der Mensch, der vor mir steht und mit mir spricht, ist nicht etwa bloßer Schein, sondern hat wirkliches Daseyn. Aber Erscheinung ist er doch nur für mich; denn der Eindruck, welchen er auf mich macht, die Vorstellungen, welche er von sich bey mir erregt, können von mir nicht anders, als irgendwo und irgendwann gedacht werden, und allem, was ich mir von ihm vorstelle, haften die Prädikate des Räumigen und Zeitigen an. Ob aber der Mensch, der

als

als Gegenstand meiner Vorstellung korrespondirt, auch außer dem allgemeinen und nothwendigen Perspektiv der Menschheit, räumig und zeitig sey, kann ich nicht wissen; weiß aber doch so viel, daß es auch kein Anderer wissen oder beweisen kann. Vermuthung ist nicht Wissenschaft. —

Es steht demnach als ausgemacht fest, 1) daß unser sinnlicher Charakter, ob er gleich an sich zufällig ist, doch so lange er der bleibt, der er hier ist, eigenthümliche und nothwendige Formen, Gesetze oder Bedingungen habe, die kein Mensch von sich entfernen, und über die sich kein Mensch erheben kann. Wir können als Menschen nie anders empfinden und anschauen, als die Art und Einrichtung unsrer Sinnlichkeit es mit sich bringt. Alles, was uns unmittelbar gegeben und vorgestellt wird, muß in Zeit und Raum erscheinen, muß von uns als irgendwo und irgendwann gedacht werden. 2) Daß diese Einschränkung, welcher unsre Vorstellung von den Dingen der Welt unterworfen ist, die Realität

lität der Erscheinungen nicht aufhebt, sondern sie vielmehr außer allem Zweifel setzt, theils weil die Vorstellungen von den Objekten einzeln und gegeben ins Bewußtseyn kommen, theils weil keine Erscheinung möglich ist, ohne daß Etwas da ist, welches erscheint. Aus beyden Sätzen folgt, daß die objektiven Vorstellungen von fremden Gegenständen gewirkt werden, und also das Daseyn der Dinge außer uns nothwendig machen.

Dies ist, deucht mir, so einleuchtend, daß jeder Nachdenkende von selbst darauf kommen muß. Ich habe es aber hier ausführen und außer Zweifel setzen müssen, weil uns dies den Weg bahnt, um zum richtigen Begriffe von dem Werthe des Menschen zu kommen. Denn ohne zu wissen, daß der Mensch einer Seits bloße Erscheinung sey, daß aber dennoch diese Erscheinung etwas Reelles und keine Täuschung sey, daß folglich der Mensch als Erscheinung seinen Gesetzen unterworfen und an unübersteigbare Bedingungen gebunden sey, können wir über

die

die wahre Würde des Menschen überhaupt und eine ihm gebührende Gesetzgebung nichts ausmachen.

Wir sind nun mit dem sinnlichen Charakter des Menschen bekannt, erkennen die Zufälligkeit desselben, aber auch zugleich dessen nothwendige und in dieser sublunarischen Welt unabänderliche Formen und Gesetze.

Wir wenden uns nun zur andern Seite des Menschen. Hier erblicken wir uns aber auf einer ganz andern Stuffe. Dort war alles zufällig und veränderlich, und selbst das Allgemeine und Nothwendige, was wir in dem zufälligen Charakter entdeckten, die unabänderlichen Bedingungen und Gesetze der Sinnlichkeit, waren es nur in so fern und so lange, als diese Sinnlichkeit dieselbe bleibt. Was mit uns werden wird, wenn diese Sinnlichkeit verlöscht, oder wie es mit andern Wesen ist, die an diese Sinnlichkeit gar nicht gebunden sind, können wir gar nicht wissen und bestimmen. Von dieser sinnlichen und zufälligen Existenz erheben wir uns

nun

nun zu unsrer geistigen und nothwendigen. Diese macht den zweyten Charakter aus, worin sich der Mensch erkennt.

Auf den sinnlichen Charakter zu führen, war uns leicht; denn unser Empfindungsvermögen spricht laut genug. Nicht so offen liegt der Uebersinnliche. Wenn wir uns näher betrachten; so finden wir, daß wir einer Seits bloß leiden. Alles, was mit uns hier vorgeht, nimmt einen unwillkührlichen und maschinenmäßigen Gang. Eins ist immer in dem Andern gegründet, und wir können gleichsam, wie an einer Leiter, von Stuffe zu Stuffe, von Bedingung zu Bedingung steigen, ohne je auf etwas Unbedingtes in dieser Naturforschung zu stoßen. Nicht so im Uebersinnlichen. Hier verhalten wir uns ganz thätig. Hier ist weder unwillkührlicher Vorgang, noch ein maschinenmäßiger Lauf. Was wir wollen, ist unser eigner Wille, und was wir thun, das thun wir selbst. Werden wir im ersten Falle uns unsrer Receptivität, so werden wir im andern uns unsrer Spontaneität bewußt.

wußt. Die Aufmerksamkeit, welche wir auf eine Sache verwenden, die Ueberlegung, die wir anstellen, die Entschlüsse, die wir fassen, sind alle reelle Beweise eines erhabenen und thätigen Vermögens, das wir in uns entdecken.

Der Unterschied des sinnlichen und geistigen Charakters ist sehr auffallend. Durch Jenen wird uns alles gegeben, einzeln und unmittelbar dargestellt, dieser aber wirkt durch sich selbst, schafft oder bearbeitet. Jener ist an Bedingungen gebunden, über die er nie hinaus kann, und alles fließt in ihm nach fremden und unwillkührlichen Gesetzen ab; hingegen dieser erkennt nicht jene Bedingungen, weiß nichts von fremder Macht, und verschmäht jeden unwillkührlichen Einfluß. Die Schranken der Sinnlichkeit sind nicht Einschränkungen des Geistes. In jener ist Alles von relativem Werthe und von einer zeitigen und örtlichen Existenz, in diesem Alles von absolutem Werthe und unbedingtem Daseyn.

Vermöge des übersinnlichen Charakters hat der Mensch ganz eigenthümliche Gesetze. Dies

sind

sind aber Gesetze der Spontaneität und Freyheit, nicht Gesetze der Receptivität und Natur. Diese sind einander so fremd, wie die Finsterniß dem Lichte, wie der Tod dem Leben. Sie haben beyde ihr eigenthümliches, und fliessen aus ganz eignen Quellen.

Jedoch muß ich hier gleich einem Mißverstande vorbeugen. Ob sich gleich die Gesetze der Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit ganz heterogen sind; so gehören sie doch zu einem Subjekte, und stehen in einer genauen Verbindung. Diese besteht darin, daß sich die Spontaneität, indem sie ihre Kausalität im Reiche der Natur beweist, der Naturgemäßheit bedienen muß. Dies scheint etwas dunkel. Ich will mich näher erklären. Spontaneität ist dasjenige Vermögen eines Subjekts, durch welches es aus sich selbst wirken, also unbedingte Kausalität bezeigen oder Handeln kann. Eine Handlung bedeutet zweyerley. Erstlich die Selbstthätigkeit (actus), und zweytens die Wirkung derselben (actio). Jene ist die Ursache,

diese

diese die Wirkung; jene das Intelligible, diese die Erscheinung. Ob nun gleich die Selbstthätigkeit an sich den Naturgesetzen nicht unterworfen ist; so muß sie doch, wenn sie wirkt, ihre Wirkungen in die Naturgesetzmäßigkeit fügen, weil sonst gar keine Naturwirkung durch sie möglich wäre. Daher werden ihre Wirkungen Erscheinungen, und fliessen am Faden der Natur ab. — Eine Einrichtung des Schöpfers, in deren Gründe wir in der Folge noch tiefer einzudringen Gelegenheit haben werden. —

Das Anschauen irgendwo und irgendwann, die Reitzung durch innere und äußere Gegenstände, die Eindrücke auf die Sinne, die einzelnen und unmittelbaren Vorstellungen der mannigfaltigen Gegenstände der Natur u. s. w. gehören dem sinnlichen Charakter, sind für uns nur allein durch diesen möglich, und können allein nur diesem gegeben werden; aber die unbedingte Kausalität, Zeugung der Begriffe und Ideen, Nachdenken, Ueberlegen und Entschliessen gehört für den geistigen Charakter.

Den Unterschied der sinnlichen und geistigen Existenz und die doppelte Rücksicht, worin sich der Mensch hierdurch erblickt, darf man nie aus den Augen verlieren. Vorzüglich aber müssen wir auf das Verhältniß achten, worin diese beyden Charaktere des Menschen stehen. Die geistige Existenz ist der Grund der sinnlichen, und diese muß jederzeit als Folge der erstern gedacht werden. Ohne absolutes Daseyn ist kein Bedingtes, aber wohl das Letztere ohne das Erstere, wie bey Gott. Denn Gott dürfen wir uns nie anders als eine vollkommene Intelligenz vorstellen.

Ob aber das endliche Wesen nie bloße Intelligenz, sondern jederzeit ein Wesen seyn und bleiben müsse, was natürliches Daseyn mit absoluter Existenz verbindet, ist eine Frage, die die Wißbegierde eben so sehr reizt, als ihre Entscheidung viele und wichtige Aufschlüsse über die Bestimmung des Menschen gibt. Wir lassen sie aber hier noch unerörtert.

Daß aber die sinnliche Existenz nur als Folge der übersinnlichen gedacht werden müsse, ist für uns jetzt schon wichtiger, weil hieraus die Auflösung einiger praktischen Aufgaben hergeleitet werden muß; weil der Ursprung des moralischen Gesetzes, seine Macht und Gültigkeit allein hieraus eingesehen, und die unveräußerliche Eigenthümlichkeit der politischen Gesetzgebung festgestellt werden kann.

[Die Fortsetzung folgt.]

IV.

Ueber einige ruhmvolle Eigenthümlichkeiten des Preußischen Staats, eine Abhandlung in der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt vorgelesen.

(Fortsetzung der im 1sten Stücke des 2ten Bandes abgebrochenen Abhandlung.)

Der ausgezeichnete Standpunkt, auf welchem sich der Preußische Staat und seine Bürger sehen, schließt nichts Geringeres in sich, als eine ganz außerordentliche und bewundernswürdige Zusammenstimmung alles dessen, was die Größe, die Macht, den Ruhm, den Wohlstand eines Staats begründen kann, eine Zusammenstimmung aller dieser Dinge, die hier, so weit es nur immer natürliche Anlagen leiden, in ungewöhnlicher Vollkommenheit und völliger

Neu-

Neuheit erscheint. Dies ist eine von den großen Folgen des glücklichen Ursprungs dieses Staats, in so fern er nun eines der großen und herrschenden Reiche der Welt geworden ist, eine Folge davon, daß es ein Mann war, der, mit außerordentlichen Fähigkeiten für alle Arten von Größe für die Natur ausgerüstet, durch ungewöhnliche Schicksale gebildet und zur höchsten Thätigkeit gestimmt, durch auffordernde Lagen, Ereignisse und Verhältnisse unaufhörlich in dieser Thätigkeit erhalten, durch frühe Betretung des Schauplatzes und langes Leben begünstigt, durch Vorarbeiten seiner Ahnen, Bildsamkeit und Tugenden seines Volks, Vertraulichkeit mit Kunst, Geschichte und Weisheit, selbst durch das Zeitalter mächtig unterstützt, mit tief eindringender, alles umfassender, unerschöpflicher Geisteskraft, so wie mit ungehinderter Macht, den Forderungen und Befugnissen der Zeit und Lage gemäß, den Plan zu seiner Größe weise entwarf und ganz, und glücklich ausführte. Ein ausgezeichnetes

Glück,

Glück, das, in diesem Maaß und auf diese Art, noch keinem Volk und Staat zu Theil geworden war. Denn noch keiner war, so wie er, als das überdachte, lange bearbeitete und vollendete Werk eines solchen, durch solche Naturkräfte zur Größe bestimmten, durch solche Schicksale und solche Einflüsse der Weisheit gebildeten und in Thätigkeit gesetzten Geistes und unter so vielfach für die Begründung wahrer Größe günstigen Umständen zum Daseyn gekommen. Allen Stiftern oder berühmten Erweiterern großer Staaten fehlte irgend etwas, den meisten sehr viel von jenem bey Friedrich so glücklich und außerordentlich vereinigten Vorzügen, entweder die Größe und der Umfang und die Harmonie oder irgend eine der einzelnen großen Eigenschaften seines Geistes; oder seine wissenschaftliche Ausbildung; oder die Bildsamkeit und Vorzüglichkeit des Stoffs, den er zu bearbeiten bestimmt war; oder sein langes Leben, seine frühe Erscheinung und lange Verweilung auf dem Schauplatz;

oder jene Fülle des Einflusses und jener ganz freye Spielraum der Thätigkeit, welche der unbestrittene Besitz eines erblichen, uneingeschränkten Throns giebt; oder sein Zeitalter und die ausgezeichnete Eigenthümlichkeit seiner Lage und Schicksale. Daher fehlte auch den von ihnen gegründeten oder groß gemachten Staaten immer irgend etwas Großes, Wichtiges, Wesentliches, dessen Mangel ihre Größe und ihren Werth einseitig und eingeschränkt, wo nicht ganz zweifelhaft ließ. Alle haben das Gepräge eines unvollkommneren, zufälligeren Ursprungs, und zeigen, bey allem Glanz und aller Größe, die sie haben mögen, einzelne große Gebrechen und Mängel — bald Fehler und Mißverhältnisse in der Regierungsform und innern Verfassung; bald Einrichtungen, die mit den allgemeinen Rechten der Menschheit in Widerspruch stehen; bald unverzeihliche und verderbliche Vernachläßigungen einzelner Theile der Regierungskunst und Staatsverwaltung und Mangel an umfassendem Zusammenhang;

hang; bald überwiegende Fehler in der Denkungsart, den Sitten und Gesinnungen der Nation; bald Mangel an Bildung, Aufklärung und Schonung des Geistes; bald unheilbare Wunden durch Krieg oder innere Zerrüttungen geschlagen; bald andre zufällige an Ort und Zeit gebundene Fehler. Allen Freystaaten hat es von je her an innerer Sicherheit und an Zusammenhang und Gleichgewicht der Kräfte und einzelnen Theile der Staatsverwaltung gefehlt, und unter den Monarchien ist keine jemals zu einer so vollkommenen Ausbildung gelangt, als die unsrige. Denn welcher von den wichtigern und wesentlichen Theilen der Regierungskunst und Staatsverwaltung, welche von den Hauptstützen, worauf das Wohl eines Staats beruht, läßt sich nennen, die bey uns vernachläßigt, die nicht bey uns vorzüglich eingerichtet, besorgt, bevestigt wären? Was fehlt Wesentliches und Großes bey uns? Oder, wo ist das Ganze so in Ordnung, und so viel Vorzügliches vereinigt? — Wahrlich, es ist

eine

eine neue, große, merkwürdige Erscheinung, einen Staat zu sehen, der sich mit vollem Recht und ohne Widerspruch rühmen kann, auf einmal und von Allem im Besitz zu seyn: der besten kriegerischen Anstalten; des gebildetesten und berühmtesten Heers; des reichsten Schatzes; der gefülltesten Magazine; der mildesten Gesetzgebung; der vollkommensten Gerechtigkeitspflege; der grösten innern Sicherheit; der vollkommensten Ordnung der Geschäfte; der grösten Achtung bey Fremden — sobald Verdienst und Werth durch Verstand und Thätigkeit erworben zum Maaßstab genommen wird —; einer ganz geordneten, durch nichts gestörten und bedrohten Regierungsform; des günstigsten und vestesten Verhältnisses des Throns zum Volk begründet, auf der einen Seite durch Ansehen auf Verdienste, Weisheit und Thätigkeit gestützt, auf der andern durch volles Vertrauen, durch aufgeklärte Achtung und durch Ueberzeugung von Werth und Zuverläßigkeit; endlich einer Gristesstimmung, einer Vernunft-

herr-

herrschaft und einer Aufklärung, die neu, ausgezeichnet und musterhaft, in keinem andern Staat größer, besser und vester gegründet und durch die Weisheit des Throns aufgemuntert und gesichert, so wie durch herrschend gewordene Einstimmung der Nation glücklich gerichtet und bevestigt ist.

Noch merkwürdiger wird jene Zusammenstimmung aller Theile, Quellen und Stützen wahrer Größe dadurch, daß sie auch die Vereinigung und Harmonie solcher Dinge in sich begreift, die, läge nicht hier in der Wirklichkeit ihre Eintracht vor Augen, fast unvereinbar scheinen würden, und gewiß in vorigen Zeiten für unvereinbar gehalten worden sind. Ich hebe nur einige Züge des Gemähldes, die sich hierauf beziehen, aus.

Zu jenem Gipfel der Größe, auf welchem unser Staat jetzt steht, erhob er sich, obgleich schon vorbereitet und gegründet, in sehr kurzer Zeit. Er stieg schnell, und doch gelangte er

fast

fast zu voller Reife, wenigstens zu einer Reife und Vestigkeit, wozu sich in der ganzen Geschichte kein Nebenbild findet. Er gelangte dazu, obgleich nur klein und arm, von der Natur und durch seine Lage nur wenig begünstigt.

Kriegerischer Geist, Belebung des kriegerischen Geistes und kriegerische Anstalten sind zwar die vornehmste Quelle und Stütze seines Ruhms und seiner Größe — viele Fremde glauben ihn allein in diesem Licht zu sehen — aber mit ihnen verbindet er auch alle andere Arten von ruhiger Thätigkeit, die einen Staat empor heben können, und ohne welche der kriegerische Ruhm sonst nichts als blendender Schimmer und leeres Spiel ist. Fast alle berühmte kriegerische Staaten waren nur kriegerisch, das heißt, sie waren nur etwas von dem, was sie seyn sollten, und alle waren es wenigstens auf Kosten und zum Nachtheil der übrigen Erfordernisse wahrer Größe. Die Thätigkeit und Sorge für die Geschäfte des

Friedens, für die innere Landesverbesserung und für die Angelegenheiten des Geistes, welche unser Staat mit einem nie gesehenen Eifer für Kriegsarbeiten verbindet, ist gänzlich neu und ohne Beyspiel. Und wenn wir jetzt an diese Harmonie schon gewöhnt sind, wenn wir sie in mehrern Staaten, wenigstens dem Anfang nach, eingeführt sehen; so denken wir gewiß nicht oft genug daran, wie viel die Sache auf sich hat, und daß es Preußen war, das hierzu den Ton und das Muster gab, und darin noch immer unwidersprechlich den Vorzug behauptet, wahrscheinlich immer behaupten wird, gewiß immer behaupten kann.

Unser Staat ist eine Monarchie, und gewiß haben sich die Kräfte und Vorzüge der Monarchie nie in größerem Glanz, nie mehr in ihrer ganzen Stärke gezeigt, als bey ihm. Kein Thron war jemals mehr geachtet, vester gegründet, mehr gegen alle Erschütterungen gesichert, als Preußens Thron. Keine Monarchie war jemals ein schöneres und vollkommneres

neres Bild von der Verfassung des Weltalls, dem Muster aller Verfassungen, wo Ein Wille und Ein Verstand an der Spitze steht, und mittelst weise abgetheilter Wirkungskreise, nach vester Ordnung, alle Kräfte und Theile zu gemeinschaftlichen Zwecken und zum Besten des Ganzen bewegt und belebt, und überall gebietend und beglückend Einstimmung und Thätigkeit erhält. Aber bey unumschränkter Macht des Throns geniessen wir einer Freyheit, die wahr, neu, von weitem Umfang und hohem Werth ist; die sich in Ansehung der wahren Vortheile, die sie verschafft, mit den freysten Staaten messen kann, und die zu erhalten und zu beleben sich der Thron selbst zum Stolz, zur Freude und zur Pflicht macht. Man denkt, man lebt, man schreibt bey uns so frey, als irgendwo, und wenn uns Grenzen gesetzt sind; so sind es nur jene, jenseits welcher sich verderbliche Zügellosigkeit und zerstörende Verwirrung anfängt. In der That, wenn man alle die Uebel, die republikanische Frey-

heit

heit mit sich führt, genau berechnen wollte; so würde sich vielleicht ergeben, daß eine solche Freyheit, als die unsrige, daß Preußische Freyheit fast in aller Absicht die schätzbarste und unschädlichste unter allen Arten von Freyheit ist, die die Welt jetzt aufzuweisen hat. Sie ist nicht lärmend und ungestüm, aber sie hat Wahrheit und Gewicht, hat tiefe Wurzeln geschlagen, und stützt sich auf Gesetzgebung und auf die Weisheit und Würde, auf den Ruf, auf die Grundsätze und auf die Vortheile des Thrones selbst.

Lassen Sie uns jetzt diese Betrachtungen unter einen Gesichtspunkt zusammenfassen, unter einen Gesichtspunkt, der sehr natürlich ist, und doch oft übersehen wird, bloß deswegen, weil er allzunahe vor unsern Augen liegt. Selten fühlt der Gesunde genug, was ihm die Gesundheit ist; denn er ist selten veranlaßt, an die Uebel der Krankheit lebhaft genug zu denken. So wie bey unserem Staat alles, was zur Vollkommenheit eines Staats gehört, in ungewöhnlichem Maaß und ungewöhnlicher Harmonie vereinigt ist, so

sind

sind wir auch, mehr als es je Bürger eines Staats waren, von allen den Uebeln frey, die das Glück der Staaten zu stören und zu untergraben pflegen. Denken Sie an jene Uebel, die in dem Innern fast aller Staaten um uns her wüthen und an ihrer Lebenskraft nagen — aus welcher Quelle sie auch entstehen oder entstanden seyn mögen — und das Gefühl der Größe unseres Glücks, und des Außerordentlichen unsrer Verfassung wird sogleich lebhaft in Ihnen erwachen. Fast von allen Staatsübeln sind wir befreyt, so weit es große Staaten seyn können. Wo konnte man sich je dieses Glücks, so wie wir, rühmen? Wir wissen nichts von innern Zerrüttungen, von Störungen öffentlicher Sicherheit, von Bedrückungen der Gewalt oder des Betrugs, von öffentlichem Mangel, von Hemmung und Unordnung der Staatsgeschäfte; Auftritte der Empörung, Verwirrungen und Verstimmungen des Partheygeistes aller Art, Verlachung des Throns, Landesplagen — sind bey uns — so lange unsre gegenwärtige Verfassung bleibt,

und

und nicht außerordentliche Naturbegebenheiten erfolgen — ganz unmögliche Dinge, unmöglicher, als sie es je in einem Staat waren; — dagegen, wie herrscht bey uns Ruhe, Ordnung und Thätigkeit; wie ist alles in vortreflichem Gang; wie ist uns jede Gefahr, die Staaten drohen kann, weniger furchtbar, als irgend einem andren; wie mannichfaltig sind wir auf allen Seiten gedeckt; wie sind alle Geschäfte in Ordnung; wie stark alle Nerven des Staats, wie alle seine Theile in Zusammenhang und Harmonie; wie voll seine Hülfsquellen; wie vest und sicher alle seine Stützen! Versetzen Sie sich in Gedanken in alle Staaten zum uns her, untersuchen Sie ihren Zustand und ihre Verfassung, mustern Sie sie nach ihren Vorzügen und Mängeln, ihrem Besitz und ihren Gefahren! Sie werden einzelne Vorzüge finden, aber kein besseres Ganze, und Sie werden überall furchtbare Uebel und Gefahren antreffen, von welchen wir nichts wissen, und denen alle jene Vorzüge das Gleichgewicht nicht halten könnten. Und vergessen

gessen Sie nicht, auch daran zu denken, was ferner aus uns werden kann, wenn diese großen Anlagen, die dieser Staat in sich trägt, weiter und ganz entwickelt werden; wenn diese Thätigkeit und diese Eintracht des Throns und des Volks fortdauert, welche die Welt bisher an uns bewundert hat; wenn der Preußische Geist noch ferner diesen hohen Adlerflug zur Vollkommenheit nehmen wird, den er seit Friedrich genommen hat! Sie werden dann gewiß nicht zweifeln können, daß unser Loos ausgezeichnet glücklich ist.

(Der Beschluß folgt.)

V.

Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen.

(Fortsetzung der im 2ten Stück des 2ten Bandes abgebrochenen Abhandlung.

Mittel, zu erfahren, welche Aecker schlecht oder gar nicht bebauet worden, und sich ansehnliche Verbesserungen zu verschaffen.

Um meine Ideen, in Beziehung auf den einträglichsten, wesentlichsten und wichtigsten Staatszweig, der allen andern Leben gibt, mehr zu entwickeln; sage ich, daß der Ackerbau der gröste Reichthum ist, daß die Gesetze, welche ihn beschützen, beleben und erweitern, im erhabensten Sinne Gesetze heissen.

Da der Ackerbau nicht so blüht, da er sich nicht so ausbreitet, da er dem Staate nicht so viele Vortheile gewährt, als er könnte und sollte; so will ich so kurz als möglich die Mittel angeben und auseinandersetzen, wodurch

man

man ihm den Schwung geben kann, der ihm so sehr zu fehlen scheint.

Es wäre zu wünschen, daß in jeder Stadt, in jedem Flecken, auf jedem Amte und in jedem Dorfe ein Mann befehligt würde, ein genaues und getreues Verzeichniß von der Menge und Beschaffenheit der Aecker, und wie sie benutzt werden, aufzusetzen. Hierdurch würde man die Gegenden kennen lernen, welche entweder gar nicht oder doch nur schlecht bebauet werden; man würde dadurch erfahren, ob die Ursach davon in dem Mangel an Mitteln, oder an Absatze, oder an Kenntniß und Thätigkeit zu suchen sey, oder ob die Saaten für diese Aecker und für dieses Clima nicht paßten.

Eben dies Verzeichniß müßte die Aemter, die Vorwerke und Dörfer, die Anzahl der Häuser, die Volkszahl eines jeden Hauses und eines jeden Orts, die Morgenzahl des urbaren und nicht urbaren Ackers angeben; es müßte ferner bemerken, worin der nicht urbare Acker bestände; wie viele und wie große Wiesen vorhanden wären, und wie viele man noch machen könnte; wie viel von jeder Art des Getraides ausgesäet sey; das wievielste Korn eine jede Art brächte; wie viel der Ort zur eigenen Consumtion gebrauchte; wie viel von jeder Art des

Getraides zur Saat gehörte, und endlich, wie viel zum Verkauf übrig bliebe. Ein solches Verzeichniß müßte nun auch die Namen der Oerter angeben, wo das Getraide verkauft wird; wie weit es bis dahin sey; ob die Wege gut sind; ob es leicht ist, sie zu erhalten und auszubessern; wie weit die Städte, Flecken, Aemter und Dörfer aus einander sind; wie sie an einander grenzen, und wie weit sie von den großen gemeinschaftlichen Wegen entfernt sind; es müßte Auskunft geben, ob Seen, Quellen, Bäche, Teiche, Ströme oder Flüsse da wären, die Wasser genug enthielten, um Canäle anlegen zu können, auf welchen Schiffe oder Kähne zum Transport und zur Versendung des Korns und der Kaufmannswaaren gehen könnten; wo die Quellen dieser Gewässer seyen, und wie weit man sie leiten könne, und wie weit es von einem Orte bis zum andern sey, und welches die nächsten Städte, Flecken, Aemter und Dörfer sind. Dies Alles wäre zu wünschen, um diese für den Staat und Handel gleich vortheilhaften Arbeiten ausführen zu können.

Eben dieses Verzeichniß müßte nun aber auch noch die Oerter anzeigen, wo man neue Holzungen anlegen oder schon vorhandene verbessern könnte; welche Holzart da wachse oder wach-

wachsen würde: ferner müßte es anzeigen, wie groß jeder Wald sey, und wem er gehöre; ob Wind- oder Wassermühlen da sind, und was sie für Dienste leisten; ob die Eigenthümer der Wälder Holz fällen lassen zum Schiffbau oder zu andern Bauten, oder zu Stabholz, oder für Stellmacher, oder zum Verbrennen oder zu irgend einem andern Gebrauch; ob dies Holz geflößt wird, oder ob es geflößt werden könnte; wie weit die Gelegenheit dazu vom Walde ist, und wie weit sie reicht; ob es zum Export oder zum innern Gebrauch verkauft wird; ob die Eigenthümer es für eigne Rechnung fällen, oder ob es für fremde oder einheimische Kaufleute gefällt wird; ob in diesen Wäldern Kohlen gebrannt werden; ob man da Pot- oder Waidasche brennt; ob Glashütten, Ziegelscheunen und Kalkbrennereyen da sind; ob man da schwarzen oder weißen Pech brennt; endlich ob es da viele Steine gibt, und wozu sie gebraucht werden können, ob zum Bauen oder Pflastern oder zu anderm Gebrauch. *)

Aus einer solchen Aufnahme würde es sich ergeben, welche Art von Produkten der Acker liefert,

*) Man findet vorzüglich viele Steine in Hinterpommern in der Gegend bey Kremmenburg, Rummelsburg, Katzenburg und Publitz.

liefert; welcher am besten bebauet und am besten benutzt wird, und wie viele Menschen von seiner Bebauung leben; welche Art des Viehes am meisten gezogen wird, und in wie starker Anzahl; auf welche Art man die Produkte verkauft und verschickt, und ob diese Art erleichtert und bequemer gemacht werden kann; wie viele Morgen Ackers noch urbar gemacht werden könnten, und welches das schicklichste Mittel sey, mehr Absatz zu verschaffen, es sey im Einlande oder im Auslande.

Nach dieser Aufnahme würde man die Landgüter sehr richtig beurtheilen; wo der Ackerbau mit Ernst angefangen, unterstützt und angefeuert werden müßte; welche Wege und Bäche man mit Vortheil anlegen, ausbessern oder vorzüglich vervollkommnen könnte.

Es ist ausgemacht, daß ein Volk um so glücklicher ist, jemehr es an allen Arten des Getraides einen Ueberfluß hat, und jemehr ihm der Transport desselben erleichtert wird. Wenn hingegen die ersten, nothwendigsten Bedürfnisse mangeln oder abnehmen; so leidet das Volk nothwendiger Weise, und mit ihm leidet auch die Stärke des Staats, und nimmt eben dadurch allmählig ab.

Alle

Alle die Aecker, die deswegen nicht beackert werden, weil sie überflüssig sind, könnten urbar gemacht und bebauet werden. Um zu diesem Zweck zu gelangen, müßte man Häuser hinbauen und Söhne einheimischer Ackerleute darin einrichten, damit sie den rohen Acker nutzbar machten. Dies ist die sicherste und unzweydeutigste Art, rohen Acker mit Nutzen urbar zu machen; denn jemehr Land bebaut wird, desto mehr darf man hoffen, Ueberfluß herrschen zu sehen, und auf die erwähnte Art kann man selbst die Aecker fruchtbar machen, welche auf immer zur Unfruchtbarkeit verdammt zu seyn schienen. Lasset uns daher doch nicht dem Taugenichts von Pächter ähnlich werden, der nur die Hälfte seines Ackers besäete, und dann bey der Erndte über Unfruchtbarkeit klagte.

Das einzige Mittel, alle unsere Aecker bearbeitet und urbar zu sehen, würde also, wie ich eben gesagt habe, das seyn, daß man auf den unbenutzten Aeckern einheimische*) Bauerkinder etablirte, ihnen ihren Theil des zu bearbeitenden Ackers anwiese, und um ihnen Muth

*) Ausländer zu etabliren ist wahrer Verderb; sie verstehen den Ackerbau nicht, und mögen ihn auch nicht lernen, verzehren das Inventarium, gehen dann fort, und werden, was sie waren . . . Bettler.

Muth zu machen, sie vom Enrolement befreyete, aber sie auch zugleich anhielte, daß sie heyrathen müßten. Die vom Könige zu diesen neuen Anlagen erbauete Häuser müßten ihnen zum Eigenthum gegeben werden, und überdem müßten sie noch sechs Jahre von allen Abgaben befreyet bleiben; das heißt, sie müßten vor dem Ablauf dieser sechs Freyjahre dem Staate keine Abgaben entrichten dürfen. Da aber der Acker nicht allenthalben sich gleich ist, und es also welchen geben kann, wo die Urbarmachung mehrere Schwierigkeiten findet, als an andern Orten; so würde es billig seyn, die Freyjahre nach Beschaffenheit der Umstände und der vorgefundenen Schwierigkeiten zu verlängern, um, wie man zu sagen pflegt, die angehenden Wirthe erst auf die Beine zu helfen; denn der Reiz des Gewinstes ist ein starker Sporn, die Menschen thätig und unverdrossen zu machen und zu erhalten.

Einen wirklichen Reichthum und Ueberfluß hervorzubringen, ist einzig und allein die Sache einer anhaltenden Thätigkeit; diese aber hängt ganz von dem Schutz und von den Begünstigungen ab, welche die Regierung den Ackerleuten bewilligt, welche das meiste Land urbar machen, welche die meisten Wiesen anlegen,

das

das meiste Vieh halten und aufziehen, und endlich, das meiste Korn, oder Flachs, oder Hanf oder andere Produkte von ihrem eigenen Fleiße nachweisen können.

Man kann die Vortheile, welche die Natur uns darbietet, nie genug benutzen; man kann sich nie genug darauf legen, ihre wohlthätigen Absichten zu unterstützen, und, indem wir unsern Mitbürgern und der dürftigen Menschheit nützlich werden, unsern Handel zu erweitern, die Konsumtion, den Umlauf aller Dinge und die Ausfuhr zu begünstigen.

Sollten wir die Einzigen seyn, die es nicht wagen, aus unsern engen Schranken zu gehen; die es nicht wagen, neuen Acker zu machen, Häfen zu bauen, Bäche und Canäle zu beschiffen und Wege zu bahnen und auszubessern? Sollten wir die Einzigen seyn, die in Unthätigkeit ruhen, unterdeß daß andere Staaten alle Mittel aufsuchen und anwenden, den Handel zu begünstigen, und fast unüberwindliche Hindernisse aus dem Wege zu räumen, um ihren Zweck zu erreichen? O wir haben solche Hindernisse nicht zu fürchten; die Natur selbst hat uns allenthalben so gut bedacht, daß sie die Thätigkeit der Menschen ersetzt, ihr wenigstens gar sehr zu Hülfe kommt. Es gibt

keinen

keinen Staat, der bequemer wäre, große Dinge auszuführen; es gibt keinen, der des Monarchen würdiger ist, der uns beherrscht; und wir bleiben unthätig? Wann wird doch diese Schlafsucht von uns weichen? Wann werden wir doch Hand anlegen, um so nützliche und nothwendige Unternehmungen, die der edlen Thätigkeit der Römer würdig waren, in einem so mächtigen Königreiche auszuführen?

De Wailly.

Von Häfen, Bächen, Canälen und Wegen, — von der Nothwendigkeit, sie in guten Stand zu setzen und neue anzulegen.

Der Staat hat nur sehr wenige Häfen, und doch könnte man sehr dauerhafte und für den Handel sehr ansehnliche und nützliche Häfen bauen und anlegen. Die Ostsee bietet uns die Hände dazu, und wir sind zu träge, die herrlichen Vortheile zu benutzen, welche sie uns darbietet; dagegen sehen wir, daß sie unsere Schiffe und Kaufmannsgüter und die dem Staate so theuren und nützlichen Menschen verschlingt; wir seufzen nur müßig bey dem heftigsten Schmerz über den erlittenen Verlust,

da

da wir doch sehr wirksam seyn könnten, diese traurigen Vorfälle abzuwenden. Was ist nun besser, den Handel in seinem schläfrigen Gange, aus welchem man ihn reissen könnte, zu lassen, oder unsere Schiffe mit ihren Ladungen einem fast unvermeidlichen Verlust muthig auszusetzen? Aber zu oft erlittener Verlust entkräftet den Kaufmann und zerstört den Handel. Die Menge von Schiffen, welche fast alle Jahre an der Mündung unserer Häfen stranden, beweiset hinlänglich die Unbrauchbarkeit und Unvollkommenheit derselben. Die Register der Strandgerechtigkeit, welche man längst der Ostsee führt, sind glaubwürdige Jahrbücher dieser Unglücksfälle. Diese Wahrheiten sind zu oft erwiesen, sind zu rührend, als daß sie nicht in die Seele und das Herz des besten Königs einen tiefen Eindruck machen sollten. Mit nützlichen Bauten, welche zur Größe, zum Glanz, zur Sicherheit, zum Vortheil des Handels und der Nation überhaupt gereichen können, damit hat man noch keinen Versuch gewagt; aber es ist auch schon Etwas ganz Gewöhnliches, daß man das Angenehme dem Nützlichen vorzieht. Die Nation, die mehr Interesse dabey hat, als ich, würde es mit Vergnügen sehen, daß man einsichtsvolle und fähige Männer dazu ge-

gebrauchte, um die erwehnten Vorschläge gut auszuführen, weil sie nur auf die Verbesserung alles dessen abzwecken, was dem Handel und dem Staat auf eine so zuträgliche Art so wesentliche Dienste und Vortheile gewähren kann; ja ich darf sogar glauben, daß Se. Majestät, die zu großen und edlen Unternehmungen geboren sind, und deren gefühlvolles Herz ganz für Wohlthätigkeit schlägt, die nöthige, unentbehrliche und so gut angewandte Unterstützung nicht verweigern würden.

Bey der Unternehmung solcher Bauten, die zur Erweiterung des Handels, zum Wohl des Staats, zum Ruhm und zum Glanz des Throns gereichen, muß man keine Kosten sparen; dann aber muß man sie scheuen, wenn sie zu eitlen Ausschmückungen und zu bloßen Verschönerungen, die mehr Stolz als Nutzbarkeit verrathen, angewandt werden sollen; dann also unternehme der Staat immerhin kostbare Bauten, wenn er zur Begünstigung des Handels und der Gewerbe Canäle und Bäche aufgraben, wenn er Häfen aufbauen und Wege anlegen läßt; denn es geschieht zur Erzeugung aller der Vortheile, von welchen wir hoffen dürfen, daß sie keimen und einst herrlich aufblühen werden.

Wenn

Wenn aber unser Handel dem Handel anderer Nationen gleichkommen soll; wenn wir den Ueberfluß unseres Getraides an Nationen verkaufen wollen, die daran Mangel haben; so müssen wir dem Handel Wege öfnen, so müssen wir ihn begünstigen, und von allen den Fesseln befreyen, die ihn hindern und einschränken; denn ein Staat ist um so reicher, jemehr sein Handel sich innerhalb und außerhalb verbreitet. Die fruchtbarsten Provinzen, die keinen Handel und keinen Absatz haben, darben bey aller ihrer Fruchtbarkeit, bey allem Ueberfluß. Die mit Handelsleuten angefüllten Städte erheben sich durch ihren Kredit, durch ihre Reichthümer; der Ruf ist ihr Ruhm; Jedermann wird begierig, sie zu sehen, und dies Schauspiel, das ihnen so vielen Vortheil bringt, lockt den Ausländer herbey.

Wenn unsere Industrie noch nicht ganz aus ihrer Kindheit ist, wenn sie noch nicht ihren ganzen Nutzen zeigt; so kommt es bloß daher, weil sie keinen Absatz findet; weil wir noch zu sehr in uns selbst verschlossen sind, und weil wir noch nicht gelernt haben, alle Mittel und Wege zu benutzen, welche die Natur uns darbietet; wir bleiben bey der Quelle durstig,

durstig, welche die Vorsehung uns eröfnet hat, weil wir zu träge sind, als daß wir uns bücken sollten, um ihr Wasser zu trinken.

Sobald der Ackerbau überall blühender seyn wird, sobald wir mehrere Wiesen haben werden, als jetzt; sobald müssen auch unsere Woll-Manufakturen mehr in Aufnahme kommen. Die Ursach, warum Holland, Frankreich, England und Spanien mit den Woll-Manufakturen so viel Glück haben, ist die, daß sie mehr Wiesen haben und mehr Schaafe halten, als wir. Die Holländer, die Franzosen, die Engelländer sind in ihren Unternehmungen unermüdet. Die Kunst, sich der Bäche und Flüsse zu bedienen und sie an solche Orte hinzuleiten, denen sie von der Natur verweigert waren, diese Kunst hat man da nicht vernachläßigt. Die großen Canäle, welche man in Frankreich, in Flandern und an andern Orten findet, hat man nur zur Begünstigung des Handels gegraben. Die Idee, welche ich in einem Berichte wegen der Verbesserung des Stolpischen Hafens angegeben habe, nemlich aus der Weichsel bey Möven einen Canal durch Ost- und Westpreussen und durch Hinterpommern in die Häfen von Kolberg und Stolpe, und also in die Ostsee

zu leiten, scheint mir gar nicht unausführbar und unmöglich. Welche wichtige Vortheile würden nicht hieraus für diese Gegenden, in Absicht des Verkaufs, der Versendung, des Umlaufs und der Ausfuhr des Getraides, des Holzes und aller andern Produkte, entspringen? Oder soll die Furcht, daß so nützliche und glänzende Arbeiten wegen der Ungewißheit eines künftigen Gewinnstes vielleicht verloren seyn könnten, die Anlegung eines solchen Canals verhindern?

Dies Unternehmen kann nur mit der Zeit ausgeführt werden; es ist eine herrliche Idee, wovon wir die Vortheile hoffen und berechnen, wovon aber erst unsere Nachkommen den Nutzen erndten können. Es ist wahrscheinlich, daß ein Unternehmen dieser Art nützlich werden, und daß es, da seine Nutzbarkeit sich in allen Fächern zeigt, den Handel blühend machen muß. Diese Provinzen sind fruchtbar genug, ihre Bewohner thätig genug, um ihn zu erweitern und seinen glücklichen Fortgang zu sichern. Aber was hilfts? der Gedanke, daß eine solche Ausgabe Gefahr laufen könnte, durch keinen vortheilhaften und gewinnreichen Handel ersetzt zu werden, wird in unsern Augen immer mehr Gewicht haben, als die unzweydeutigste und

wesentlichste Nutzbarkeit; da doch der Handel auf keine andere Art in Aufnahme kommen und blühend werden kann, als wenn man ihm sichere Wege bahnt. Aber ich fürchte sehr, daß man die Bäche, die Canäle, die Häfen, welche man in fremden Ländern mit so gutem Erfolge gegraben hat, daß man die Wege und die großen Landstraßen, welche man da zum Besten des Handels angelegt hat, als eine abgeschmackte Erdichtung betrachten wird.

Man muß bemerken, daß Ost- und Westpreußen und Pommern, sowohl wegen der glücklichen Lage, als auch wegen der Menge und wegen des Ueberflusses an Produkten aller Art, als eine nothwendige Niederlage des Handels mehrerer Nationen angesehen werden muß. Diese Provinzen werden noch viel ergiebiger und noch weit blühender werden, wenn die Regierung, so wie ich es vorschlage, es einst unternimmt, diese Canäle von der Weichsel bis zur Ostsee graben zu lassen. Ich darf es nicht beweisen, daß wir an der Ostsee keinen einzigen schiffbaren Hafen haben; aber das muß ich sagen, daß wir sehr nützliche, sehr dauerhafte und dem Handel sehr zuträgliche Häfen haben könnten. Wir verlangen keinen solchen Hafen, der Tod und Zerstörung bringende Schiffe aus-

und

und einlaufen läßt; wir verlangen friedliche, Ueberfluß und Reichthum bringende Häfen. Inzwischen scheint doch die Vestung bey Kolberg, wegen ihrer überaus glücklichen Lage, von der Regierung eine günstige Aufmerksamkeit zu verdienen. Es würden nicht gar viele Kosten erforderlich seyn, den dortigen Hafen in einen sehr guten Stand zu setzen und darin ein Bassin anzulegen, wo die Schiffe zu allen Zeiten vor allen Unbequemlichkeiten, denen sie in den meisten fremden Häfen ausgesetzt sind, sicher seyn würden. Die Schiffe würden sehr leicht bis an die Stadtmauern hinaufgehen können. Dieser Hafen würde auf der ganzen Küste der sichere Zufluchtsort aller Schiffe werden, die durch Zufall gezwungen würden, sich nach dieser Küste zu retiriren. Es ist auf dem Gestade eines lebhaften Hafens, wo man den Handel lieben lernt, wo der Kaufmann Schiffsluft athmet und Geschmack an Unternehmungen bekommt; die Zurüstungen beym Befrachten, die Gespräche, welche durch den guten oder schlechten Erfolg dieses oder jenes Handels veranlaßt werden, machen in seiner Seele einen tiefen Eindruck; die Aussicht zu einem schnellen Glück reizt ihn mehr, als die Erzählung von Unglücksfällen ihn abschreckt.

Der vorgeschlagene Canal von der Weichsel durch Ost- und Westpreußen und Pommern, würde wohl das kühnste und gröste Unternehmen seyn; es würde aber auch dem Staat und dem Handel unaussprechlich nützlich werden. Der eine Arm dieses Canals müßte in den Stolpefluß und der andere in die Persante und so in den Kolbergschen Hafen fließen. Man wird sagen, daß zum Schiffen auch hinlängliches Wasser gehört. Wir haben aber des Wassers die Fülle; es kommt nur darauf an, daß man es gehörig dirigirt, es in ein sicheres und bequemes Bett leitet, und dessen Ufer so erhöht und sichert, daß es nicht austreten kann. Man hat schon bey Kolberg und Stolpe Fregatten gebauet, und vom Stapel laufen lassen. Zu solchen majestätischen Gefäßen gehört aber doch schon ein ziemliches Wasser und eine beträchtliche Tiefe: wir haben überdem noch eine Menge von Springquellen, von Bächen, von Seen und Teichen, welche wir in die Canäle leiten könnten, und bey der Benutzung dieser Hülfsmittel stehe ich ganz sicher dafür, daß wir uns die gröstten und schönsten Canäle verschaffen könnten, deren Brauchbarkeit dem Handel einen außerordentlichen Schwung geben und ihn in den schönsten Flor bringen würde.

Wir

Wir haben Hülfsquellen und Vortheile, welche andere Nationen nicht hatten; demungeachtet haben sie doch bey allem Mangel daran, in trocknen Gegenden und bey den grösten Schwierigkeiten die schönsten Bäche, Canäle und Wege angelegt. Die Natur hat uns mit allen Hülfsmitteln versehen: der Kunst Pflicht ist es, sie nützlich anzuwenden und zu gebrauchen: und geschieht dies; so haben wir unzählige Wege, zum Glück zu gelangen, und dem Staate Reichthum und eine unerschütterliche Stärke zu verschaffen.

Unsere Häfen haben fast alle den Fehler, daß ihre Mündung zu nördlich ist; es wäre in der That leichter, besser und sicherer, wenn man ihnen ganz neue Mündungen machte, als wenn man die alten immer ausbessern will; denn dadurch würde man den Klippen ausweichen, die sich doch immer wieder ansetzen.

Stettin treibt einen sehr starken Handel, und ist sehr reich; aber der Handel würde da noch lebhafter und der Reichthum noch größer werden, wenn der Hafen bey Swinemünde sicherer, bequemer und gefahrloser wäre. Indessen können die Canäle, welche ich vorschlage, dieser Stadt nicht nachtheilig werden:

jener

jener ihr Lauf hat mit dieser ihrem Handel nichts zu thun; sie gehören nur für die fruchtbaren, an allen Getraidearten Ueberfluß habenden Provinzen, denen der Absatz und die Circulation eben so dringend als unentbehrlich wird; und darum wagen wir es, die Wünsche dieser Provinzen zu den Füßen des Monarchen zu legen, und ihn zugleich anzuflehen, daß er geruhen möchte, von unintereſſirten Ingenieurs einen Plan darüber aufnehmen zu lassen, wobey es jedoch nicht undienlich seyn würde, wenn man es diesen noch besonders auftrüge, daß sie den Anschlag dazu nicht zu hoch machen möchten. Da aber ein so großes Unternehmen nur mit der Zeit ausgeführt werden kann; so mögen auch sie sich immerhin Zeit dazu nehmen, den Plan recht wohl zu durchdenken, und ihn recht reif werden zu lassen; denn dies ist die Hauptsache, und davon hängt der Fortgang oder das Unterbleiben der Canäle ab. Aber ich fürchte, daß die Kosten dieser Arbeit abschrecken werden; dies ist das gröste Hinderniß, das nur durch Zeit und Geld muß überwunden werden; und bey unserm Vortheil sind wir immer zu furchtsam; sicher wird daher der künftige Nutzen über die gegenwärtigen Schwierigkeiten vergessen werden.

In Frankreich und England versteht man sich besser auf die Benutzung aller Unternehmungen, als bey uns; man ist da kühner bey allem, was der Mühe werth ist, und scharfsichtiger bey allem, was wirklichen Nutzen bringt. Diese Nationen verstehen sich darauf, alle, auch die unübersteiglichsten Schwierigkeiten zu überwinden, und ihren Handel zu schützen, zu begünstigen und zu erweitern; sie vervollkommnen mit jedem Tage ihre Fabriken, und mit jedem Tage erfinden sie Mittel, ihren Wachsthum und ihren Absatz zu begünstigen. Aber nur durch Geduld und Thätigkeit kommen sie so weit, daß sie alle Schwierigkeiten überwinden und sich über andere Nationen emporschwingen können. Zwar opfern sie große Summen auf, um sich dadurch für die Zukunft noch größerer zu versichern. Aber wir? Wir mögen nicht einmal darauf denken, wie wir die uns von der günstigen Natur zugetheilten Vortheile benutzen können; und es scheint, als hätten nur jene Nationen allein Geschmack und Genie zu großen und nützlichen Unternehmungen.

Frankreich, nicht zufrieden mit den großen Landstraßen und den tiefen Bächen, die ihm den Handel erleichtern, durchwühlt auch noch

den

den Schooß der Erde, um schiffbare Canäle zu graben, die wegen der Kühnheit ihrer Aufführung, wegen ihrer Schönheit und wegen ihrer Nutzbarkeit bewundernswürdig sind. Die französische Nation ist thätig und in ihren Unternehmungen unermüdet; diese Gerechtigkeit kann und darf man ihr nicht verweigern. Wenn sie aber bey so langwierigen, so mühsamen und so kostspieligen Unternehmungen ihre Vortheile nicht fände, würde sie sich denn wohl damit befassen? Würde sie noch mehrere wagen, wenn sie nicht zum Flor und zum Wachsthum des Handels gereichten? Aber bey ihr vermehrt und vervollkommnet die Kunst die Natur und übertrift sie noch. Wann werden wir doch einem fruchtbaren Beyspiele nachfolgen? Wann werden wir doch von den uns so nahe liegenden Vortheilen Gebrauch machen? Wahrscheinlich nur dann, wenn unser erhabener Monarch es uns befehlen wird. Er ist zu großen Unternehmungen geboren, und er wird gewiß seinen Ruhm durch Denkmäler verewigen, die seiner Größe würdig sind; und bey der Ruhe des tiefsten Friedens erwartet dies die Nation von seiner väterlichen Liebe. Die Quellen sind uns von der Natur geöfnet; auf seine Vatergüte kommt es an, sie zur höchsten Wohlfahrt

seiner

seiner Unterthanen sprudeln und fließen zu lassen.

Der Staat ist der reichste, der mehr Korn und andere Waaren verkaufen kann, als er von außenher einkaufen muß. Unter Begünstigung des Umlaufs der Waaren und bey vielen Wegen zum Absatz, blühen, wachsen und erhalten sich die Fabriken, und so ziehen diese Geld ins Land und holen das Uebergewicht des Tauschhandels auf seine Seite: und wenn wir die herrliche Lage, worein die Natur uns gesetzt hat, benuzen wollen; so haben wir ein sehr weites Feld, auf welchem unser Genie und unsere Thätigkeit sich zeigen kann. Wenn also der Handel so schläfrig geht, wenn das Volk im Elende schmachtet, wenn unsere Fabriken nicht recht fort gehen, wenn sie wohl gar ganz eingehen; so zeigen diese Bemerkungen sehr deutlich, daß es bloß daran liegt, daß wir unsere Produkte weder gut verkaufen noch gut transportiren können.

Unser Ueberfluß an Getraide und an Fabrikaten schadet unserm Wachsthum, wenn man ihn nicht in Umlauf zu bringen sucht, und den Export erleichtert; ich sage, er schadet dem Wachsthum, weil Ackerbau, Thätigkeit und Fabrikenwesen von selbst nachläßt, wenn kein

Absatz

Absatz zu finden ist; denn Beraubung des Absatzes ruinirt Ackerleute, Kaufleute und Künstler. Wir sind nicht reich, wenn wir viel Korn auf den Magazinen und viele Zeuge in den Waarenlägern haben; um jenes zu werden, müßten wir dies alles verkaufen können. In dieser Rücksicht haben die Nationen, welche beym Transport ihrer Waaren alle mögliche Erleichterungen finden, sehr große Vorzüge vor uns.

Was den Handel anbetrift; so ist es so klar, wie die Sonne am Himmel, daß er in allen Ländern blüht, wo er viele Wege und Begünstigungen genießt, wo der Transport und der Umlauf der Waaren ohne Fesseln ist, wo er keine Hindernisse findet. Die Güte der Produkte unseres Bodens und die Vollkommenheit unserer Fabrikate, wird uns Absatz verschaffen, und vielleicht Vorzug vor Andern erlangen, wenn das Vorurtheil und der blinde Enthusiasmus für das Ausländische wird verschwunden seyn; denn es scheint nun schon einmal in der Natur zu liegen, daß man das Ausländische liebt, ob es gleich in vielen Fällen weit schlechter ist, als das Einländische; und es dürfte wohl nur ein einziges Mittel geben, dies Vorurtheil zu verscheuchen, nemlich

daß

daß wir uns bemühten, unsere Fabrikate nach allen Orten zu versenden, und daß wir sie wohlfeiler verkauften. Der Handel wird nur in dem Verhältniß blühend, in welchem sich Industrie verbreitet, und in welchem die Regierung ihn aufmuntert und begünstigt.

De Wailly.

Von den Manufakturen und Fabriken; von den Mitteln, ihnen aufzuhelfen und sie blühender zu machen.

Die Manufakturen und Fabriken des Königreichs sind durch die stets anhaltenden Wohlthaten des Königs, durch fortgesetzte darauf verwandte Sorgfalt, und durch die Freyheiten, deren sie genießen, zu einer solchen Stufe der Vollkommenheit gediehen, die einem jeden Geschmack ein Genüge zu leisten im Stande ist.

Es kommt nur darauf an, ihren Arbeiten und Fabrikaten sowohl, als den natürlichen Produkten, neue Wege zum Umlauf zu öfnen, und ihnen innerhalb und außerhalb des Landes

mehr

mehr Absatz zu verschaffen; denn das ist fast das einzige, was ihnen fehlt, und was uns bewegt, unsere Wünsche vor dem Thron des Monarchen zu wiederholen, nemlich dies Einzige ihnen zu verschaffen. Unsere Tücher, unsere Stoffe, unsere Sammte, unsere Manchester, unsere würflichte, gestreifte und glatte Plüsche, unsere halbseidene, kameelhärne und wollene Camelotte, unsere Etamine, unsere Tamiße, unsere Rasche, unsere Droguette, unsere Flanelle, unsere Barchente und Moltons, unsere Croise's, unsere Serge, unsere Calmanke, kurz alle unsere seidene, kameelhärne und baumwollene Zeuge; unsere Katune und Zitze ꝛc. sind durch ihre schöne Farbe und Schattirung und durch ihre vortrefliche Appretur zu einer so vollkommenen Delikatesse und Feinheit gebracht, daß sie weder in der Schönheit noch in ihrer Dauerhaftigkeit den ausländischen Fabrikaten das geringste nachgeben. Es würde für den Staat ein wahres Unglück seyn, wenn er diese so wichtigen Handlungszweige, die so vielen Künstlern und Handwerkern Lebensunterhalt gewähren, nicht erhalten und beschützen wollte; er würde gradezu an ihrer gänzlichen Zerstörung arbeiten, wenn die Regierung sich jemals so weit vergessen könnte, daß sie die Einfuhr

fuhr fremder Waaren gestattete, wie verschiedene Kaufleute aus purer Schwachheit es nachgesucht haben, und zwar unter dem scheinbaren Vorwande, um dadurch die Nacheiferung der Künstler und Fabrikanten zu reizen. Wenn eine solche Erlaubniß jemals Statt finden sollte; so würde sie alle Fabriken total zu Grunde richten. An statt eines langsamen Verderbens, gegen welches die Aufmunterung der Regierung einigermaßen schützen kann, würden alle Arbeiter in eine gänzliche Dürftigkeit versinken, und unsere Gewerke würden ohne Rettung zu Grunde gehen. Mir scheint es weit vernünftiger zu seyn, unsere Fabriken und Fabrikanten, unsere Künstler und Handwerker zu konserviren, und ihnen Mittel zur Verbreitung ihrer Industrie an die Hand zu geben und zu verschaffen, als darauf zu denken, wie wir sie durch einen solchen freyen Handel wollen sinken und ruiniren lassen, der doch nur für reiche Kaufleute, die allein im Stande sind, ihn zu führen, ergiebig seyn, unsere Fabriken aber in kurzer Zeit ganz vernichten würde; noch einmal, es ist vernünftiger, darauf zu denken, unsere Fabriken zu erhalten, zu vervollkommnen, und sie in den möglichst blühenden Stand zu setzen.

Wenn

Wenn unsere Fabriken zur Zeit des hochseligen Königs, ruhmwürdigen Andenkens, keinen so schnellen Fortgang hatten; so kam es daher, daß es zu viele Monopole gab. Sie hinderten die Entwickelung des Genies; sie hielten die Vollkommenheit und die Fortschritte der Künste zurück; sie erstickten die Nacheiferung und verhinderten allen Fortgang. Dadurch gewannen einzelne Menschen, und das allgemeine Wohl mußte leiden; aber dies war Nothwendigkeit, damit erst gewisse Fabriken angelegt und in Gang gebracht würden; jetzt, da sie die gewünschte Stufe der Vollkommenheit erreichen, und da diese Monopole nicht mehr existiren; so glaube ich, daß die Regierung es sich zur Ehre rechnen wird, die Fabriken aufzumuntern, die Künstler anzufeuern, sie zu schützen, und es auf diese Weise dahin zu bringen, daß das Gleichgewicht unseres Handels niemals aufgehoben werden kann. Wenn die Künstler eines wirksamen Schutzes genießen; so werden sie in ihrem eigenen Genie immer Mittel finden, ihre Gewerbe zu erhalten und zu vervollkommnen, oder neue anzufangen, wenn ihre alten, etwa der veränderten Moden wegen, nicht mehr gehen wollen, oder die wankenden entweder durch

eine andere Bearbeitung oder durch neue Muſter und Anlagen aufrecht zu erhalten.

Das nach den Geſetzen ſo weiſe Verbot der Einfuhr fremder Waaren hat nur den Zweck, die Nation anzuſpornen, daß ſie ihre Induſtrie verdoppele, daß ſie ſich beſtrebe, alles das, was ſie nöthig haben kann, auch ſelbſt zu fabriciren, daß ihr Reichthum ihr erhalten, daß ſie angetrieben werde, ihre Manufakturen zu vervollkommnen, und ihre Fabrikanten aufzumuntern; denn Montesquieu ſagt: „was die Kaufleute genirt, genirt noch deswegen nicht den Handel.“

Es iſt unbezweifelt gewiß, daß das allgemeine Wohl es nothwendig macht, auch durch Verbote ſo viel als möglich alle Arten der Kultur der Fabrikate und des Handels zu begünſtigen, damit wir niemals in den Fall gerathen, daß wir das aus der Fremde holen, was wir uns in unſerm eigenen Lande ſelbſt verſchaffen können. Wir haben keine traurigen Wirkungen mehr von den Monopolen zu fürchten; alle Künſtler, alle Fabrikanten können mehr als jemals ihren Talenten, ihrer Induſtrie ſich überlaſſen; der Nacheiferung und dem Genie

ſind

sind die Thore geöfnet, und man muß ihre Fortschritte schon bemerken können. Ein Staat hat nur dann wirkliche Vortheile und Vorzüge vor einem andern, wenn er viel fabriciren, und wenn er seine Fabrikate und den Ueberfluß seiner Produkte vortheilhaft absetzen und verkaufen kann. Würden wir nicht muthwillig unsere Fabrikanten ruiniren und unsern Handel zerstören, wenn wir, wie einige Kaufleute es nachgesucht und vorgespiegelt haben, unter dem scheinbaren Vorwande, daß dadurch die Kunst, das Genie und die Nacheiferung unserer Künstler rege gemacht und aufgemuntert würde, wenn wir, sage ich, unter diesem Vorwande die Einfuhr fremder Waaren erlauben wollten? Die ganze Welt aber weiß es, daß ein Staat sich dem Gleichgewicht der Handlungsbalance mit andern Staaten um so mehr nähert, daß er um so mehr baares Geld einnimmt, jemehr Waaren er selbst versendet und absetzt. Wenn sich nur dadurch seine Manufakturen erhalten, wenn er nur durch das Einkommen des baaren Geldes die Balance *) des Handels nach seiner

*) Die Handlungsbalance ist der Ueberschuß des Verkaufs über den Einkauf. Z. B. Wenn Frankreich jährlich für 20 Millionen Waaren in Deutschland absetzte, von hier aus aber nur für 16 Millionen wieder ein-

ner Seite zieht; so müßten wir nothwendig verlieren, die Ausländer aber offenbar sich auf unsere Kosten bereichern, wenn man die Einfuhr fremder Waaren erlauben wollte; denn dadurch würden wir nicht nur unser baares Geld verlieren, sondern mit der Zeit würden auch alle unsere Fabriken zu Grunde gehen.

Wenn der Kaufmann die freye Einfuhr fremder Waaren verlangt; so berechnet er nur seinen Privatprofit, aber keineswegs das allgemeine Interesse des Staats, und weit entfernt, den Reichthum des Landes zu vermehren, vermindert er ihn vielmehr. Will man den Handel in Aufnahme bringen; so muß man schlechterdings die Einfuhr derjenigen auswärtigen Waaren verbieten, welche wir selbst fabriciren können. Die Einfuhr solcher Waaren zu erlauben, hieße offenbar, uns selbst arm machen, die Industrie unsrer Künstler ersticken, unsere Manufakturen und Fabriken zerstören, einige einzelne Kaufleute auf Kosten des Staats bereichern, und unsere Fabrikanten in Gefahr

setzen,

einkaufte; so hätte Frankreich über Deutschland eine Balance von 4 Millionen. Diese Balance zu erhalten, dahin gehen alle Bemühungen einer jeden handelnden Nation. Jemehr ein Volk an Ausländer verkauft, desto mehr vermehrt es seine Handlungsbalance.

setzen, daß sie zu den Füßen ausländischer Waaren verderben und zu Grunde gehen müssen. Wenn die Regierung erst durch Geschenke und Belohnungen die Emulation der Künstler rege macht, dann werden sie mit schnellen Schritten zur Vollkommenheit eilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlinisches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von G. N. Fischer und A. Riem.

Dritten Bandes drittes Stück.

Junius. 1789.

I.

Alonzo.

Eine philosophische Phantasie.

Funde merum Genio! —
Haud cuivis promtum est murmurque humilesque susurros
Tollere de templis. —

Wie eine Eiche, die am dürren Wege,
Wo ohne Scheu der Mittag sticht,
Weitschattig steht, und süße Kühlungspflege

Dem ungeduldig-müden Blik verspricht;
So stand, vom Schöpfer selbst mit Lust gesehn,
Alonzo stark und groß und schön;
Ein reifer Baum. Von wilden Stürmen
Erbebte oft des Baumes Haupt;
Doch immer stand er neubelaubt,
Den müden Pilger zu beschirmen. —
Gepflegt von Genien in seiner Mutter Schooß
Ward früh das Knäblein stark und groß.
Sein Auge, das den Reiz des Schönen
Rund um sich suchte und verschlang,
War nie durch Kunst und Regelzwang
Von dieser Nahrung zu entwöhnen.
Sein Sinn war rein; sein Blik war hell.
Er fühlte tief; er dachte schnell.
Man sah auf seinen weichen Zügen
Hinwallend sein Gefühl sich wiegen.
Die Liebe spielt' um seinen Mund.
Den Freiheitssinn, den keine Kette bindet,
Als die, womit Natur das Herz umwindet,
That sanfter Troz durch Liebe kund.
Oft stahl er sich, den Sonnenuntergang
Am röthlich-grünen Hügel zu betrachten,

Vom Spiele weg, und lag und sah und sang
Mit Phantasien, die in süßem Drang
Verworren-hell in ihm erwachten.
Die kleine Wange glühte hoch;
Sein Auge blizte helle Funken,
Wenn von erhabner Ahndung trunken
Sein Geist in's Reich der Wahrheit flog.
Er wollte denken; und mit irrem Schwanken
Verschwammen in Empfindung die Gedanken;
Und glükt' es ihm, ein pochendes Warum
Mit kühner Schärfe zu zergliedern,
So sprang er auf, als stände stumm
Ein Gegner da, unfähig, ein Warum
Voll neuer Zweifel zu erwiedern. —
Doch höher schlug des Knaben Brust
Beim Hören großer, schöner Thaten.
Was Weisheitskünstler nicht errathen,
Den Sinn der großen, schönen Thaten,
Empfand sein Herz, sich seiner Kraft bewußt. —
Der Jüngling reifte frisch heran.
Ein Chor von freundlichen Sirenen
Winkt ihn zum Vollgenuß des Schönen,
Und sagt ihm, was es sei, das Sehnen,

Das warm durch seine Adern rann.
Wie eine Göttin stand sie da,
Die Wollust im verführerischen Kleide,
Und sah mit einem Blik voll Himmelsfreude
Ihm fest in's Aug', und sprach: Ich bin Urania.
Alonzo stand und staunt' und sah
Zum Boden hin. Da faßt' ihr Händchen, weich
wie Seide
Ihn an. Er wußte nicht, wie ihm geschah.
Doch plözlich raunt' in diesem heissen Nu
Sein Schuzgeist ihm zwei Fragen zu:
„Du war'st es, der zur Erde blikte;
„Sie war's, die dir in's Auge sah?
„Du standest stumm und zitternd da;
„Sie war es, die die Hand dir drükte?" —
Sie war es, rief Alonzo, ja!
Indem er rasch den Rükken wandte.
O, daß ich diesen Blik nicht kannte!
So blikst du nicht, Urania!
Doch lange irrt' er noch, eh er sie fand.
Sie, die in hellen Geisteszügen
Voll Reize, die durch Unschuld siegen,
Vor seiner vollen Seele stand.

Und als er endlich die Erwählte fand,
War manche Reihe traurig-schöner Stunden,
War manche bange Nacht dahin geschwunden,
Bevor der Blik dem Blik gestand,
Was lange schon das Herz empfand;
Bevor von süßem Zwang entbunden
Ihr Mund mit Einem hingeküßten Ach!
Du mein! Ich dein! zusammensprach. —
O wunderseelige Gefühle!
Was seid ihr? Traum und Kinderspiele?
Nein! Schöner Täuschung ernstes Loos!
Nur Wen'ge sind es, die dich kennen;
Denn jedem Erdensohne dich zu gönnen,
Fand Gott dich selbst zu göttlich und zu groß. —
Ein warmes Herz erhebt den Geist.
Alonzo nahm der fremden Denkkraft Schäze
Als Reisegeld. Doch seines Wegs Geseze
Schrieb immerfort sein eigner Geist.
Wer will, der mag den Heerweg schleudern.
Kunz thut's recht gern; Hinz kann's nicht ändern,
Weil die Gewohnheit ihm die Ruthe weißt.
Alonzo sprach: Mein eigner Geist
Mag mich auf rauhe Wege führen.

Das stärkt den Schritt. Nur den berühren
Des Zweifels Pfeile nicht, der an der Wahrheit
Thor,
Und wenn er noch so oft den Weg verlohr,
Zulezt sich selbst willkommen heißt. —

So sah Alonzo stets in hellerm Licht
Des Lebens Glük, des Lebens Pflicht.
Er ward ein Mann; und Männer handeln,
Wo Schwäzer auf und nieder wandeln
In träger Kopfphilosophie.
Ein Raum für Thaten ist das Leben.
Wer immer will nach Weisheit streben,
Erreicht den Zwek der Weisheit nie.
Alonzo sah in Gottes großem Garten
Der wüsten Pläze ach! soviel,
Der kranken Pflanzen ach! soviel,
Die, jedes rauhen Zufalls Spiel,
Auf Schuz und sanfte Pflege warten.
Er sah nicht lang'; er ging zur That,
Er half, auch wo ihn niemand bat.
Vergebens suchte Undank ihn zu schrekken;
Vergebens ihn die Tadelsucht zu nekken;

Er ging gelassen seinen Schritt;
Denn sein Bewußtseyn ging ja mit!
So stand er, wie auf Edens Blumenwiese
Der Vater unser aller stand,
Als Gott, ergözt durch eine Form wie diese,
Ein Ideal nach seinem Bild' erfand. —
Der Mensch — das wußt' Alonzo — ist wohl schön;
Doch Menschenhaufen, wie wir täglich sehn,
Die bald gepeitscht vom Modevorurtheile
Wie Kräusel sich im Zirkel drehn,
Bald, gar zu lächerlich, am langen Seile
So steif wie Marionetten gehn;
Das Volk von Bettlern unter Haufen
Des Goldes, das sie rund umgiebt,
Des Goldes, das sie theuer, theuer kaufen
Ach! für ein Herz, das sich und andre liebt;
Das Volk im Sklavenwams mit Flitterstaat verbrämt,
An jeder Geisteskraft gelähmt,
Zu flach, um Liebe zu empfinden,
Zu stumpf, um Seelenadel zu ergründen;
Bedauren konnt' Alonzo sie.

Wohl

Wohl mocht' er ihre Leiden lindern,
Wohl ihrer Thorheit Folgen mindern;
Doch sie umfassen mocht' er nie.
Die bunten Freuden dieser bunten Welt,
Wo Jeder sich im Spiegel selbst gefällt,
Die Freuden, die nicht aus dem Herzen quillen,
Vermochten nie, Alonzo's Herz zu füllen;
Doch ließ er Andern ihren Sinn,
Und sank, um seinen Herzenswunsch zu stillen,
Am Busen seines Freund's und seines Weibes hin.
Wer wie Alonzo fühlt, der, der allein
Versteht das Glük, ein Freund zu seyn,
Ein Herz zu lieben, das harmonisch
Mit unserm vollen Herzen schlägt,
Wo Modeklugheit fein atomisch
Gefühle wie Dukaten wägt.
Ihr Zweifler am Genuß verwandter Seelen,
Was quält ihr euch, durch Kunstphilosophie
Uns neue Schande zu erzählen?
Hört! Wollt' ihr unsern Geist bestehlen,
So dächt' ich, ihr verschwieget sie. —
Mit seinem Weibe Hand in Hand
Durchwallt' Alonzo ein gelobtes Land,

Wo sanfter Seelenfriede thronte,
Wo Lieb' um Liebe sich belohnte.
Oft hingelehnt an einem Schattenbaum
Erneuten sie den süßen Jugendtraum,
Die Reihe banger Wonnestunden.
Für sie noch immer nicht verschwunden,
Wo erst der Blik dem Blik gestand,
Was lange schon das Herz empfand,
Und wo ihr Mund mit Einem Ach!
Du mein! Ich dein! zusammensprach. —
Sie sahn mit frohem Herzensdank
Die Pflänzchen ihrer Liebe keimen,
Und störten nicht, um ja nichts zu versäumen,
Die bildende Natur in ihrem freien Gang;
Verstümmelten nicht pädagogisch
Die Seelen voller Saft und Kraft,
Und demonstrirten niemals logisch,
Die Weisheit sey — oh! — Krämerwissenschaft.
Die Pflänzchen schossen auf. So schießt im Flor
Des Blumenbeets die Lili' empor.
Die Knosp' entfaltet das Gewand,
Das ihre zarten Blättchen band,

Und jedes Blättchen athmet Duft
Balsamisch durch die Sommerluft. —
Empor, um Thaten zu vollbringen,
Sah nun Alonzo, seiner Söhne Muth
Die schwunggewohnten Flügel schwingen,
Und seine Töchter hold und gut.
Er fühlte nicht der eignen Kräfte Sinken
Auf seiner Kinder Arm gestützt,
Und sah den Genius, der oft sein Herz beschützt,
Vom schmalen Hügel freundlich winken. —
Sie kam, die kalte Stunde kam.
Vor der dem Greise niemals bangte,
Nach der dem Greise nie verlangte.
Wer fühlt es, wie er Abschied nahm?
Er reicht mit einem Blik in's beßre Land
Den Lieben all' die kalte Hand,
Fühlt neue Kraft sein Herz erschüttern,
Fühlt eine Thrän' im Auge zittern;
Ja! ruft er, Ihr seid ewig mein!
Und schlummert ein.

Friedrich Bouterwek.

II.

Zusäze zur Abhandlung: Kann reiner Naturalismus Volksreligion werden?

(Beschluß des im 5ten Bande 1sten Stük. S. 76. abgebrochenen Artikels.)

Diese Evidenz kann nun ꝛc. Ich zweifle. Evidenz kann der Zutritt des Ansehens einer positiven Religion nicht bewirken. Denn da die Autorität nur in den Fällen statt finden kann, wo der menschliche Verstand durch den Mangel über ihn selbst sich erhebender Einsichten verlassen wird, und die Autorität ohne das Gewicht hinreichend bestimmender Gründe, ja ohne vernünftige Gründe begleitet, zutritt; so fällt auch alle Evidenz hinweg, da blos dieselbe durch richtiges

tiges Erwegen von Gründen bewirkt werden kann. An die Stelle der Evidenz tritt, wie bey der gemeinen Menschenclasse die tägliche Erfahrung zeigt, die Autorität ohne Gründe hinzu, daher es kommt, daß sie bey allen Völkern, welche auf Autoritäten und positive Lehren verwiesen sind, auch völlig gleiche Erscheinungen hervorbringt. Die Autorität, da sich ihre Existenz nicht unter die Verstandsbegriffe mit den Ursachen, warum sie ist, bringen, und weder Abstrakt noch in irgend einer Form denken läßt, kann nur dem blinden Glauben zu statten kommen, und hier frägt sich's nun: ob das, was sie hervorbringt, für den Menschen, der nach ihr sich bestimmt, vortheilhaft seyn kann? und ich läugne nicht, daß die Autorität gute Handlungen erzeuge in Rücksicht auf diejenigen, die der Gegenstand derselben sind; aber ich finde keinen wahren bleibenden Nuzen für den, der sie auf diese Art begeht. Der moralische Werth einer Handlung fällt, wie Kant genugsam gezeigt hat, ohne die Kenntniß desselben hinweg, und da sie

ohne

ohne Gründe gethan werden, so kann sich leicht die falsche Autorität des bösen Willens an die Stelle einer andern einschleichen, da er für die einen nicht mehr oder weniger Gründe anzuführen hat als für die andere. Denn sobald er ins Gebiet der Untersuchung über die größere oder mindere Vernunftmäßigkeit der Autoritäten übergeht, sobald hat er einen Schritt ins Feld des Naturalismus gethan, und die Evidenz, wenn welche möglich wäre, würde nicht mehr durch die Autorität, sondern durch den Verstand hervorgebracht.

Vorstellungen, die man so häufig von diesem wichtigen neuen Staate verbreitet, berichtigen und uns wirklich in Absicht auf den gegenwärtigen Zustand desselben aufklären.

B.

Wollte man den ungünstigen Berichten, welche unglaubwürdige und boshafte Zeitungsschreiber von der jezigen Verfassung der vereinigten Staten ausstreuen, Glauben beymessen; so wären die freien Amerikaner jezt der entsetzlichsten Verwirrung ausgesetzt; dem Bankerut nahe; der schrecklichsten Anarchie zum Raube und in Gefahr, eine Beute der unversönlichen Indianer zu werden, u. s. w. Ist es daher wohl zu verwundern, wenn man sich fast allgemein einbildet, dieser Staat werde bey seiner Regierungsform von ewigen Stürmen hin und her getrieben, und Leben und Eigenthum sey daselbst

stitution mag übrigens seyn, wie sie will. Nur bey der republikanischen Regierungsform ist es etwas Wesentliches, einem Jeden in allen Stücken die völlige Freyheit zu lassen, seine Gedanken auszudrücken.

In den vereinigten Staaten rückt die Gesetzgebung dem Ende ihrer Bildung entgegen, so wie die Staatsverhältnisse sich berichtigen, sich ausdehnen, sich vervielfältigen. Ist es denn also wohl auffallend, wenn es bey Gelegenheit der Gesetze, die in Vorschlag gebracht, untersucht, angenommen werden, Debatten giebt? Alle diese Debatten werden öffentlich bekannt; sie beleben die Unterhaltung; sie verbreiten ein groſses Interesse unter das Volk. Kann man dieses aber wohl Anarchie nennen?

Das Wort Anarchie gehört zu denen Wörtern, die am häufigsten gemiſsbraucht und so oft falsch angewendet werden. Es ist also nothwendig, hier den Begriff desselben näher zu bestimmen.

Wo Anarchie herrscht, da giebt es kein Oberhaupt, keine Regierung, kein Gesetz, keine Sicherheit. Ein Jeder schaft sich selbst Recht; der gesellschaftliche Vertrag ist aufgehoben; es giebt kein Zutrauen, keine gütlichen Vergleiche da, weil keine Verträge mehr daselbst statt finden. Indem die Obergewalt augenblicklich ihre Maaßregeln, ihre Grundsätze, ihren Zweck ändert; so wird sie grausam oder verächtlich; sie zerstöhrt oder wird selbst zerstöhrt. Ein solcher Zustand dauert nicht lange, oder wenn er dauert; so theilt sich die Gesellschaft in stets bewafnete Horden, die gegen einander Feindseligkeiten ausüben und nur subsistiren, je nachdem sie einander fürchten und sich das Gleichgewicht halten.

Sieht man nun aber etwa dergleichen in den vereinigten Staaten? Streitet man wohl daselbst über die Principe der Constitution, über die Grundgesetze des Staats, über den Zweck, den man sich vorgesetzt hat? Ist man darüber nicht schon seit langer Zeit einverstanden, ist nicht alles Dieses schon lange fest bestimmt? Blos nur über

einige

einige Maaßregeln wegen der Administration entstehen einige Debatten; bloß über die beste Art, den Staat blühend zu machen, und die Auflagen gehörig zu vertheilen, sind die Geister noch in einer heilsamen Gährung; und diese Gährung hemmt den regelmäßigen Lauf der Geschäfte und Verhandlungen eben so wenig, als die Debatten im Parlemente in England den König verhindern, Aemter zu vergeben, und Ehrenstellen zu ertheilen, und so wenig sie den Lauf der Gerechtigkeit und der Angelegenheiten jedes einzelnen Privatmannes hemmen.

Das Wort Anarchie läßt sich nur auf diejenigen Staaten anwenden, die, wie Egypten, vier und zwanzig Oberherren, aber keine Regierung, kein Gesetz haben; es läßt sich nur auf jene regellosen Constitutionen Asiens anwenden, wo die Staatsverwaltung in mehrere von einander unabhängige Departements vertheilt ist, die sich unaufhörlich in ihren Planen und Ansprüchen durchkreuzen; die in ihren Operationen gegen einander stoßen; die Alle die Macht haben,

besondere Gesetze zu machen, oder den bereits existirenden ihre Kraft zu benehmen. In diesen Ländern herrscht in der That eine wahre Anarchie, weil man nicht weiß, wo eigentlich die Regierung ist; wo man weder den Sitz der gesetzgebenden Macht, noch ihre Grenzen kennt. Aus dieser Ungewißheit muß nothwendig Unordnung entstehen; das Eigenthum wird dadurch unsicher und die individuelle Sicherheit geräth in Gefahr.

Also noch einmal, kein Einziges von diesen Uebeln existirt in den vereinigten Staaten. Dieses zu beweisen, ist der Zweck folgender Bemerkungen.

Wir wollen uns hier nicht bey der Vortrefflichkeit der Organisation dieser Staaten aufhalten. *) Diejenigen, die sie noch in Zweifel ziehen

*) Man muß hierbey auch das Werk des gelehrten Herrn J. Adams, Gesandten der vereinigten Staaten zu London, nachlesen, welches den Titel führt: A defence of the constitution of the united states, London 1787.

hen, dürfen nur die scharfsinnigen Bemerkungen eines der ersten politischen Philosophen, des Dr. Price, lesen. „Den vereinigten Staaten, „ sagt er, gebührt die Ehre, daß sie die Ersten „ unter dem Monde sind, welche eine Regie„ rungsform eingeführt haben, die der allge„ meinen Freyheit günstig ist. Haben sie „ sich nun schon bey ihrem Entstehen auf diese „ Art ausgezeichnet; was werden sie nicht erst in „ Zukunft thun, wann die Zeit und die Erfahrung, „ die Vereinigung weiser und tugendhafter Men„ schen, die aus allen Weltgegenden hieher kom„ men werden, dereinst in diesen neuen Regie„ rungsformen die Reformen und Verbesserun„ gen einführen werden, die sie der Freyheit „ noch mehr nähern und ihnen Mittel an die „ Hand geben werden, die Glückseligkeit und „ die Würde des menschlichen Geschlechts noch „ mehr

Der Verfasser zeigt darin das Vortrefliche in der amerikanischen Staatsverfassung, indem er sie mit den alten sowohl als neuern Freystaaten in Vergleichung stellt u. s. w.

„ mehr zu vervollkommnen und auszubreiten?
„ Sieht man hier nicht die Morgenröthe glän-
„ zender Tage, da eine neue Schöpfung auf der
„ Erde sichtbar wird? Auf die vereinigten Staa-
„ ten wird man einstens das, was man von
„ den Juden sagte, mit mehrerm Rechte anwen-
„ den können: daß nemlich in ihnen alle
„ Familien auf Erden gesegnet seyn sollen."

Diese Reformen, diese Verbesserungen gehen freylich nur langsam von Statten; allein diese Langsamkeit ist nothwendig, weil die öffentliche genaue Untersuchung ihr vorangehen muß. Diese Langsamkeit wird noch durch die besondere Lage eines jeden Individuums vermehrt; indem diese itzt damit beschäftigt sind, den Verwüstungen, die der Krieg angerichtet hat, wieder abzuhelfen, und ihre Vermögensumstände wieder zu verbessern, so daß sie also natürlicher Weise nicht viel Zeit übrig haben, um sie auf die Untersuchung der öffentlichen Angelegenheiten zu verwenden. Allein dieser Langsamkeit ungeachtet

herrscht

herrscht nicht Anarchie, sondern Ordnung, in allen vereinigten Staaten. In Allen ohne Unterschied nimmt der Ackerbau zu, die Städte, und, was noch wichtiger ist, die isolirten Anpflanzungen, vermehren sich und treten an die Stelle der Wälder, die ehemals den Boden Amerika's bedeckten. Ueberall herrscht die gröste Sicherheit für die Individuen, und wie würde sich wohl ohne diese Sicherheit eine Menge von Familien der Gefahr aussetzen, sich so weit von einander niederlassen?

Noch ist Amerika nicht von dem Wurme, der im Innern von Europa nagt, von der unvertilgbaren Betteley, angesteckt. Auch machen die Räuber die Wälder nicht unsicher. Straßenräuber färben dort nicht die Landstraßen mit Blute. Denn wie könnte es daselbst Mörder und Diebe geben? Es giebt ja keine Bettler, keine Armen, überhaupt keine Menschen dort, welche genöthigt wären, um ihrer eignen Subsistenz willen andern Menschen das Leben zu rauben.

ben. *) Jedermann findet hier eine hinlängliche Strecke Landes um ihn zu nähren. Auflagen drücken ihn nicht und er kann der Früchte seiner Arbeit mit Wucher genießen. Jeder Mensch aber, der auf eine bequeme und ehrbare Weise sein Leben hinbringen kann, wird sich nie mit unnützen Verbrechen besudeln, die ihn der Quaal der Gewissensbisse, der Schande und der Rache der Gesellschaft überantworten.

Drey Umstände vorzüglich haben die Europäer in Ansehung der vorgeblichen Unruhen in den vereinigten Staaten zum Irrthum verleiten können.

*) Man lieset zwar in den amerikanischen Zeitungen zuweilen Nachrichten von Diebstählen und Entwendungen. Allein man muß wohl bedenken, daß sie erstlich nicht häufig sind, und dann nur in Städten und vorzüglich in den Häfen begangen werden; daß die Diebe gewöhnlich lasterhafte Europäer sind, die aus Ekel vor der Arbeit alle Schändlichkeiten und alle Handgriffe der europäischen Trägheit und Dürftigkeit mit hieher bringen. Armuth kennt man eigentlich nur in Virginien, woran der Tobacksbau schuld ist.

können. „Diese Staaten haben kaum einen schrecklichen Krieg geendigt, der fürchterliche Verheerungen angerichtet hat. Nach dem Frieden mußte das Elend groß seyn; daher also Räubereyen. Ueberdem haben diese Staaten allen ihren Truppen den Abschied gegeben; und was ist nun aus diesen Truppen geworden? Wenn es gleich unter ihnen Soldaten gab, welche zum Landbau oder zu den Arbeiten in den Städten zurück gekehrt sind; so giebt es doch auch sehr Viele unter ihnen, die an Müßiggang, an Blutvergießen gewöhnt die Künste des Friedens haben verachten und aus dem Ermorden ihrer Mitbürger ein Handwerk machen müssen. Und dann giebt es endlich gar keine auf Kosten der Gesellschaft bewafnete Menschen, um den Ausschweifungen dieser Räuber Einhalt zu thun, keine Wache, keine Polizey; überdem sind die Menschen daselbst nicht zahlreich, und ihre Gesetze sebst mißbilligen diese Mittel."

Die Philosophen haben den Menschen mehrmals den Vorwurf gemacht, daß sie sich von der

Gottheit

Gottheit nach ihrem eignen Ebenbilde eine Vorstellung machten, und daß sie folglich ein ganz unrichtiges Bild von ihr entwürfen. Dieses könnte man auch hier anwenden. Die Europäer machen sich von den freyen Amerikanern eine Vorstellung nach sich selbst, und daher kommt es eben, daß sie sich so sehr irren. Sie schicken ihren Ueberfluß an Menschen in den Städten, ihr Elend, ihre politischen und moralischen Laster und die daraus entstehenden Verbrechen nach Amerika; und da nun hier die Regierungen nicht alle die Vorsicht dagegen gebrauchen, wie bey ihnen; so bilden sie sich ein, daß überall Unordnung herrsche und daß das Blut ungestraft fließen könne.

Die Verwüstungen, die dieser siebenjährige Krieg angerichtet hat, sind in der That schrecklich gewesen. Allein sobald das Schwerdt sich wieder in den Pflugschaar umwandeln konnte, trug die Erde wieder ihre Früchte und das Elend verschwand. Die amerikanischen Soldaten waren Bürger und Eigenthümer, ehe sie Soldaten

wurden.

wurden. Sie blieben Bürger in der Uniform und kehrten, als sie diese auszogen, wieder zu ihren Güteru zurück. Sie fochten nicht um Geld, oder weil es ihr Stand so wollte; sondern für ihre Freyheit, für ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Güter; und solche Soldaten glichen nie jenen Banditen des alten festen Landes, denen man Sold giebt, um ihre Mitmenschen zu tödten, und die auf den Landstraßen für eigne Rechnung morden, wenn der Friede ihre Gebieter nöthigt, sie zu entlassen. In Amerika sahe man, wovon die Jahrbücher der Welt noch in keinem Staate, Rom ausgenommen, ein Beyspiel aufweisen, einen von seinen Soldaten angebeteten General seiner Macht entsagen, sobald man seiner Hülfe nicht mehr bedurfte, und sich in den Schooß eines ruhigen und dunklen Lebens zurückziehen. Man sahe eine zahlreiche Armee, die nicht bezahlt worden war, großmüthig darein willigen, daß man sie ohne Bezahlung aus einander gehen ließe. Jeder Soldat gieng in seinen Canton zurück, ohne die geringste

Aus-

Ausschweifung zu begehen. Da nahm ein Jeder ruhig wieder seinen Pflug zur Hand, oder ergrif wieder sein Handwerk; Handwerke, die wir in Europa für erniedrigend halten *). Da sehe man, was die Freyheit wirkt, und wovon man sich in den meisten europäischen Staaten gar nicht einmal einen Begriff machen kann; denn

*) Unter tausend ähnlichen Zügen hebe ich hier nur einen aus den amerikanischen Blättern aus.

Zwey Brüder, die sich während des Kriegs beyde als Hauptleute sehr hervorgethan hatten, trieben nach dem Frieden wieder ihr Hutmacherhandwerk. Sie ließen folgende Nachricht in die Zeitung setzen:

„Die Gebrüder Bicker benachrichtigen hierdurch das Publicum, daß sie ihr ehemaliges Hutmacherhandwerk wieder vorgenommen haben, welches sie bloß verließen, um die Freyheit ihres Vaterlandes vertheidigen zu helfen. Sie hoffen, daß ihre Mitbürger sie zur Belohnung ihres bewiesenen Muths und ihrer geleisteten Dienste in ihrem Handel begünstigen und sie andern Hutmachern vorziehen werden.“ Ich mögte wohl den europäischen Capitain sehen, der seinen Namen vor so einer Nachricht setzen mögte.

denn daselbst herrscht nur der kriegerische Geist, und seine Vorurtheile haben die Oberhand; da ist nur der Krieg die Bahn zum Ruhme, zum Ehrgeize, zum Glücke; und um diesem Stande sein Uebergewicht und seinen Glanz zu erhalten, macht man es zum Grundsatze, daß eine stehende Armee nothwendig sey, um die Ordnung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, und daß dieselbe stets die Bürger, wenn sie auch noch so friedfertig wären, in Furcht halten müsse, damit sie sich gegen die Obergewalt unterthänig beswiesen. In den vereinigten Staaten kennt man diese unnütze und unselige Bürde, diesen verderbenschwangern Geist, nicht. Ein allgemeiner Geist, der die gute Ordnung weit mehr befördert, Eifer fürs Beste des Vaterlandes, tritt hier an seine Stelle, und Friede und Sicherheit wohnen hier ohne Wache, ohne Spione, ohne jene Polizey, welche die Sitten und den Charakter der Bürger erniedrigt. Der allgemeine Geist dient hier statt aller dieser Mittel, während diese Mittel nie statt des allgemeinen Geistes

stes dienen, und nie so wie er das Glück der Gesellschaft bewirken werden.

Umsonst werden hier Leute, die von alten Vorurtheilen angesteckt sind, schreyen, es sey lauter Declamation. Wir bieten ihnen Facta an*). O! die freyen Amerikaner hätten vielmehr ein Recht, Europa zu verachten, und auf die beständigen Hinrichtungen von Dieben und Mördern aufmerksam zu machen; die ungeheure Anzahl von Kerkern, Gefängnissen, Hospitälern und Anstalten aller Art, die man errichtet hat, um die unheilbaren Geschwüre unsrer alten Einrichtungen

*) Man muß die amerikanischen Zeitungen, die in Amerika selbst gedruckt werden, lesen. Aus ihnen allein kann man die wahre Lage der vereinigten Staaten kennen lernen. Alles, was daselbst vorgeht, wird eingerückt; kein einziges Factum wird verschwiegen, sobald es nur das Ganze einigermaßen angeht; Diebstähle und Morde werden sorgfältig darin angezeigt, während man noch in vielen Staaten Europens diese Punkte sorgfältig verbirgt. Kurz der Geist der Freyheit und des gemeinen Besten ist auch hierin sichtbar.

richtungen gänzlich, oder wenigstens dem Scheine nach, zu heilen, zu vergleichen; dieses ekelhafte Gemählde mit der ungleich kleinern Anzahl von Morden und Diebstählen, die in den vereinigten Staaten verübt werden, so wie mit den wahrhaft häuslichen und menschlichen Hospitälern in diesen Staaten, und mit dem Gemählde des häuslichen Glücks einer jeden amerikanischen Familie und ihren einfachen Sitten in Parallel zu stellen, und uns endlich durch ihr Beyspiel zu beweisen, daß der gesellige Mensch durch eine weise Freyheit wieder gebohren wird, und daß dieselbe jene zu Grunde richtenden Maschienen unnütz macht, womit man ihn zertritt, damit er nicht schaden könne.

Was nun den Krieg wider die Wilden oder die Indianer betrift; so ist daran zwar etwas mehr Wahres, als an jener den freyen Amerikanern vorgeworfenen Anarchie. Allein eben dieser Krieg ist nicht furchtbar. Man kennt die Triebfeder davon. Es ist nichts als die Frucht der Empfindlichkeit der Engländer und der eingeschränkten

geschränkten Politik einiger Subalternen, welche unter den freyen Amerikanern Verwirrungen anzurichten, und besonders dem Pelzhandel, der in ihre Hände fallen soll, Hindernisse in den Weg zu legen suchen.

Diese Bewegung der Indianer wird gewiß vorübergehend seyn. Es ist unmöglich, daß ihre Täuschung noch lange daure; unmöglich, daß sie nicht bald einsehen sollten, daß sie nichts als leidende Werkzeuge in der Hand einiger intriganten Engländer sind. Sie werden einsehen, daß sie, wenn sie sich den Absichten und Planen dieser Menschen fügen wollen, sie ihrem eignen Vortheile zuwider handeln; sie werden sehen, daß ihr Interesse es erfodert, in Frieden mit Nachbarn zu leben, von denen sie fast auf allen Seiten umgeben sind; die überall die schnellste Entwickelung vermuthen lassen; deren immer mehr anwachsende Volksmenge sie bald aufreiben würde, wenn sie sich nicht entschlössen, ruhig zu seyn; die ihnen endlich auf eine offene und gesetzmäßige Weise den Frieden anbieten, und

im

im Ernste alle möglichen Maaßregeln treffen, daß nie von Seiten der vereinigten Staaten die geringste Auffoderung zu Feindseligkeiten statt finden solle. *)

Ueberdem haben die Feinde dieser Staaten auch besonders die Unruhen sehr vergrößert, die sich vor einiger Zeit in dem Staate von Massachuset zu äußern anfingen. Die Triebfeder dieser Unruhen ist eben die, welche wir bey dem Kriege gegen die Wilden kennen gelernt haben; sie sind die Frucht der Empfindlichkeit einiger Engländer und hauptsächlich der Loyalisten in Neu-Schottland, welche an diesen Staat angrenzen, und durch ihre heimlichen Anhänger den Saamen der Zwietracht darin ausstreuen. Nicht also aus dem republikanischen Geiste sind

diese

*) Man sehe das von dem Congreß gegen das Ende des 1786sten Jahres gemachte Reglement. Allein zu eben der Zeit, da der Congreß den Indianern den Olivenzweig darbietet, ist er auch in Bereitschaft, Krieg zu führen. Einige Stämme der Wilden haben wirklich bereits Frieden gemacht.

diese Unruhen entstanden; sondern einzig und allein aus den unerlaubten Kunstgriffen solcher Leute, die itzt von Neue und Verdruß gequält werden, daß sie sich einer Revolution widersetzt haben, welche die Vertheidigung der Rechte der Menschheit zur Absicht hatte, und die so glücklich bewirkt worden ist. Lediglich diesen Ursachen, nicht der Freyheit, muß man also die Schuld davon beymessen. Mit welcher Schnelligkeit ist daher auch diese Verblendung verschwunden! Man durfte nur diese Kunstgriffe des Hasses und des Partheygeistes der Loyalisten entlarven, um das Volk zu bewegen, seiner Obrigkeit, seiner Regierung zu Hülfe zu eilen. Die Aufrührer selbst, die sich anfänglich durch die bösen Rathschläge dieser heimlichen Feinde hatten verführen lassen, haben ihr Unrecht erkannt, und ihre Waffen auf den wahrhaft väterlichen Zuruf der Regierung niedergelegt *). Ohne die überdachte Ver-

wegen-

*) Der Entschlossenheit und Standhaftigkeit aller Richter bey dieser Gelegenheit, so

wegenheit eines Anführers dieser verführten Menschen würde auch nicht ein Tropfen Bluts vergossen worden seyn *). Doch ist auch selbst des

wie dem nachdruckvollen und wachsamen Verfahren des Gouverneur Balduin und dem Patriotismus des berühmten Adams und Payne gebühren die gerechtesten Lobsprüche. Die von Leztern verfertigte Addresse ist ein Meisterstück der Logik und Beredsamkeit.

*) Dieser Anführer war ein reformirter Officier, Namens Shays. Er wollte sich den 24. Januar 1787 der Barraken der Armee bemächtigen. Der General Shephard warnte ihn und sagte, daß er auf ihn würde feuern müssen, wenn er nicht abließe. Shays kehrte sich daran nicht. Man schoß daher anfänglich ihm bloß über den Kopf hin; am Ende aber schickte man auch einige Kugeln unter die Insurgenten, von denen drey das Leben einbüßten und einige verwundet wurden. Es wäre dem General leicht gewesen, den ganzen Trupp niederzumachen: denn es war die letzte Zuckung in den Bewegungen in diesem Staate. Allein gegen das Böse, das diese Verirrten hätten anrichten können, gesichert, wartete er weislich die Zeit ab, bis sie sich von selbst zerstreueten, so daß nunmehr Alles wieder in Ruhe ist.

des vergossenen Blutes sehr wenig. Und ehe man es vergoß, wie viel Vorsicht wendete man nicht an, um keine Schlachtopfer zu haben! Der ächte Bürger entschließt sich nur im äußersten Nothfalle, das Blut seines verirrten Bruders zu vergießen. In Freystaaten versucht man vorher alle möglichen Mittel, welche die Vernunft nur an die Hand giebt, ehe man zur Gewalt schreitet: und in diesen Freystaaten kennt man kein feiles und verächtliches Blut!

Noch einmal! Man muß nie ein freyes Volk nach dem Volke in unsern unermeßlichen Hauptstädten beurtheilen, welches kriecht, wenn es sich für den schwächern Theil hält; aber trotzt, wenn es sich stärker fühlt; das wohl der Leidenschaft, nie aber vernünftiger Vorstellungen fähig ist. In Amerika findet man sie nicht, diese Hauptstädte, diese ungeheuren Auswüchse, die, da sie das Produkt der Herabwürdigung sind, Alles, was sie in sich verschließen, anstecken und herabwürdigen. Man vergleiche diese unermeßlichen

Städte

Städte unter einander, man fange mit Constantinopel an und höre mit London auf: wird man wohl der Unordnungen weniger, wird man die Bewegungen daselbst minder gefährlich finden, je nachdem nemlich das Volk dorten mehr in Betrachtung gezogen wird und noch etwas gilt?

(Der Beschluß folgt.)

IV. Betrach-

IV.

Betrachtungen über die Cometen ꝛc. von Hrn. E. G. Fischer.

(Fortsetzung S. 96. 3. Bd. 1. St.)

Die Berechnung der Kometenbahnen hat gelehrt, daß einige derselben ziemlich nahe an unserer Erdbahn vorbeystreichen, und man hat daher die Besorgniß erregt, daß uns diese Nachbarschaft der Bahnen einst gefährlich werden könnte. Ein Engländer, Whiston, ließ sogar unsere Erde selbst ursprünglich einen Kometen gewesen seyn, und verwandelte sie hernach, um die mosaische Schöpfungsgeschichte zu erklären, mit vieler Kunst und Scharfsinn in einen Planeten. Er hielt die Kometen für unreife Weltkörper, für ein noch nicht ausgebildetes

Chaos,

Chaos, für eine Vermischung aller Elemente. Um bey der Sündfluth Wasser genug zur Bedeckung des ganzen Erdbodens zu gewinnen, führte er einen großen Kometen zur Erde heran, und ließ seinen ganzen Wasservorrath auf die Erde ausströmen, welches sie vorher nicht im Ueberfluß gehabt hatte. Wer weiß, ob nicht künftig einmal ein anderer Komet uns einen ähnlichen Streich spielt, oder ob nicht ein anderer von feuriger Natur unsere Erde einmal in Brand steckt. — Solche Besorgnisse sind einer aufgeklärten Philosophie, sind der Ehre des Schöpfers unwürdig. Nicht ein blödsichtiger Künstler, baute er diese Welt so, daß die Räder seines Werks einander zwecklos reiben und zertrümmern. Die Abstände der Bahnen bleiben sicher weit genug, um zwey Weltkörper ohne Schaden vor einander vorbey zu führen; und wenn wir den schlimmsten Fall setzen, wenn sich einst wirklich ein so sonderbarer Collisionsfall ereignen sollte oder könnte; warum muß denn daraus gerade Unglück, gerade die Zerstörung

störung zweyer Weltkörper entstehen? Warum müßte denn in diesem Fall unsere gute Erde gerade entweder ersaufen oder verbrennen? Mit eben dem Rechte kann ich sagen: der Komet wird den belebenden Lichtstoff, woraus er bestehet, über unsere Erde ausschütten, und sie in ein Paradies verwandeln.

Bey der so räthselhaften Beschaffenheit dieser Weltkörper ist es kein Wunder, daß ihre Erscheinung selbst die Aufmerksamkeit des stumpfesten Kopfes reizt, und daß der gebildetere Theil der Menschen sie mit Bewunderung betrachtet. Der Astronom aber hat noch einen andern, ihm höchst wichtigen Grund, auf ihre Erscheinung aufmerksam zu seyn. Die Astronomie ist ein großes ehrwürdiges Gebäude, wovon ein Theil, die Theorie des Laufes der Planeten, schon so vollständig aufgeführet ist, daß nur noch die feinere (freylich nichts weniger als leichte) Ausarbeitung übrig ist. Zur Theorie der Kometen hingegen ist zwar ein fester Grund geleget; aber Jahrhunderte werden noch vergehen,

ehe

ehe dieser Theil des Gebäudes eine beträchtliche Höhe erreichen wird. Was ist daher natürlicher, als daß jeder, den Eifer für die Wissenschaft beseelt, sich Gelegenheit wünscht, etwas zur Vollendung dieses bewundernswürdigen Baues beyzutragen?

Vor allem aber beschäftiget mit Recht die Wiedererscheinung eines schon ehemals gesehenen Kometen, die Aufmerksamkeit jedes Kenners und Liebhabers der Sternkunde. Einmal schon hat die Meßkunst den Triumph gefeyert, die vorhergesagte Wiedererscheinung eines Kometen, im Jahre 1759 in Erfüllung gehen zu sehen. Und jetzt wagt sie es wieder, obgleich mancher Gründe wegen schüchterner, als damals, auf dieses oder das folgende Jahr, die Wiedererscheinung eines Kometen zu verkündigen. Ich sage schüchterner; denn im Jahr 1759 hatte man schon eine viermalige Erscheinung dieses Kometen und von jeder dieser Erscheinungen gute und sichere Beobachtungen vor sich, auf die man mit größerer Dreistigkeit bey der Bestimmung seiner

Bahn,

Bahn, fußen konnte. Bey diesem Kometen aber haben wir erst eine zweymalige Erscheinung, nemlich von 1532 und 1661 vor uns, und nur von der letztern haben wir sichere Beobachtungen. Die Beobachtungen hingegen vom Jahre 1532 sind sehr unzuverläßig. Sah man nun wirklich in diesen beyden Jahren nur einen und ebendenselben Kometen; so ist kein Zweifel, daß wir ihn in kurzem wiedersehen werden, da seine Umlaufszeit 128 bis 130 Jahr betragen möchte.

Ob aber wirklich diese beyden Kometen nur einer und derselbe gewesen seyn? diese Untersuchung ist nicht leicht. Wir haben nur ein einziges Mittel, uns von der Einerleyheit zweyer Kometen zu überzeugen, ein Mittel, dessen Besiz wir, wie so vieles andere, dem unsterblichen Newton verdanken. Dieses einzige Mittel bestehet in der Vergleichung der wirklichen Laufbahnen, die zwey Kometen um die Sonne beschreiben. Nur wenn man in diesem Stücke Uebereinstimmung findet, nur alsdann kann man schließen, daß beyde Kometen nicht verschieden

sind

sind; jedes andere Kennzeichen ist unzuverläßig, oder sagt vielmehr gar nichts.

Die Astronomie hat in den beyden letzten Jahrhunderten eine Stufe der Vollkommenheit erreicht, die dem menschlichen Geiste Ehre macht, und die sogar bey denen, die mit derselben, und überhaupt mit der Meßkunst nicht vertraut sind, nicht selten Mißtrauen gegen diese ehrwürdige Wissenschaft erreget. Die engen Gränzen, die ich mir bey gegenwärtiger kleinen Schrift vorgezeichnet habe, erlauben mir zwar nicht, jenes Vorurtheil zu entkräften, auch kann ich mir diese Mühe um desto eher ersparen, da das, was ich schreibe, für Liebhaber der Sternkunde bestimmt ist, bey welchen eine Widerlegung solcher auf bloßer Nichtkennung beruhenden Vorurtheile ganz überflüßig seyn würde; indessen hoffe ich doch, daß die Leser einige dahin gehörige Bemerkungen hier vielleicht nicht ungern lesen werden.

Daß man auf der Erde Höhen von Bergen und Thürmen, Breiten von Flüssen und andere

unzu-

unzugängliche Weiten messen könnte, ist eine bekannte Sache. Aber durch solche direkte und von der theoretischen Astronomie unabhängige Messungen würden wir in der Astronomie nicht weit kommen. Die Entfernungen der meisten himmlischen Körper sind zu groß, und jede Standlinie auf der Erde, nähmen wir auch ihren ganzen Durchmesser dazu, zu klein, um Dreyecke zu bekommen, deren Winkel und Seiten mit hinlänglicher Sicherheit bestimmt werden könnten. Der einzige Himmelskörper, bey dem eine solche direkte Messungsart anwendbar, und wirklich angewendet worden ist, ist der uns so nahe Mond. Bey jedem andern Weltkörper hingegen wird diese Messungsart so unsicher, daß der kleinste Fehler von ein oder ein Paar Sekunden, die zu messende Weite, 2, 3 und mehrmal größer oder kleiner machen kann, als sie wirklich ist. Wie ist es also möglich, daß die Astronomen Anspruch auf Zuverläßigkeit bey ihren Messungen machen können? Dieses auf eine überzeugende Art zu entwickeln, sind nicht ein

Seiten oder Bogen hinreichend: nur ein vollständiges System der ganzen Astronomie kann hierüber einen befriedigenden Aufschluß geben. Hier bemerke ich nur folgendes.

Den Alten, die eigentlich gar keine theoretische Astronomie hatten, war es schlechterdings unmöglich, über die Entfernung und Größe, selbst der nächsten Himmelskörper, auch nur etwas erträgliches zu bestimmen. Daher sind auch die so widersprechenden Angaben erklärlich, die man bey ältern Astronomen findet. Wie konnte also der menschliche Geist zu einer Wissenschaft gelangen, die ihm die Natur selbst unmöglich gemacht zu haben schien? Es wäre in der That eine merkwürdige und eines größern Werkes würdige Untersuchung, den Gang, den hier der menschliche Geist ging, Schritt für Schritt zu verfolgen.

Kopernikus war der erste, der den Grund zu dem ehrwürdigen Gebäude unserer jetzigen Sternkunde legte. Er bemerkte, daß die verschlungenen Wege und Schlingen, die die Pla-

neten

neten am Himmel zwischen den Fixsternen zu machen schienen, daß ihr Vorrücken, Stillstehen, Rückwärtsgehen, und ihr ganzer Lauf, in welchem die Alten keine feste und sichere Regel finden konnten, begreiflich werde, wenn man annähme, ein Theil ihrer Bewegung sey bloß scheinbar, und unser eigener Weltkörper befinde sich selbst in einer Bewegung, von der es leicht zu begreifen war, daß sie unserm eigenen unmittelbaren Gefühle nicht bemerkbar seyn könne. Er erwies, daß, wenn man annähme: die Erde sey ein Planet, der sich in einem Kreis um die Sonne bewege: näher, als sie, machten Merkur und Venus; entfernter Mars, Jupiter und Saturn, ähnliche Kreise, aber in verschiedenen Zeiten und Abständen, um die Sonne, daß, sage ich, unter diesen Voraussetzungen alle Irrwege der Planeten am Himmel auf einmal nach allen ihren Umständen deutlich würden, und daß das Weltgebäude nun auf einmal als ein erhabenes, nach einfachen Gesetzen geordnetes Ganze erscheine. Nun erst war man

im Stande, etwas von dem Zweck dieses grossen Gebäudes zu begreifen, der den Alten ein unauflösliches Räthsel war. Denn da Kopernikus jene Welten, die Planeten, mit unserer Erde in einen Rang stellte, wer konnte der Stärke des analogischen Schlusses widerstehen, daß auch sie bewohnte Weltkörper, gleich unserer Erde seyn. Es ist begreiflich, daß Kopernikus Entdeckung, die der Beyfall des aufgeklärten Theils seiner Zeitgenossen krönte, über die Abstände der Planeten von Sonne und Erde, und über die Größe ihrer Laufbahnen einiges Licht verbreiten mußte. Wer sollte nicht einsehn, daß z. B. die Erscheinungen des Mars ganz anders auf der Erde erscheinen müßten, wenn er näher bey der Sonne und Erde seine Laufbahn nähme, als er wirklich thut? und daß es also möglich seyn müsse, rückwärts aus den Umständen seiner Erscheinung einen Schluß auf die Größe seiner Bahn zu machen. Der Grund zu einer Theorie war also gelegt. Nun kam es darauf an, die sorgfältigsten Beobachtungen über die scheinbare

bare Bewegung der Planeten am Himmel zu machen, und diese mit der neuen Theorie zu vergleichen. So sehr auch diese Vergleichung zum Vortheil der neuen Theorie ausfiel; so bemerkte man dennoch kleine Abweichungen, die aber dennoch auf gewisse regelmäßige Art so zu- und abnahmen, daß man hoffen durfte, daß diese Abweichungen einer einfachen Regel unterworfen seyn möchten, die die Zukunft enthüllen könnte. Keppler, ein ehrwürdiger Name, Kayser Rudolphs I. Astronom, war es, der diese Regel fand, und das Gebäude der Astronomie bis unter die Krone vollendete. Drey einfache Gesetze entdeckte er, die bey der Berechnung des Planetenlaufs zum Grunde gelegt, die Theorie mit der Erfahrung in eine bis dahin unerhörte Uebereinstimmung brachten. Die drey Kepplerschen Gesetze waren:

1) Die Planeten beschreiben nicht Kreise, sondern Ellipsen um die Sonne, die Sonne steht aber

aber nicht in der Mitte, sondern in einem Brennpunkt derselben.

2) Der Planet legt nicht in gleichen Zeiten gleich große Bogen seiner Bahn zurück, sondern, eine Linie vom Mittelpunkt des Planeten nach dem Mittelpunkt der Sonne in Gedanken gezogen, beschreibt in gleichen Zeiten gleich große Flächen um die Sonne.

3) Die Cubikzahlen der beyden Entfernungen zweyer Planeten von der Sonne sind jederzeit den Quadratzahlen ihrer Umlaufszeiten proportional, so daß man, nur eines von beyden, Entfernung oder Umlaufszeit wissen darf, um das andere durch bloße Rechnung zu finden.

Auf diese Gesetze baute er seine Rudolphinischen Tafeln, und der Erfolg der astronomischen Rechnungen, die nach diesen Tafeln angestellt wurden, war der stärkste und unwiderleglichste Beweis, daß Keppler die Wahrheit gefunden hatte. In Absicht der Kometen, war er nicht so glücklich; er mußte die Enträthselung ihres Laufs der Nachwelt überlassen.

In Absicht der Theorie der Planeten, war in der That nur noch ein Schritt übrig. Die vollkommneren astronomischen Werkzeuge, die man seit Kepplers Entdeckungen verfertigte, zeigten, daß besonders bey einigen Planeten noch kleine Differenzen zwischen dem Calcul und den Beobachtungen übrig blieben, von welchen Kepplers Gesetze keinen Grund angaben. Aber auch diese kleinen Abweichungen wechselten mit solcher Regelmäßigkeit ab, daß sie auf eine noch höhere Regel deuteten, als diejenigen waren, denen Keppler die Bewegung der Planeten unterworfen hatte. Die höhere, oder höchste Regel zu finden, war dem unsterblichen Isaac Newton, diesem Lieblinge der Natur, vor dem sie ihre tiefsten Geheimnisse enthüllte, vorbehalten. Er entdeckte ein einziges, höchstes, und dabey höchst einfaches Gesetz, aus welchem nicht nur Kepplers Gesetze, sondern sogar alle die kleinen Abweichungen, die diese übrig ließen, als nothwendige Folgerungen erscheinen. Dies war das Gesetz der Anziehung oder der allgemei-

nen Schwere. Nimmt man nemlich an, daß durch den ganzen Weltraum, zwischen allen Körpern eine gegenseitige Anziehung herrsche, deren Stärke theils von der Masse, theils von der Entfernung des anziehenden Körpers abhängt; so nemlich, daß zwey Körper von verschiedenen Massen, in gleich großen Entfernungen, eine ungleiche anziehende Kraft ausüben, und zwar genau im Verhältniß ihrer Massen; hingegen auch jeder einzelne Körper in verschiedenen Entfernungen eine ungleiche Kraft äußert, und zwar so, daß diese Kraft gerade so mit der Entfernung abnimmt, wie die Quadratzahlen der Entfernung zunehmen: wenn man dieses Gesetz, sage ich, zum Grunde legt; so läßt sich durch Hülfe der allgemeinen Mechanik demonstriren, daß Planeten, die einmal um die Sonne in Bewegung gesetzt sind, nach diesen und keinen andern Gesetzen ihre Bewegung fortsetzen können, als diejenigen sind, welche Keppler entdeckt hat. Allein eben dieses Gesetz der Anziehung, vermöge dessen die Planeten die

Kepplerschen Gesetze ganz genau beobachten würden, wenn die Sonne allein auf sie wirkte; eben dieses Gesetz bringt jene kleinen Abweichungen hervor, indem die Planeten, vermöge ihrer anziehenden Kraft, einander gegenseitig in ihrer Bewegung stören.

Newton hatte dieses höchste Gesetz der leblosen Natur, durch welches dieselbe zu einem einzigen erhabenen Ganzen vereiniget wird, nicht aus der Luft gegriffen. Es war keine willkührliche Hypothese, die er auf gerathewohl annahm, um zu versuchen, was sich für Folgen daraus ableiten ließen: er hatte vielmehr durch die alles durchschauende Stärke seines Geistes, dieses Gesetz aus unleugbaren Erfahrungssätzen abgeleitet: aber es ist hier nicht der Ort, wo ich sein scharfsinniges Verfahren auseinander setzen könnte. Genug, daß dieses Gesetz die Theorie der Sternkunde zu einer Höhe erhob, über die der menschliche Geist selbst erstaunt. Die scharfsinnigsten Analysten unsers Jahrhunderts haben sich bemüht, diese Theorie, die in

ihren

ihren Grundsätzen so höchst einfach, in ihrer Anwendung aber nichts weniger als leicht ist, bis in das feinste Detail zu bearbeiten; und welcher Sieg der menschlichen Vernunft, welcher unwidersprechliche Beweis für die Wahrheit des großen durch Newton gefundenen Gesetzes ist es, daß jeder Fußbreit, den der Analyst in der Theorie gewinnt, auch ohne Ausnahme, die Resultate der Rechnung der Erfahrung näher bringt. Die kleinern Abweichungen einiger Planeten, besonders Saturns, die noch jetzt den Scharfsinn der Analysten üben, sind an sich so gering, daß der Laye in der Meßkunst kaum einen Begrif davon haben kann; und gleichwohl läßt sich zeigen, daß wenn man diese Abweichungen noch nicht mit der höchsten Schärfe berechnen kann, die Schuld nicht an Newtons Gesetz, sondern an der unbeschreiblichen Schwierigkeit des Calculs liegt; und eben dieses läßt sich auch ohne Ausnahme in jedem andern Falle zeigen, wo irgend eine noch so kleine Abweichung der Erfahrung von den astronomischen Rechnungen

nungen übrig ist. Kurz, kann irgend ein Satz durch Erfahrung geprüft und bestätigt werden, so ist es Newtons Satz von der allgemeinen Schwere; den wir jetzt, nachdem er die schärfsten Proben ausgehalten hat, mit vollem Rechte, in Absicht der Zuverläßigkeit, den evidentesten Axiomen an die Seite setzen dürfen. Sollte daher der Astronom nicht Glauben verdienen, wenn er mit so vieler Bestimmtheit, von der Entfernung und Größe der himmlischen Körper, redet, ja wenn er sogar, was beym ersten Anblick ganz unmöglich scheint, die Massen der Sonne und Planeten bestimmt; als hätte er die Welten mit dem Zirkel gemessen, und auf der Wage gewogen. Und übersieht gleich der, dem die Meßkunst fremd ist, nicht die Kette der Schlüsse, durch welche der Astronom jene Resultate entwickelte; so kann ihm doch jedes astronomische Jahrbuch, allenfalls auch nur der astronomische Theil, jedes gemeinen Kalenders die Zuverläßigkeit astronomischer Beobachtungen verbürgen; denn die astronomischen Tafeln, nach

denen

denen wir jetzt den Lauf der Himmelskörper berechnen, sind nicht etwa, wie bey den Chinesern, aus tausendjährigen Erfahrungen zusammengestoppelt, sie sind vielmehr bloß eine Frucht der Theorie, und aus Newton's Gesetz a priori entwickelt. Und so darf der Astronom mit Recht auf seine Wissenschaft stolz seyn! Denn wo ist eine andere Wissenschaft, in der sich die Kraft des menschlichen Verstandes in eben der Stärke gezeigt hätte?

Es konnte nicht fehlen, daß eben die Theorie, die dem Gebäude der Planetenlehre die Krone aufgesetzt hatte, auch einen Einfluß auf die Theorie der übrigen Himmelskörper haben mußte. Vor Newton hatte man noch keinen Schatten einer Theorie, in Absicht des Laufs der Kometen; nur daß sie nicht Lufterscheinungen, sondern Weltkörper innerhalb unsers Sonnensystems waren, war durch sorgfältige Messungen ausser Zweifel gesetzt. Was vor Newton die sorgfältigsten Beobachtungen nicht hatten entscheiden können, die Gestalt der Kometen-

meterbahnen, und die Gesetze ihrer Bewegung, fand er durch Vernunftschlüsse. Ueberzeugt von dem Gesetz der allgemeinen Anziehung, erwies Er in seinem unsterblichen Werke Principia philosophiae naturalis aus den Gesetzen der Bewegung, daß jeder Körper, der sich innerhalb unseres Sonnensystems bewegt, in so fern er bloß der Wirkung von der anziehenden Kraft der Sonne unterworfen ist, sich nothwendig in einer von den krummen Linien bewegen müsse, die die Mathematiker Kegelschnitte nennen, und wozu ausser dem Kreise nur noch drey krumme Linien, die Ellipse, Parabel und Hyperbel gehören, und daß der Weltkörper in jeder dieser Bahnen, im Ganzen eben so gut als die Planeten, die Kepplerschen Gesetze beobachten müsse. Nun durfte er bloß die Beobachtungen wirklicher Kometen, die die Astronomen gemacht hatten, mit seiner Theorie vergleichen, um unter den Kegelschnitten denjenigen zu finden, der mit den Beobachtungen der Astronomen übereinstimmte, und er bemerk-

merkte sehr bald, daß sich die scheinbare Bewegung der Planeten, aus elliptischen Bahnen erklären ließe, nur mit dem Unterschiede, daß die Ellipse, die ein Planet beschreibt, nur wenig von der Rundung eines Kreises abweicht, die Ellipse hingegen, die ein Komet durchläuft, äußerst lang, und im Verhältniß gegen ihre Länge sehr schmal ist. Die Sonne aber liegt, eben so, wie bey den Planeten, nicht in der Mitte dieser Bahn, sondern seitwärts in einem Punkte, den die Geometer den Brennpunkt der Ellipse nennen, und der bey so langen Ellipsen, als die Kometenbahnen sind, ganz nahe an einem von den beyden Scheiteln der Bahn liegt, so daß die Kometen in diesem Theil ihrer Bahn ganz nahe um die Sonne herumgehen, in dem andern Ende derselben aber sich auf eine unermeßliche Weite von der Sonne, und selbst von allen übrigen Planeten entfernen. Nur ein kleiner Theil dieser Bahn liegt innerhalb der Gränzen des Planetensystems, und nur in die-

sem kleinen Theil der Bahn kann uns der Komet sichtbar werden.

Durch diese Entdeckung Newtons wurde ein fester Grund zu der Theorie der Kometen gelegt. Auf diesen Grund sich stützend, bauete er weiter. Er zeigte, daß ein so kleiner Theil einer Kometenbahn, als der ist, in welchem uns der Komet sichtbar werden könne, seiner Krümmung nach, nur sehr wenig von der Krümmung derjenigen Linie verschieden sey, die den Namen der Parabel führt, deren Berechnung aber ungleich leichter ist, als die einer Ellipse. Hierdurch erleichterte er die Bestimmung der Gestalt und Lage jeder Kometenbahn ausserordentlich; und er lehrte, daß man eigentlich nicht mehr als drey Stellen eines Kometen am gestirnten Himmel genau wissen dürfe, um die ganze Gestalt und Lage der Bahn durch Rechnung zu bestimmen; nur die völlige Länge der Bahn, und die Zeit seines Umlaufs bleibt unbekannt, bis dieser Komet uns wieder zum zweytenmale erscheint; alsdann erst können alle Umstände seiner wirklichen Bewegung

wegung zuverläßiger bestimmt werden. Indessen sind dennoch diese Berechnungen, so einfach auch die Gründe sind, auf welchen sie beruhen, nichts weniger als einfach und leicht, und die vereinigten Bemühungen der scharfsinnigsten Analysten und Astronomen, Halley, Euler, la Grange, la Caille, la Lande, Pingre, Lambert und so vieler andern noch lebenden und verstorbenen scharfsinnigen Männer, haben zwar diese Rechnungen gar sehr erleichtert; dennoch bleiben sie noch immer schwierig, und nicht Jedermanns Sache.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Des Hrn. Hof- und Stadtdiaconus Aug. Gottl. Preuschen zu Carlsruhe Antwortschreiben an den Hrn. D. und Prof. auch Geh. Secret. Posselt daselbst, auf die von dem Geh. Legationsrath und Residenten zu Berlin, Hrn. D. Oelrichs, gethane Anfragen wegen der Preuschenschen typometrischen und sisinometrischen Kunstarbeiten. (*)

Karlsruhe, den 7. Jun. 1785.

P. M.

Hier haben Sie, bester Freund! mein eigenes Exemplar von den Essais ꝛc. Sehr angenehm war

*) Ich hatte zugleich den berühmten Hrn. Preuschen um ein Exemplar seiner auf einem hal-

war mirs, daß würdige und einsichtsvolle Männer sich an mich, der ich mich fast selbst vergessen hatte, gütigst erinnerten. So schäzbar und vielbedeutend ein liebreiches Andenken und kennerischer Beyfall in dieser Hinsicht ist, so wenig wird doch dadurch für mich und meine Sache gewonnen, wenn die Typometrie nicht durch kräftigere Unterstützung in den Stand gesetzt wird, mehr zu leisten, als durch kleine Versu-

che

ben Bogen gedruckten franz. Schrift über die Typometrie ersuchen lassen, um diese teutsche wichtige Erfindung in Teutschland durch eine Uebersetzung bekannt zu machen, welche ich denn hierauf folgen lassen werde. Und da ich hiebey auch dessen auf einem Octavblatt, gleichfalls in französischer Sprache, gedruckte Nachricht von seinem neu erfundenen sogenannten *Sismomètre* erhielt, solche fliegende kleine Blätter aber gemeiniglich nur in sehr wenige Hände kommen und sich leicht verlieren; so habe ich geglaubt, daß es nicht weniger angenehm seyn würde, diese sehr merkwürdige Erfindung eines so sinnreichen teutschen Kopfs, allhier zugleich in teutscher Sprache aufzubehalten.

Oelrichs.

che die Neugierde der Litteratoren und Artisten zu befriedigen. —

Ich habe in dem Anfange, als meine Erfindung noch ganz neu und warm war, große Erwartungen gehabt, und von Seiten des Publikums auf solche Ermunterungen gezählt, die dieser mühsamen Geburt einen schnellen Wuchs, einen vortheilhaften Schwung hätten verschaffen können. — Allein wie sehr realisirte sich nicht das Sprichwort: Virtus laudatur et alget. — Wie empfindlich traf mich nicht das Urtheil unserer vollendeten großen Badischen Karoline, die sich bey dem Anblick meiner Karte von Sicilien also ausdrückte: „Sie haben „hier zwar einen Beweis von der Größe und „Stärke ihres Genies (ein mich demüthigendes, „unverdientes Kompliment) vor der Welt ab„gelegt; sie werden aber das Schicksal aller „Künstler haben, die ihre Belohnung bey der „Nachwelt suchen müssen."

Ich sage es Ihnen offenherzig, ich konnte mich nach meiner damaligen Lage von der Wahrheit

heit dieses Ausspruchs nicht recht überzeugen. Ich kannte die Welt aber noch zu wenig. — Nun sehe ichs wohl, daß — wenn die Nachwelt nicht mehr, als die Vorwelt thut, alles ein schönes Kunstphänomen bleiben wird. — Und — lassen Sie die Nachwelt noch so erkänntlich seyn — werden die süßen Töne unnütz verschwendeter Lobsprüche noch den verlaßnen Staub rühren? Der frohe Gedanke, der Welt genützt zu haben, ist wohl oft der schwache Trost eines verarmten Autors, der ihn bey dem Andenken an die aufgeopferte Zeit vor Gewissensbissen wohlthätig schützt. — Doch was hilfte ihm, wenn er besorgen muß, daß seine Werke, nach dem gemeinen Laufe der Welt, entweder in das gränzenlose Meer der Vergessenheit fallen, oder unter die stolzen Schimären eines papiernen Jahrhunderts gerechnet werden. Bey der Ueberzeugung, daß meine Erfindung, wenn sie sich weiter ausbildet, an sich den größren Nutzen schaffen, und in ihrer Art eben so vieles, als die Buchdruckerkunst, leisten kann, tröstet mich noch die schöne

Bemer-

Bemerkung des verdienſtvollen Kardinals von Rez. Dieſer ſagt: "Ce qui ſe paſſe de nos jours nous affecte foiblement, quelque extraordinaire qu'il puiſſe être. Il faut du tems, pour en apprécier l'importance & la grandeur, que la trop grande proximité des objets nous dérobe en partie —„ Vor einiger Zeit lebte meine Hofnung wieder auf, als ein vielvermögender Liebhaber von Kunſtſachen mich zur Betreibung der Typometrie ermunterte und zugleich unterſtützte. — Indeſſen befand ich mich dabey in ſo engen Gränzen, daß ich zu meiner typometriſchen Anſtalt nur einen kleinen Zuſatz machen, und weiter nichts, als eine mittelmäßige Probe liefern konnte. Dennoch gab dieſer nicht ganz mißlungene geringe Verſuch einem pariſiſchen Künſtler, welchen *Beaumarchais* und Franklin unter vorläufiger Verheißung eines jährlichen Gehaltes von 1500 Livres auf den Fall der Entdeckung, zur Entwickelung meiner Kunſtvortheile auffoderten, einen beſondern Anlaß, ſich an mich zu wenden, und — nachdem

er seinen Zweck, weil er die Entdeckung schuldig blieb, verfehlte, meinem Unterstützer seine Dienste anzubieten. Gewiß war er ein vortreflicher Typograph, ein vorzüglich geschickter Stempelschneider und Schriftgießer. Wäre die Sache zu Stand gekommen, so hätten wir itzt in unserm Vaterlande eine der besten Anstalten zu Karten, Noten und mathematischen Zeichnungen, auch eine der vortreflichsten Gießereien von der Welt. Ich gab mir alle ersinnliche Mühe, die Sache in den Gang zu bringen; allein ich konnte, vielleicht wegen verschiedener einseitiger Betrachtungen und zusammentreffender Verhältnisse, meinen Zweck nicht erreichen. Bey solchen Umständen will ich Ihnen meine Gedanken ganz kurz sagen. Die nützliche Betreibung dieser Kunst kostet mehr Aufwand, als ich bestreiten kann. — Die Aufsicht schadet entweder meinem Berufe, oder mein Beruf der Aufsicht. Ohnehin bin ich wegen der schlechten Fortschritte in diesem neuen Fache ganz ermüdet. — Dem Herrn von *Beaumarchais* und D. Franklin

kann und werde ich meine Dienste nicht antragen. — Um geringer Vortheile willen befange ich mich mit dem Unterrichte nicht — auch ertheile ich denselben nicht eher, als ich meine Anstalt ohne Schaden verkaufen kann, und dann Niemanden, als dem Käufer selbst — Bedingungen, welche nicht so leicht, vielleicht niemals, erfüllt werden können. Machen sie den Schluß. — So bleibt also diese neue Kunst, obgleich in einer gewissen Unvollkommenheit, (denn mein System ist, wie ich durch eigene Erfahrung belehrt worden bin, nicht ganz nach meinem Entwurfe exequirt worden,) einzig und allein in der Schweitz, und höret mit meinem Ableben auf, ein neuer Kunstzweig deutscher Söhne zu seyn, obgleich der Herr Breitkopf in Leipzig etwas ähnliches auf die Bahn gebracht hat, — welches den Deutschen wohl Ehre macht, hingegen über so mancherley Zeichnungen sich nicht ausbreitet. Ich erstaune, daß wir Deutsche so still sitzen, und das nur schätzen und nachahmen wollen, was in Frankreich oder England ausgebrütet

brütet worden ist. — Wir sollten uns schämen. — Wo ist unser neues wieder auflebendes nach Kunst und Wissen dürstendes Griechenland? Wo sind die uneigennützig belohnende Auguste, wo die gefühlvollen Mecäne der Teutschen? — Manche, ich könnte sie nennen, sind zwar, Dank sey dem Himmel! noch da; diese aber können nicht alles thun. — Wie viele stehen dagegen nicht auf dem Papiere, wo Käufer, Buchdrucker und Verleger bey dem Schriftsteller und Künstler die Stelle der Auguste und Mecäne vertreten müssen! Oekonomie — Oekonomie — das sind Alleinsachen! — Hier haben Sie, liebster Freund! den unbarmherzigen Sarkophag, der aller Empfindsamkeit gegen die ädelsten Zweige des menschlichen Verstandes und Witzes insgemein verschlingt, wenn sie keinen genauen Bezug auf die Erweiterung der Finanzen haben.

Ein Universitätsbuchdrucker von Stuttgard wollte in eines Fremden Namen mit mir wegen der Typometrie in Unterhandlung treten. Er

ver-

verlangte für einen sehr fähigen Menschen, und das hätte er gewiß seyn müssen, nur auf einige Stunden einen Unterricht. Die ganze Idee war mir auffallend und lächerlich. — Da ich mich nicht einlies; so that er einen Vorschlag zum Kaufe. — Aber — 2500 bis 3000 Gulden für Kunst und Geräthschaften? Welche Summe! Diese war ihm oder seinem Kommittenten zu groß. — Darüber lies er mich ohne Antwort und gedachte vielleicht durch eignes Nachdenken und Fleiß sie selbst zu verdienen —

Nun das Geolabium. — Diese Maschine existirt wirklich — Ich habe sie zu der Zeit, als ich mich mit dem Schriftgießer Haas in eine engere Verbindung einzulassen, gesonnen war, nach Basel gesendet, und nachdem ich mit ihm gegen die von dem Könige beider Sicilien erhaltenen Geschenke, abgerechnet habe — nicht wieder erhalten. Da der Kartensatz auf Glas weit geschwinder und besser berichtigt werden kann, so ist sie völlig überflüßig und allein bey der Korrektur noch brauchbar. Doch habe ich zu dieser

Ab-

Absicht eine eigene einfachere und absichtlichere Maschine aufgestellt.

Antworten Sie dem Herrn Geh. Legationsrath Oelrichs, so belieben Sie denselben, von meiner aufrichtigen Erkänntlichkeit für das so schöne und mir höchst angenehme litterarische Geschenk gütigst zu versichern. Männer, die uns das Detail von ihrem Vaterlande liefern, sind mir unschäzbar, ihre Arbeiten aber von einem vorzüglichen Werthe — denn ich sehe ihre Beschreibungen als so viele Spezialkarten an, die zulezt die richtigste und vollständigste Generalkarte geben. Sie machen aber, da Landesfürsten selten ihre Verdienste gebührend belohnen, und Verleger, die grösstentheils auf das Allgemeine sehen, in der Welt ein sehr geringes Glück, ob sie gleich in allem Betracht Ehre und Dank verdienen. —

Ich bin ꝛc. ꝛc.

A. G. Preuschen.

(Die Abhandlungen folgen im nächsten Stück.)

VI.

Das Scharfsinnigste, was für eine geoffenbarte Religion gesagt werden kann. Aus dem Lateinischen des Bako von Verulam; nebst einem Anhange von der Vernunft, als dem obersten Princip, in letzter Instanz, aller Religion. Von dem Uebersetzer.

Die Rechte Gottes an dem Menschen treffen den ganzen Menschen, treffen aber so wohl seine Vernunft als seinen Willen: der Mensch soll sich ja in Rücksicht beider verläugnen, und in den göttlichen Willen fügen. So wie wir also zum Gehorsam gegen das Gesetz Gottes verpflichtet sind, wenn gleich unser Wille dawider ist; eben so müssen wir auch dem Worte Gottes, der Bibel, unsern Glauben schenken, wenn gleich unsere Vernunft

nunft ihr widerspricht. Denn wenn wir nur das glauben, was mit unserer Vernunft übereinstimmt, so geben wir unsern Beyfall den Dingen, nicht aber dem Urheber: welches wir doch auch selbst bey verdächtigen Zeugen zu thun pflegen. Aber jener Glaube, der dem Abraham zur Gerechtigkeit zugerechnet ward, war ein Glaube an das, was der Sarah ein Gespötte war: die hierin die natürliche Vernunft abbildete. Je mehr also ein göttliches Geheimniß sich von aller Vernunft entfernt, je unglaublicher es ist, desto größere Ehre erweisen wir Gott durch unsern Glauben daran, und desto edler ist der Sieg dieses Glaubens. Eben so verherrlichen auch diejenigen Sünder, die von den mehrsten und schwersten Verbrechen ihr Gewissen belastet fühlen, und doch dabey an Gottes Barmherzigkeit glauben, diesen um so viel mehr: jede Verzweiflung aber ist gleichsam eine Beschimpfung der Gottheit. Ja, wenn wir die Sache recht erwägen, so liegt mehr Würde im Glauben, als im Wissen, so wie unser Wissen jetzo

ist.

ist. Denn bey dem Wissen wirken die Sinne auf die Seele, die Sinne, die es nur mit materiellen Dingen zu thun haben: beym Glauben aber wirkt Seele auf Seele: und dies ist doch immer ein würdigeres Princip. Ganz anders verhält sich die Sache im Stande der Herrlichkeit: denn alsdann wird der Glaube aufhören, und wir werden erkennen, wie wir erkannt sind.

Wir machen also den Schluß, daß alle Theologie aus dem Worte Gottes und seinen unfehlbaren Aussprüchen, nicht aber aus dem Lichte der Natur oder aus den Denkgesetzen der Vernunft geschöpft werden muß. Denn es heißt: die Himmel erzählen die Ehre Gottes: aber nirgends: die Himmel erzählen den Willen Gottes. Und das trift nicht allein die großen Geheimnisse von der Gottheit, der Schöpfung, der Erlösung, sondern auch die vollkommnere Auslegung des mosaischen Moral-Gesetzes: „ Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen, damit ihr Kinder seyd ꝛc. von welchen Worten man billig sagen kann:

Non

Non vox hominem sonat. *Virg.*

Mehr als menschlich ertönt der Spruch des erhabnen Lehrers.

Wir sehen ja auch, daß die heidnischen Dichter, vorzüglich wenn sie pathetisch sprechen, nicht selten mit den Gesetzen und Vorschriften der Sittenlehre (die doch weit weniger strenge und nachsehender sind, als die göttlichen Gesetze) gleichsam zanken.

Et quod natura remittit
Invida jura negant.

So sagt der Indianer Dendamit zu den Gesandten des Alexander: er hätte zwar etwas von dem Namen des Pythagoras und anderer griechischen Weisen vernommen, und er halte sie für große Männer; aber sie hätten den Fehler gehabt, daß sie für ein gewisses Ding, welches sie Gesetz und Sitte nennten, eine übertriebene und phantastische Achtung bewiesen. Daher ist es klar, daß selbst ein großer Theil des moralischen Gesetzes erhabner ist, als daß das bloße Licht der

Natur

Natur uns bis dahinauf leiten könnte. Wenn man aber sagt, daß die Menschen auch aus dem bloßen Lichte der Natur gewisse Begriffe von Tugend, von Laster, von Recht und Unrecht, von Gutem und Bösem haben: so ist doch dies sehr wahr. Aber man muß dabey zugleich merken, daß der Ausdruck: „Licht der Natur" einen doppelten Sinn hat. Zuerst, in so fern es aus den Sinnen, aus Schlüssen, Vernunftgründen und Beweisen entsteht, so wie wir etwa die Gesetze der Ordnung in der Schöpfung aufspühren; zweytens, in so fern es in einem gewissen innern Instinkt der Seele seinen Grund hat, d. h. in den Vorschriften des Gewissens, welches ein Funke und gleichsam Ueberbleibsel unserer ehemaligen Reinheit und Unschuld ist. Und in diesem letztern Sinne vorzüglich ist die Seele fähig, die Vollkommenheit des moralischen Gesetzes zu erkennen und zu beurtheilen. Welches Licht aber doch nicht ganz klar ist, sondern von der Beschaffenheit, daß es mehr gewisse Fehler rügt und straft, als von den Pflich-

ten vollkommen unterrichtet. Man sehe also auf die Geheimnisse, oder auf die Sitten; die Religion hängt von einer göttlichen Offenbarung ab.

Demohngeachtet giebt es einen vielfachen und mannigfaltigen Gebrauch der Vernunft in geistlichen Dingen. Denn der Apostel nennt die Religion der Christen nicht umsonst einen vernünftigen Gottesdienst. Man erinnre sich nur der Ceremonien und Typen des alten Ceremonial-Gesetzes. Diese waren ganz vernunftmäßig, d. h. bedeutungsvoll: und von den Ceremonien der Idolatrie und Magie ganz verschieden, als die nichts lehrten, nichts bedeuteten. Vorzüglich aber zeichnet sich die christliche Religion dadurch vor andern aus, daß sie in dem Gebrauch der Vernunft und des Untersuchungsgeistes, (der ein Kind der Vernunft ist,) einen vortreflichen Mittelweg beobachtet, und so sich zwischen der Religion der Heiden und der Muhamedaner gleichsam in der Mitte hält. Denn die Religion der Heiden hatte in ihrem Glauben und Bekenntnisse nichts Beständiges, die muha-

meda-

medanische Religion aber untersagt alle Untersuchung: da entweder die christliche Religion den Gebrauch der Vernunft und der Untersuchung (aber beydes in ihren gehörigen Gränzen) theils gestattet, theils verwirft.

Der Gebrauch der Vernunft in Sachen der Religion ist doppelt: und erstreckt sich entweder auf die Geheimnisse selbst, oder auf die daraus zu ziehenden Folgerungen. Was die Erklärung der Geheimnisse selbst anbetrift, so sehen wir, daß Gott sich zu der Zuhörer schwachen Fassungskraft herunterläßt, indem er seine Geheimnisse in der Art ausdrückt, daß sie von uns sehr schnell gefaßt werden können: und seine Offenbarungen gleichsam auf die Denkgesetze und Begriffe unserer Vernunft einpfropft: so daß alle Inspiration sich zu der Vernunft verhält, wie die Figur des Schlüssels zu der Figur des Schlosses. So wie aber Gott uns seine unmittelbaren Erleuchtungen durch das Mittel der Vernunft mittheilt, so müssen wir auch dieselbige gleichsam nach allen Seiten drehen und wenden, damit

mit wir um so viel mehr im Stande seyn mögen, die Geheimnisse zu verstehen. Nur muß unsere Seele sich nach dem Maaß des Geheimnisses erweitern, nicht aber das Geheimniß nach der engen Fassungskraft der Vernunft verengt und eingeschränkt werden.

Was aber die Schlüsse aus diesen Geheimnissen betrift, so müssen wir wissen, daß uns ein gewisser Hülfs- und Nebengebrauch (usus secundarius et respectivus) nicht aber absoluter Gebrauch der Vernunft (usus absolutus et primitivus) erlaubt ist. Denn wenn erst die Artikel und Principien der Religion festgestellt worden, so, daß sie über alle Prüfung der Vernunft weg sind, alsdann kann unsre Vernunft aus der Analogie des Festgestellten, Schlüsse zu machen wagen. In natürlichen Dingen findet dies nicht statt. Denn hier werden die Principien selbst der Prüfung der Vernunft unterworfen; sie stehen daher auch mit der Vernunft in keinem Widerspruch, indem sowohl die Vorder- als die Mittelsätze des Schlusses aus einer Quelle, nemlich

lich der Vernunft, abgeleitet werden. Anders ist es mit der Religion: wo die Vordersätze des Schlusses durch sich selbst bestehen, und von allem Vernunftgebrauch unabhängig sind. Allein dies ist nicht allein der Fall in Sachen der Religion, sondern auch in andern sowohl schweren als leichtern Wissenschaften: wo nemlich die ersten Sätze Hypothesen, (placita) nicht unwandelbare Vernunft- oder Naturgesetze (posita) sind. Denn auch hier findet kein absoluter Vernunftgebrauch statt. So sind die eigentlichen Regeln des Schachspiels und ähnlicher Spiele blos willkührlich und hypothetisch: die also angenommen und nicht bezweifelt werden müssen. Aber beym Spielen selbst, das heißt bey der Anwendung einer willkührlich festgestellten Regel, ists, wo der Gebrauch der Vernunft statt findet:

Hoc opus, hic labor est. *Virgil.*

Ein gleiches findet auch bey den menschlichen Gesetzen statt, deren viele nur Motiven, das heißt, hypothetische Rechtsregeln (placita juris) sind,

die sich mehr auf Autorität, als auf Vernunftgründe stützen: und über welche gleichfalls nicht gestritten werden muß: die allgemeinen Regeln des Rechts allein laßen einen absoluten und ursprünglichen Gebrauch der Vernunft zu. Und von eben der Art ist auch reiner Hülfsgebrauch der Vernunft in Sachen der Religion, der sich auf die willkührlichen Gesetze der Gottheit (placita Dei) gründet.

So wie man aber die Vernunft in göttlichen Dingen auf zweyerley Art gebrauchen kann: so kann man sie auch auf zweyerley Art misbrauchen. Und zwar einmal, wenn die eigentliche Beschaffenheit des Geheimnisses zu spitzfündig untersucht wird: zweytens, wenn den daraus gefolgerten Schlüssen ein eben so großes Ansehen beygelegt wird, als den Prinzipien selbst. Man sollte daher eine Abhandlung schreiben von dem Gebrauch der menschlichen Vernunft in Sachen der Theologie: welches gleichsam eine göttliche Dialektik abgeben würde. Dies würde gewissermaßen ein einschläferndes Mittel für die Spitzfündig-

fündigkeiten der Scholastik sowohl als für die Streitigkeiten der Kirche überhaupt seyn.

Es ist ein wesentliches Stück zu dem Frieden der Kirche, daß das eigentliche Credo der Christen gehörig erklärt und auseinandergesetzt wird, welches in diesen beyden Sätzen enthalten ist: Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns: wer nicht wider uns ist, der ist für uns: Daraus ist es denn klar, daß einige Artikel sind, ohne deren Annehmung man kein wahrer Christ seyn kann: andere aber, die man als ein solcher immer noch verwerfen kann. Es ist also sehr wichtig zu unterscheiden, welche eigentlich von der Gemeinschaft der Kirche ausschließen. Man glaube nicht, daß dies bisher schon geschehen sey. Aber sehr wahrscheinlich ists, daß, wer einen solchen Vorschlag machen wollte, eine Antwort des Jesu an den Boten davon tragen würde: Was geht dich der Friede an? Folge mir: da den mehresten nicht der Friede, sondern ihre Parthey am Herzen liegt. Auch wäre wohl noch eine Abhandlung

über

über die Stufen der Einheit in der Kirche zu wünschen.

Vor allen andern ist bey diesem Friedenswerk das Kapitel von der rechten Auslegung der Bibel wichtig. Diese ist doppelt, entweder methodisch, oder frey und rhapsodistisch. Dieser göttliche Brunnquell kann auf eben die Art aufgefaßt werden, wie es die irdischen Brunnquellen können. Diese werden nemlich entweder in Zisternen aufgefaßt, und von da durch mehrere Röhren weiter fortgeleitet: oder sogleich in Gefäße gegossen, um sogleich davon Gebrauch zu machen. Die Methode der ersten Gattung hat die scholastische Theologie erzeugt: oder durch welche die Theologie gleichsam in die Zisternen der Kunst gebracht, und dann Axiome, Lehrsätze und Folgerungssätze wie Bäche daraus abgeleitet worden. Aber in der systemlosen Methode kann man auf zweyerley Art zu weit gehen. Einmal, indem man die Schrift als so vollkommen annimmt, daß auch alle Philosophie aus ihren Quellen abgeleitet werden müsse, als wenn jede

andre Philosophie profan und heidnisch wäre. Dieser Fehler herrschte zweytens in der Schule des Paracelsus, wie auch in andern: aber seinen Ursprung leitet er von den Rabbinen und Kabbalisten ab. Aber diese Leute erreichen gar nicht ihren Zweck; denn sie erweisen dadurch der Schrift keine Ehre; sondern machen sie nur verächtlich. Denn so wie die Theologie in der Philosophie suchen eben so viel heißt, als die Lebendigen unter den Todten suchen! so heißt im Gegentheil die Philosophie in der Theologie suchen eben so viel, als die Todten unter den Lebendigen suchen. Die andere fehlerhafte Auslegung aber scheint auf den ersten Anblick sehr richtig: aber dem Ansehn der Schrift that sie doch immer Abbruch. Sie besteht darin, wenn die eigentliche heilige Schrift eben so erklärt wird, als die menschlichen Schriften. Man muß doch aber denken, daß Gott, dem Urheber der Schrift, zwey Quellen offen stehen, die jeden Menschen unzugänglich sind, nemlich die Geheimnisse des menschlichen Herzens und die Folge der Zeit.

Denn

Denn da die Aussprüche der Bibel so beschaffen sind, daß sie das Herz treffen, und die Schicksale aller Jahrhunderte in sich fassen; indem Gott nach seiner allwissenden Voraussehung alle Ketzereyen und Spaltungen der Kirche im allgemeinen und besondern vorhersahe; so müssen sie nicht allein im Context, und nach der jedesmaligen Veranlassung, oder in dem eigentlichen Sinn der Worte erklärt werden; sondern zugleich so, daß sie nicht allein im allgemeinen, sondern auch für jeden besondern und einzelnen Fall, in ihren Ausdrücken und kleinsten Nebendingen auf die unzählich mannigfaltigen Lehren und Secten der Kirche Beziehung haben. Denn man hat sehr wohl bemerkt, daß die Antworten Christi auf Reden und Fragen, die man ihm vorlegte, sehr oft nicht gradezu Beziehung hatten, sondern oft auf ganz was anderes hindeuteten. Die Ursache davon ist doppelt: weil er nicht blos die Worte, sondern auch den tiefsten, verstelltesten Sinn der Gedanken seiner Feinde, und ihren verschlungensten Ideengang kannte, auch mehr auf das

letzte

letzte als auf die Worte, in seinen Antworten Rücksicht nahm: und dann zwar, weil er nicht allein zu denen redete, die ihn damals umstanden, sondern auch zu uns, die wir jetzt leben, und zu allen Menschen, die einst noch leben werden, und denen das Evangelium geprediget werden soll.

(Der Anhang folgt künftig.)

VII. Von

VII.

Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen

(Fortsetzung der im 2ten Stück des 3ten Bandes abgebrochenen Abhandlung.)

Von den Manufakturen und Fabriken; von den Mitteln, ihnen aufzuhelfen und sie blühender zu machen.

Die verehrungswürdigen Diener des Staats, deren aufmerksame Sorgfalt dem Handel und den Fabriken Leben giebt, und die mit dem Könige die Last der Geschäfte theilen, haben zum Grundsatz angenommen: daß der Handel und die Manufakturen um so blühender werden, je weniger Fesseln ihnen angelegt sind. Auch wusten sie sehr gut, daß die Monopole jener Wachsthume ganz zuwider waren. Die Weisheit des Monarchen hat diese so schädliche Hindernisse aus dem Wege geräumt, und die Monopole aufgehoben; und, da nun Freyheit herrscht; so kann man die Fabriken vermehren, so sehr man

man nur immer will. Die erste Grundlage kostet so gar viel nicht, und die Utensilien übersteigen nie die Kräfte eines sehr mittelmäßigen Vermögens; der Fabrikant hat nur seine Materialien und seine Arbeiter zu bezahlen. Wenn ein Stück abgearbeitet ist; so fängt er ein zweytes an; ist er reich; so hält er zwanzig, dreyßig, vierzig, hundert Arbeiter; ist er arm; so hält er nur zwey, drey bis vier; nie aber wird hiezu ein unmäßiger, verderblicher Vorschuß erfodert. *)

Da diese Gegenstände als die ersten Bedürfnisse angesehen wurden; so war es auch von einer anderen Seite dem Publikum zuträglich, daß gewisse Fabriken nicht in einer und derselben Hand sich befanden, die sich nur nach dem Gewicht des Goldes, das die Nothwendigkeit ihr darzubieten zwang, öfnete oder verschloß. Die Zeit

*) Stolpe, Pollnow, Bublitz, Neu-Stettin, Rummelsburg, Ratzeburg, Fleckerborn, Lauenburg, Bütow, Falkenburg und alle kleine Städte in Hinterpommern, in Ost- und Westpreußen, fabriciren Rasche, Tücher und andere Zeuge in Menge, und verkaufen sie in Frankfurt, in Königsberg in Preußen, in Danzig, in Pohlen und Rußland. Die Leinewand, welche man in Pommern macht, wird nach England, nach Irrland, nach Spanien, nach Amerika und anderen Nationen verkauft.

Zeit ist nun gekommen, wo jeder Künstler, jeder Fabrikant und jeder Handwerker seine Kenntnisse und seine Talente frey gebrauchen darf. Privilegien dienten nur dazu, die Faulheit zum Schaden der Vervollkommnung, der Konsumtion und des Umlaufs zu begünstigen; jemehr sich aber die Arbeit vermehrt, und jemehr sie vertheilt ist; desto mehr blüht die Bevölkerung. Der Nutzen, welchen der Staat aus dem freyen Fabriciren zieht, ist gewiß sehr wesentlich, weil er dadurch einer weit größern Anzahl von Menschen Unterhalt giebt. Die Anwendung der Menschen vermehrt natürlich die Konsumtion; die Konsumtion macht billige Preise; der Preis hängt von dem Arbeitslohn der Handwerker ab, oder davon, wie hoch diese ihre Waaren verkaufen; denn darnach richtet sich immer der Preis der Lebensmittel: und es ist unleugbar, daß die Nation den ergiebigsten und ausgebreitetsten Handel führt, welche die Handwerksarbeiten für die billigsten Preise liefert, und sich mit dem mäßigsten Gewinnst begnügt; so groß ist die Macht der freyen Industrie. Ich rede, den von Seiner Majestät und den weisen Absichten seiner Minister angenommenen Grundsatz zu unterstützen; dies ist der sicherste Weg, den Staat in den blühendsten Stand zu setzen; allenthalben wo man stark und viel arbeitet, und wo der Handel stark geht, da wächst und da vermehret sich der Reichthum. Ein

unfehl-

unfehlbares Mittel die Vollkommenheit des Staats zu erweitern, ist Belohnungen für alle diejenigen zu bestimmen, 1) welche unter den Ackerleuten das meiste neue Land machen, die meisten Wiesen anlegen, die meisten Schaafe und das meiste große und kleine Vieh halten; 2) welche unter den Fabrikanten Desseins erfinden und neue geschmackvolle Zeuge fabriciren; 3) welche unter den Färbern die schönsten und dauerhaftesten Farben geben, wenn sie zum Färben der Seide, der Baumwolle, der Wolle und des flächsenen Garns, inländische Produckte, Farbewaaren, die in unserm eigenen Lande wachsen, gebrauchen, und welche man nur aus Vorurtheil vernachläßigt hat; denn dies giebt den Färberwaaren stets den höchsten Preis, welche aus sehr fernen Ländern zu uns kommen. Jemehr man durch Begünstigungen aufmuntert; je schneller wird der Ackerbau, je schneller werden die Fabriken zur Vollkommenheit gedeihen; es ist eben so nothwendig und wichtig, den Ackerbau zu schützen und zu unterstützen, als es dies bey den Fabriken ist, weil er gleichsam ihr Vehikel ist, und weil alles andere lediglich von ihm abhängt, und nach ihm sich richtet.

* * *

Von der Art und Weise, wie man ohne viele Kosten Häfen, Wege, Canäle und Bäche anlegen und ausbessern kann, und von den Vortheilen, welche hieraus für den Handel entspringen würden.

Ich habe gesagt, daß der Ackerbau die Seele des Handels ist; daß er Allem Leben und Thätigkeit giebt; es ist daher von der äußersten Wichtigkeit, ihm alle Mittel darzureichen, daß er seine ganze Kraft zeigen kann. Diesen Zweck aber wird man nur erreichen, je nachdem sich die Regierung bemühen wird, ihm den nöthigen Absatz theils zu erleichtern, theils zu verschaffen. Wie wohlthätig dies nicht nur für jeden einzelnen Menschen, sondern selbst für den Staat und den König seyn würde, das darf nicht erst bewiesen werden. Die Kosten dieser von uns vorgeschlagenen Unternehmungen können nicht anders als sehr mäßig werden, wenn man es dahin bringen kann, daß jede Stadt, jeder Flecken, jedes Amt und jedes Dorf sie trägt. Hierbey ist es aber auch nöthig, daß man die Ausführung dieser Arbeiten solchen Leuten übertrage, welche darin schon geübt sind, damit Alles solide gemacht werde; daß man unnöthige Kosten und Arbeiten sorgfältig vermeide; daß man nur das Vornehmste, Wesentlichste und Nothwendigste

wendigste mache: eine wohl angeordnete und gut geführte Aufsicht wird hinreichend seyn, auf diese Arbeiten ein wachsames Auge zu haben, und die nothwendigsten und unentbehrlichsten Ausbesserungen vornehmen zu lassen. Diese Aufsicht muß gleichfalls nach Distrikten vertheilt und den Städten, Flecken, Aemtern, und Dörfern in eben der Art, als die Arbeiten übertragen werden. Mit dem Ausgraben der Bäche und Canäle kann es eben so gehalten werden. Wir hoffen, daß der König die Direktoren dieser Arbeit gern besolden, und die Utensilien und Materialien willig liefern wird. Die Städte, Flecken, Aemter und Dörfer aber müssen hierzu Pferde und Wagen oder Karren liefern, und alle Handarbeit dabey verrichten; dann wird man hoffen dürfen, daß der Handel durch wenige hierauf verwandte Kosten neue Lebhaftigkeit erlangen wird. Keine Verfahrungsart, bey so nützlichen, so dringenden und alle daran theilnehmende Unterthanen so sehr interessirenden Arbeiten, kann mit größerer Oekonomie unternommen werden; auch darf man bey dieser nicht fürchten, daß die Direktoren unmäßigen Gewinnst machen werden, wie dies bey allen Unternehmungen der Fürsten nur allzuhäufig geschieht. Die Geschicklichkeit, der Eifer und die Thätigkeit der Ingenieurs in der Mitwürkung an Geschäften, welche ihnen Ehre machen müssen,

sen, wird immer mehr zu verbreiten sich bestre-
ben, und gleichen Schritt halten mit dem Eifer
aller Unterthanen, welche mit ihnen gemein-
schaftlich und um die Wette daran arbeiten wer-
den, ihre Namen, ihre Arbeit und den Ruhm
des Throns zu verewigen.

Da diese Unternehmungen dem Publikum zum
größten Vortheil gereichen; so ist es billig, daß
es ihnen alle seine Kräfte widmet. Wenn daher
Dörfer auf der Route dieser Arbeiten zu weit aus-
einander liegen; so müssen die nächsten jenen zu
Hülfe kommen, um ihnen die zu mühsame und
zu beschwerliche Arbeit zu erleichtern; so wie
es überhaupt billig ist, daß, da alle Unterthanen
an den hieraus entspringenden Vortheilen Theil
nehmen, sie auch alle zu den vorhergehenden Ar-
beiten das Ihrige beytragen müssen.

Das einzige untrügliche Mittel, unsere Pro-
dukte zu vermehren, und den Handel in Auf-
nahme zu bringen, ist die Erleichterung des
Kreislaufs aller Dinge sowohl innerhalb als au-
ßerhalb des Reichs. Jedes andere System schlä-
fert die Emulation ein, und stöhrt die Circula-
tion, den Wachsthum und die Vervollkommnung
unserer Fabrikate, weil es nicht den nothwendi-
gen Absatz zu verschaffen im Stande ist; und
wo dieser fehlt, da gehen die Handwerker zu
Grunde, und die Menschen müssen nicht nur
an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens

Mangel

Mangel leiden, sondern auch sehr oft allen Lebensunterhalt entbehren, und der Bevölkerung des Staats nachtheilig werden. Der Staat kann den Handel nicht stärker begünstigen und ihn in keinen bessern Stand setzen, alle seine Kräfte zu entwickeln, und zu dem Glanze zu gelangen, dessen er fähig ist, als wenn er ihm den Absatz verschaft, der ihm noch fehlt; denn in allen Staaten, wo Thätigkeit herrscht, ist Reichthum, und jeder einzelne Mann ist glücklich.

Würde es nicht sehr traurig seyn, die Aecker unbebauet, die Handwerke liegen, die Menschen müßig ohne Arbeit, ohne Beschäftigung und also Mangel und Noth herrschen zu sehen, weil es an Mitteln und Wegen zur Circulation und zum Absatz fehlte? So lange der Handel noch gebunden und in seine gegenwärtigen Schranken eingeschlossen bleibt, so lange unsere Produkte noch nicht bequem und sicher verschickt, und abgesetzt werden können; so lange wird jene Besorgniß stets uns anwandeln und unserer Thätigkeit mächtige Hindernisse entgegenstellen. Die erleuchtete Regierung weiß es sehr gut, daß die Industrie nur nach Maasgabe des Feldes, welches man ihr einräumt, sich entwickelt, und Jedermann begreift es nur allzuwohl, daß der Gewinnst beym Handel um so größer ist, jemehr man verkauft. Die Häfen, welche wir an der Ostsee haben, die Bäche, die schiffbaren Kanäle

und

und die Wege, welche wir uns so leicht verschaffen könnten, würden unserm Handel ganz ausserordentlich zuträglich seyn. Ich habe schon in einem Aufsatz, welchen ich 1784 über die Verbesserung des Hafens bey Stolpe aufsetzte, und ihn an Se. Excellenz, den Staatsminister Herrn Grafen von Herzberg, einzusenden die Ehre hatte, die Vortheile auseinandergesetzt, welche für den Handel daraus entspringen würden. Man glaubt sehr natürlich, daß wenn unsere Häfen einst in guten Stand gesetzt wären, daß sie dann dem Handel aus und nach allen vier Welttheilen die Wege öfnen würden. Unsere eigenen Schiffe, wenn sie die natürlichen Produkte und die Fabrikate unseres Landes den fremden Nationen zum Verkauf brächten, würden uns alsdann unsere Bedürfnisse zurückbringen, oder sie für Miethe in fremde Länder liefern; und dies ist kein blos eingebildeter Gewinn.

Wir verkaufen unser Bau- und Stabholz, unsere Pot- oder Waidasche, unsere Leinwand, unsern Bernstein, unser Glas ꝛc. ꝛc. nach Frankreich, nach Holland, nach England, nach Irrland, nach Spanien, nach Schweden, nach Dänemark und nach der Türkey ꝛc. ꝛc. Wir könnten das Frachtlohn dieser Dinge selbst verdienen, und das, was wir von daher zu unserer Konsumtion gebrauchen, oder was wir wieder an andere absetzen können, zurückladen lassen.

Es

Es verursacht den Ausländern immer ganz ungeheure Kosten, wenn sie gezwungen sind, sich selbst unsere Produkte von uns zu holen, weil ihre Schiffe in unsere Häfen in der Ostsee nicht einlaufen können: wenn wir sie daher ihnen doch verkaufen wollen; so sind wir in der Nothwendigkeit, die Preise herabsetzen zu müssen; und wenn wir sie selbst laden wollen; so müssen wir die Preise nothwendig erhöhen, weil wir die Schiffe mit großen Kosten auf der Rhede müssen laden lassen. Alle diese Hindernisse und Unbequemlichkeiten würden wir nicht befürchten dürfen, wenn unsere Häfen in gutem Stande wären, und wenn wir unsere Produkte mit Bequemlichkeit in die See liefern könnten. Diese Mängel verursachen es, daß wir unsere Produkte nicht mit einer Art von Vortheil an die Ausländer verkaufen können, und daß wir außer Stande bleiben, ein Gleichgewicht mit andern Nationen zu erhalten.

Wir bekommen Talg, Lein- und Hanfsaamen aus Rußland; Baumwolle und Cameelhaare aus der Levante; Weine, Franzbrantweine, Gewürze, Färberwaaren und andere Dinge aus Frankreich, Holland ꝛc. ꝛc.; sollten wir mit diesen Nationen keinen Handel anfangen, und ihnen an unsern Produkten Geschmack beybringen können? Frankreich bekömmt aus dem Norden Getreide und Holz in großer Menge; alles

hängt ja nur von der Thätigkeit und der Begünstigung ab, welche der Staat dem Handel giebt. Eben die Mittel und Wege, welche andern Nationen offen stehen, die stehen auch uns offen. Sollten wir unaufmerksamer oder sorgloser seyn, als sie es sind, da es unsern eigenen Nutzen betrift? Wir müssen alle Takellage, die wir gebrauchen um unsere Schiffe auszurüsten, mit schweren Kosten von den Ausländern kaufen. Wenn unsere Häfen recht brauchbar wären; so könnten wir selbst Tauspinnereyen anlegen; so bliebe das Arbeitslohn im Lande und ernährte eine Menge von Handwerkern; auch der Landmann gewönne dabey, weil er nun auch Hanf bauen könnte, für welchen jährlich viel baares Geld aus dem Lande geht. Der Ruhm, die Größe, die wahre Macht eines Staats existirt und besteht nur durch den Handel; sein ganzer Reichthum besteht nur in fruchtbaren Aeckern, in der Thätigkeit seiner Fabriken und Manufakturen, und in dem Absatze seines Ueberflusses.

Wenn der nicht nach vielen Gegenden hin Oefnung verschaft, um seine Fabrikate und Produkte abzusetzen; so verliert er immer und kann nie mit andern Staaten die Balance erreichen; es darf nur früher oder später eine unerwartete Revolution entstehen, so wird er dadurch gehindert, bedrückt und vielleicht so zerstöhrt, daß man nicht hoffen darf, ihn sobald wieder herge-

stellt zu sehn. Der Staat, der nicht in sich selbst und außerhalb handelt, der nimmt ab, wird schwächer, und versinkt unumgänglich in Ohnmacht und Kraftlosigkeit. Die Staaten sind unstreitig die blühendsten, wo der Handel am ausgebreitetsten ist, wo er am meisten beschützt und begünstigt wird; kurz wo dieser am meisten blüht. Mancherley Umstände hemmen zuweilen den Lauf des Handels, der Krieg erschwert und unterbricht ihn; aber es müßte doch ein großes Unglück seyn, wenn diese Geißel die ganze Welt treffen sollte; wenn er also auch durch diese oder ähnliche Ereignisse in einigen entfernten Gegenden, oder Theilen der Welt, einige Stöße leiden sollte, so können sie ihn doch eben deswegen nicht zerstöhren, oder seine Zerstöhrung bewirken, weil sie nicht allgemein sich verbreiten; unsere andern Handlungsörter werden diesen Verlust immer wieder ersetzen, und den Handel noch wohl gar vermehren, je nachdem es die Natur der entstandenen Revolutionen mit sich bringt.

De Wailly.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

1-9 = XXXX XXXX
Febr. 84

1-8 = XXXXXX XXXXX
Jan. 86

2.3 XXX
Febr. 86

(1-3 = 2 Bde.) XXYX
I 83

1-8 XXXXX II 90

X X.92

Ob

Digitized by Google

1-8 = XXXX XXXX
Febr. 84

1-8 = XXXXXX XXXXX
Jan. 86

2.3 XXX
Febr, 85

(1-3 = 2 Bde.) XXIX
I 89

1-8 XXXXX II .90

X X .92

Digitized by Google

Digitized by Google